

bricolage 2

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie



Titelbild:

Gaby Plattner, geb. 1964 in Innsbruck; wohnhaft in Oberperfuss; freischaffende Fotografin. Über einen Zeitraum von zwei Jahren erkundete sie mit ihrer Kamera – und einem geschulten Auge für „das Schiache“ – die Müllplätze und Recyclingfirmen Tirols. Ausstellungen: Branger-Galerie, Unterperfuss (1997); Hotel Tyrolis, Zirl (1998); Lobbe Tirol, Kitzbühel (1999); Raika, Oberperfuss (2001); 35-jähriges Firmenjubiläum der Entsorgungsfirma Höpperger, Rietz (2001).

bricolage

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie

Heft 2: Müll / Abfall

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Vera Bedin, Tanja Beinstingl, Reinhard Bodner, Malte Borsdorf, Sepp Eisenriegler, Helene Gunsch, Oliver Haid, Barbara Jost, Alrun Lunger, Johann G. Mairhofer, Lieselore Meyer, Wolfgang Morscher, Karin Moser, Gaby Plattner, Kerstin Schaberreiter, Sigbert Riccabona, Martin Scharfe, Kathrin Sohm, Walburga Stemberger, Annegret Waldner, Sonja Windmüller

Redaktion

Reinhard Bodner und Kathrin Sohm,
unter Mitarbeit von Ingo Schneider, Oliver Haid, Karl C. Berger, Karin Scherzer und Renate Erhart

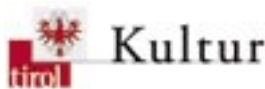
Layout

Kathrin Sohm

Druck

Tiroler Repro Druck, Innsbruck

Mit freundlicher Unterstützung von:



Innsbruck 2004

Inhalt

- 5 *Reinhard Bodner u. Kathrin Sohm*
Editorial
- 18 *Landesumweltanwalt Sigbert Riccabona*
Anstelle eines Grußwortes
- 23 Loses I
-
- 27 *Martin Scharfe*
Heiliger Müll
Tastversuche im kulturellen Souterrain
- 41 *Sonja Windmüller*
Wie und mit welchen Folgen Bob Dylans Müll öffentlich wurde
Überlegungen zur Abfalltheorie, ausgehend von einem Fallbeispiel
- 54 *Walburga Stemberger*
Städtischer Unrat
- 63 *Kathrin Sohm*
Vom *Unrat* zum *Wertstoff*
Bezeichnungen als Indikatoren kulturellen Wandels
- 74 *Lieselore Meyer*
Alltagsproblem Müll – Vom Loswerden der Dinge
- 81 *Alrun Lunger u. Karin Moser*
,Containing' – Leben aus dem Füllhorn ,Wegwerfgesellschaft'
- 95 *Annegret Waldner*
Der Schinder der wohnt hinter der Stadt
Gedanken über Menschen und ihren Müll

- 104 *Wolfgang Morscher*
,Press any key to continue' – Datenmüll
- 111 *Vera Bedin u. Helene Gunsch*
Einmal Müllhalde und zurück
- 121 *Sepp Eisenriegler*
Reparatur- und Recyclingnetzwerke
- 124 *Johann G. Mairhofer*
Oldtimer – vom Schrottplatz zum Concours d'Elegance
Über Stationen des Umgangs mit historischen Kraftfahrzeugen
- 145 *Malte Borsdorf*
Design der Entbehrung
Zum Gebrauch von Abfall in der modernen Ästhetik
- 152 *Tanja Beinzingl*
Umweltkrippen, Erinnerungswohnzimmer, Müllaltäre
Über die Müll-Projekte von Hans Kirchmair und ,Kultur am Land'
- 165 *Reinhard Bodner*
Auf der Kippe und im Museum
Kleine rumänische Notizen zur Kulturanalyse des Weggeworfenen und
Aufbewahrten
- 190 *Oliver Haid*
Knochenteller
Anthropologische Miniatur über das Unangenehm-Übriggebliebene bei Tisch
-
- 205 Loses II
- 213 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

„Es steckt zweifellos etwas Paradoxes in der Vorstellung einer Logik, deren Begriffe in Abfällen und Bruchstücken, Spuren psychologischer oder historischer Vorgänge bestehen, die als solche jeder Notwendigkeit ermangeln.“

(Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, 1962)

I.

Im Sommersemester 2003 wurde die erste Ausgabe unserer Studierendenzeitschrift, ein Themenheft ‚Jugendkulturen‘, am Innsbrucker Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde präsentiert.¹ Im damaligen Editorial stand zu lesen, es gehe dem Redaktionsteam darum „einen Anfang zu machen“. Ein Jahr später möchten wir zunächst unsere Erleichterung darüber vorausschicken, dass es nicht bei diesem Anfang geblieben ist und wir den damaligen Texten, die in mancher Hinsicht fehler- oder skizzenhaft geblieben sind, neue nachschicken können.

Rückblickend wäre es kommod, noch einmal mit jener Idee von Bricolage aufzuwarten, derzufolge Bastler keine Ingenieure sein müssen – und zu erklären, dass unsere Bemühungen deshalb, was die Werke der Ingenieure angeht, die ganze Zeit Gefahr gelaufen sind und weiterhin Gefahr laufen, entweder ins allzu Affirmative oder, auf der anderen Seite, ins Anmaßende zu kippen.² Zwischenzeitlich ist uns aber klarer geworden, dass uns einer solchen Argumentation folgend *Theologie* unterlaufen würde: die „Vorstellung eines Ingenieurs, der mit jeder Bastelei gebrochen hätte“ – ein Bild, das man sich macht und dabei übersehen will, „daß der Ingenieur ein vom Bastler erzeugter Mythos ist“.³ Gerade weil sich unser Institut derzeit in einer (den äußeren Umständen nach schwierigen, intern aber zugleich positiven) Phase der Neuorientierung befindet, scheint uns diese kleine nachträgliche Einsicht nicht ohne Gewinn zu sein.

II.

Unsere zweite Ausgabe ist dem Thema Müll und Abfall gewidmet – und wir sind darauf aufmerksam gemacht worden, dass eine volkskundliche Beschäftigung damit in Innsbruck weder neu noch besonders originell ist: 1985, ebenfalls in einer Übergangszeit für das Institut, war es zu einem Meinungsaustausch zwischen dem Landesstudio Tirol des ORF und Innsbrucker Volkskundestudentinnen und -studenten⁴ gekommen. Letztere hatten sowohl den „Kanon dessen, was als Volkskultur im Sender abgehandelt wurde (Bräuche und Feste) als auch die Art des Zuganges an diese Themen (ahistorische Ergründung des Ursprunges und Konstruktion unhaltbarer Kontinuitäten)“ kritisiert – und bekamen daraufhin die Möglichkeit eingeräumt, in Eigenregie ein Radiofeature zu einem aus ihrer Sicht volkskundlichen Thema zu gestalten: „Wir

einigten uns schlussendlich auf [...] ‚Müll – Abfall‘. Gewählt wurden ein kulturhistorischer Zugang (historische Betrachtung des Abfalls und seiner Beseitigung in Tirol und speziell in Innsbruck) sowie eine Gegenwartsbetrachtung (in Form von Experteninterviews und Gesprächen mit Betroffenen/VerursacherInnen). Eingebaut wurden von uns auch kleine kultur- und gesellschaftstheoretische Überlegungen zur Konsum- und Wegwerfgesellschaft.“ Das halbstündige Feature musste zu einem ungünstigen, spätabendlichen Termin ausgestrahlt werden. Obwohl der Beitrag auf positive Reaktionen stieß, blieb es bei dieser einen Sendung. Sie fand keine Nachfolge.⁵

Als sich die Studierenden 1985 darauf einigten, Müll und Abfall als ‚dem Anderen‘ des von ihnen kritisierten Kanons besondere mediale Darstellungskraft und Anschaulichkeit beizumessen, ließen sie sich vom britischen Sozialanthropologen Michael Thompson anregen. Dieser hatte Ende der 1970er-Jahre in seiner „Rubbish Theory“⁶ drei „Aggregatzustände“ besitzbarer Objekte unterschieden: erstens *vergängliche* Gebrauchsgegenstände, die an Wert verlieren; zweitens *dauerhafte* Dinge, deren Wert steigt (wie z.B. Kunstwerke); und drittens *Müll/Abfall*. Wie Menschen mit Dingen umgehen, hängt davon ab, welchen Wert oder Nicht-Wert sie ihnen zuschreiben; dabei ist *Müll/Abfall* Thompson zufolge aber „eben *keine* den Dingen eigene, physikalische und als solche optisch-medial fixierbare Eigenschaft“, weder im positiven (wertvollen), noch im negativen (entwerteten/wertlosen) Sinn, sondern kann vielmehr dazu dienen, „den scheinbar unmöglichen Transfer eines Objektes von der Kategorie des Vergänglichen in die Kategorie des Dauerhaften zu ermöglichen“.⁷ Zwischen diesen beiden Kategorien befindet sich also ein Bereich der Flexibilität, in dem Innovation und Kreativität entsteht; aber die Vorstellung, dass dieser Zwischenbereich allen Mitgliedern der Gesellschaft in ihrem alltäglichen Handeln gleichermaßen zugänglich sei und sich außerhalb von Zusammenhängen ökonomischer Macht und Repression befinde, ist eine Fiktion.⁸

Hier müssen wir kurz innehalten; denn tatsächlich ist es uns eine Weile so vorgekommen, als seien wir nah dran an unseren Beiträgen, wenn wir schreiben würden: wie schon im Fall des Jugendkulturen-Heftes bestehe eine besondere Affinität zwischen dem Thema und dem Diskurs über die Methode, mit deren Hilfe man sich ihm annähern könnte – also zwischen Müll und Abfall und der Miterwähnung „der Tätigkeit, Altes, das unbrauchbar geworden ist, aus seinen ursprünglichen Zusammenhängen herauszunehmen und durch einfallsreiche Kombination *einer neuen Intention dienstbar* zu machen.“⁹ Ein solches Reden über Bricolage liegt nahe, aber vielleicht allzu nahe; und es ist nachvollziehbar, aber vielleicht zu leicht. Das Thematisieren von Bastelvorgängen ist heute ein allgegenwärtiges Phänomen nicht etwa nur der Kunst oder der Wissenschaft, sondern des *Alltagslebens*.¹⁰ Wenn die Aufgabe der Europäischen Ethnologie/Volkskunde aber „im Überschreiten postmodernen Alltagswissens“¹¹ be-

steht, dürfen die Verfügbarkeit der Bruchstücke und die Beliebigkeit ihrer Dienstbarmachung nicht überschätzt werden – und können wir uns vor allem nicht mehr darauf beschränken, allein auf die *neuen Intentionen* der Subjekte zu vertrauen.

III.

„Instead of talking about bricolage or fleetingness, we can ask what kinds of cultural competence are needed to handle all the alternatives and possibilities of the present: how do we learn to cope with complex or fragmented settings?“¹² Diese von Orvar Löfgren formulierte Fragestellung¹³ könnte auch auf den Zusammenhang von ‚bricolage 2‘ mit Ertrag angewandt werden: Wie ist es möglich die „odds and ends‘ [...], Abfälle und Bruchstücke, fossile Zeugen der Geschichte eines Individuums oder einer Gesellschaft“ (Lévi-Strauss) in ein Zeichensystem zu überführen?¹⁴ Wie gelingt es Individuen und Gesellschaften mit der Erfahrung verschwimmender Grenzen zwischen Kulturprodukten und Müll umzugehen, wenn der *„interkulturell eingelebte Ablenkungsreflex“*, mit dessen Hilfe sich alle gesellschaftlichen Gruppierungen in der Moderne die *gegenständliche Produktion vom Leib* halten konnten [...] nicht mehr bindungsfähig“ ist¹⁵ – und „unser Stoffwechsel mit der Natur [...] längst einen Stich ins Pathologische bekommen“ hat?¹⁶ Wird, um damit fertig zu werden, das Wissen oder die Erfahrung von Bricolage tatsächlich gelebt, während (viel oder vielleicht zu viel) davon die Rede ist – oder handelt es sich um eine vorweggenommene Antwort auf Fragen, die sich weiterhin nicht *erübrigt* haben?¹⁷

Uns ist dazu Marjorie eingefallen, die allwissende Müllhalde, die in der Mythologie der Fraggles eine zentrale Rolle spielt.¹⁸ Eigentlich handelt es sich bei ihr weniger um eine Müllhalde, als um einen lebenden Komposthaufen: „an ancient collection of old grapefruit rinds, grass clippings, tin cans, coffee grounds, potato peels and assorted trash which one day mysteriously came to life“¹⁹. In zahlreichen Folgen der von Jim Henson (1936-1990) geschaffenen, in den 1970er und 80er Jahren ausgestrahlten Trickfilmserie finden sich die Fraggles vor Marjorie ein, um sie in Situationen der Verwirrung oder Unsicherheit um Rat zu fragen – und das, obwohl sie in Kauf nehmen müssen, auf dem Weg zu ihr von den riesigen



<http://www.fragglerocker.com/info/characters.asp?chrName=Trash%20Heap>

und gefährlichen Gorgs gefangen genommen zu werden. Die als Orakel geachtete Müllhalde wird von den beiden Ratten Philo und Gunge bewacht und, nachdem sie gesprochen hat – „The Trash Heap has spoken!“ – auch in Form von Kommentaren interpretiert. Die gespendeten Antworten sind für die Fraggles zwar nur in seltenen Fällen verständlich, hilfreich oder sinnstiftend; aber dennoch stellen Marjorie und ihre „irritierende Information“ (Theodor M. Bardman)²⁰ in der Serienwelt ein ‚totales soziales Phänomen‘ dar: „She sees all, she know[s] all, she is all. The Trash Heap may be the Creative Force behind the universe. Then again she may not be.“²¹ Schöpferisch und destruktiv zugleich ist sie, Kindern wie Erwachsenen zugewandt²², ein Sinnbild für die „Grundparadoxie“ (Bardman)²³ weggeworfener Kulturproduktion im Modernisierungsprozess, auf die SONJA WINDMÜLLER in ihrem Beitrag zu diesem Heft Bezug nimmt: Ausgehend vom Fallbeispiel der „Garbology“ A. J. Webermans setzt sie sich kritisch mit einer abstrakten „Konzeption des Abfalls als Sozialkonstrukt“ auseinander, durch die „der Abfall seiner materiellen, körperlich-sinnlichen Seite weitgehend entledigt“ werde. Indem Müll im Rahmen von analytischen Bestrebungen die Qualität der „Information“ zugesprochen bekommt, wird das als wertlos Ausgeschiedene erneut aufgewertet und – zum Beispiel journalistisch oder kulturwissenschaftlich²⁴ – in den Status ‚kulturellen Erbes‘ erhoben. Wenn dabei „die sinnlich-affektive Seite der Sozialbeziehung Abfall, die physische Qualität und Realität des Mülls in ihren jeweiligen Ausgestaltungen“ zumeist ausgeklammert bleibt oder marginalisiert wird, dann umreißt Windmüller in fünf Thesen einen volkscundlichen Zugang, der den Müll selbst und seinen Einfluss auf die Gesellschaft ausdrücklich mit in den Blick nimmt. Innerhalb der „Abfallnormalität“ (Manfred Faßler)²⁵, der selbstverständlichen Routine alltäglicher Wegwerf- und Bewertungsvorgänge, kehrt Müll als Déjà-vu wieder, als ein Effekt, der eben nicht kontrollierbar und der Willkür von ‚Intentionen‘ unterworfen ist – und auch: als ein Schatten, der auf die wissenschaftliche Fröhlichkeit des Bastlers fällt.²⁶

IV.

Unter dem Aspekt oder auch Vorbehalt des bisher Gesagten eine kurze Zusammenchau der weiteren Beiträge:

Wir beginnen mit einem Blick auf den „städtischen Unrat“ und seine Beseitigung im Innsbruck des 19. Jahrhunderts: WALBURGA STEMBERGER weist am Anfang ihres Beitrags darauf hin, dass es in einer historisierenden Untersuchung umso notwendiger sei, „Distanz zur aktuellen Abfallerfahrung zu gewinnen“, als durch eine „allseitige Abfallgegenwart“ die Sicht auf die Vergangenheit getrübt und zu voreiligen Einschät-

zungen der Gewichtung des Phänomens in vorangegangenen Jahrhunderten verleitet“ werde. Stembergers Einsicht in das Gebot „terminologischer Vorsicht“ greift KATHRIN SOHM in ihrem begriffsgeschichtlichen Beitrag auf, indem sie versucht, etwa am Beispiel von Kollektivbildungen (wie ‚Kehricht‘ oder ‚Gemülle‘) oder von Euphemismen (wie ‚Wertstoff‘ oder ‚Recycling‘), „[Parallelen] zwischen den verschiedenen Bezeichnungen für Weggeworfenes und dem kulturellen Umgang damit“ aufzuzeigen.

LIESELORE MEYER steuert uns das Resümee ihrer 1999 am Grazer Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie (jetzt: Volkskunde und Kulturanthropologie) vorgelegten Dissertation ‚Alltagsproblem Müll – vom Loswerden der Dinge‘ bei. Die Untersuchung, die sich als Beitrag zu einer „Ethnologie des Mülls“ im Sinne Martin Scharfes versteht, beschäftigt sich am Beispiel der steirischen Landeshauptstadt mit den alltäglichen Strategien des Loswerdens von Hausmüll. Die Autorin stützt sich dabei auf qualitative Interviews mit Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern sowie „Müllexperten“ und plädiert dafür, „den Müll als ‚Sache‘ in den Mittelpunkt der Betrachtungen zu stellen und zu hinterfragen, wie er im Alltag wahrgenommen wird und vor allem wie er sich auf das alltägliche Leben auswirkt.“ Ein Moment des In-Frage-Stellens des „Alltagsproblems Müll“ findet sich im Beitrag von ALRUN LUNGER und KARIN MOSER wieder. Anhand von zwei Fallbeispielen stellen sie eine ‚radikale‘ (oder in der Öffentlichkeit als ‚radikal‘ wahrgenommene) Lösungsstrategie vor: den umweltbezogenen Lebensstil des ‚Containings‘, einen ‚whole way of life‘ (Dick Hebdige) „mit und ohne Müll“. „Dabei geht es einerseits darum, selbst möglichst wenig Müll zu produzieren, andererseits sollen Abfälle als Rohstoff und Lebensmittel verwendet und damit negative ‚Abfall‘- oder ‚Müll‘-Konnotationen aufgehoben werden.“

Als erschreckend und beunruhigend hat ANNEGRET WALDNER die aus ihrer Kindheit behaltenen Verszeilen eines Kettenmärchens: ‚Der Schinder der wohnt hinter Stadt und wenn wir gegessen haben, sind wir alle satt‘ in Erinnerung. Den Schinder und seine negative Konnotation, „eine gesellschaftliche Praxis der Ausgrenzung, die aufgrund von Schmutz vollzogen wurde“, bildet den Ausgangspunkt ihres Streifzugs durch die geschichtswissenschaftliche Literatur. Wenn sie am Ende über soziale Hierarchien und Exklusionen in der Gegenwart nachdenkt, kann das insofern auf den anschließenden essayistischen Beitrag über „Datenmüll“ bezogen werden, als WOLFGANG MORSCHER darin die geringe Haltbarkeit moderner analoger wie digitaler Speichermedien thematisiert:²⁷ Während die euphorischen Erwartungen auf einen schrankenlosen Zugang zu Wissensbeständen, die namentlich das Internet zu wecken vermag, sich als utopisch herausstellen, erzwingt dessen Allgegenwart eine „Ökologie der Vermeidung“.²⁸ Umso drängender stellt sich in diesem Zusammenhang auch die Frage, ob „ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Erzeugnis und Abfall noch vorausgesetzt werden kann“ – zumal es sich gerade beim so genannten ‚Datenmüll‘ oder ‚Datenabfall‘ „nicht um

formlose Datenreste handelt, sondern um Muster in Datenmengen, deren Information erst noch zu finden ist.²⁹

„Einmal Müllhalde und zurück“ lautet das Programm eines essayistischen Texts von VERA BEDIN und HELENE GUNSCH, in dem sich die Autorinnen, unter anderem am Beispiel von Trash Design in einem sozialökonomischen Betrieb, mit dem „Zwischenraum zwischen Verschwindenlassenwollen und Nichtverschwindenwollen“ (Christian Unverzagt) beschäftigen. Am Anfang ihrer Überlegungen steht der Hinweis auf die gestiegene „Verfügbarkeit“ und „Leisbarkeit“ von Gegenständen, am Ende das Nachdenken über die Erfolgsaussichten „flexibler Nachhaltigkeit“ im Umgang mit Ressourcen. In Korrespondenz damit kann die Projektpräsentation von JOSEF EISENRIEGLER, seines Zeichens Geschäftsführer des Reparatur- und Service-Zentrums R.U.S.Z. und des Demontage- und Recycling-Zentrums D.R.Z., gelesen werden: Diese beiden Wiener sozialökonomischen Betriebe verfolgen das Ziel, arbeitsmarktpolitische und ökologische Erfordernisse miteinander zu verknüpfen und ein Netzwerk immer differenzierterer Reparaturdienstleistungen zu bilden.³⁰ Einem besonderen, emotional besetzten Gegenstandsbereich des Reparierens und Instandhaltens: Oldtimern ist der anschließende Aufsatz gewidmet, in dem uns JOHANN G. MAIRHOFER „vom Schrottplatz zum Concours d'Elegance“ mitnimmt. Dabei interessiert er sich zum einen besonders für Momente der Hemmung und Pietät, die es zu verbieten scheinen, Autos ‚einfach‘ zu entsorgen; zum anderen beschreibt er Stationen des Aufgeben-, Weggeworfen- und Vergessen-Werdens von Oldtimern, ihre meist zufällige Wiederauffindung und den Prozess ihrer arbeits- und kostenintensiven Rückführung in einen bestimmten ‚ursprünglichen‘ Zustand.

Während der Vorbereitungsarbeiten zu diesem Heft haben mehrere der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Frage, was mit dem recherchierten volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlich *anzufangen* sei, wie es zusammengefügt und gedeutet werden könne, unter Hinweis auf analoge künstlerische Techniken zu beantworten versucht. So unterstreicht MALTE BORSODORF in seinem Beitrag „Zum Gebrauch von Abfall in der modernen Ästhetik“ – am Beispiel von Jean Tinguely, Alois Schild, Humberto und Fernando Campana sowie Ronan und Erwan Bouroullec – den Zusammenhang von Kunst und Alltagsleben. Wenn er dabei auf die immer häufigeren „Allianzen zwischen Künstlern einerseits und Altstoff-Sammlern oder Stadtpolitikern mit Umweltbewusstsein andererseits“ eingeht, die bestrebt seien, „in der Bevölkerung ein Bewusstsein für Müll zu verankern“, ist jenes Feld wechselseitiger Einflussnahme angesprochen, in das unser Heft, um finanzierbar zu sein, hineingenommen worden ist. Im Zuge dessen haben wir zum Beispiel auch die Müllprojekte der von Hans Kirchmair („Haki“) geleiteten Kulturinitiative „Kultur am Land“ kennen gelernt, mit denen sich TANJA BEINSTINGL in ihrem Text auseinandersetzt. Dabei geht sie besonders

auf den Oktober des Vorjahres ein, als in der kleinen Tiroler Ortschaft St. Margarethen (Buch bei Jenbach) unter der *kulturinitiativen* Überschrift „Müllkultur/Kulturmüll“³¹ einen Monat lang die verschiedensten Veranstaltungen, von Dichterlesungen und Konzerten im Recyclinghof über Podiumsdiskussionen mit „Menschen aus sozialen Randgruppen“ bis hin zu Bastelaktivitäten mit Kindern, angeboten wurden. Mitinitiator eines als Abschluss des Programms vorgesehenen, dann aber abgesagten Projekts, in dessen Rahmen Müllaltäre gebaut werden sollten, war SIGBERT RICCABONA. Als Landesumweltanwalt setzt er sich seit Jahren mit Fragen des Landschaftsmülls, besonders in den Tiroler Tourismusregionen, auseinander. Einen Eindruck von seinem Engagement vermitteln die von ihm beigesteuerten Zitatfunde und Denkbilder, die diesem Heft „Anstelle eines Grußwortes“ mit vorangestellt sind.

Die beiden abschließenden Beiträge streben, von unterschiedlichen Themenstellungen ausgehend, eine Zusammenschau von Vorgängen fortschreitenden Wegwerfens und gegenläufigen Aufbewahrungstendenzen³² an: REINHARD BODNER notiert abwechselnd Eindrücke von der zehntägigen, vorwiegend an musealen ‚Prestigeorten‘ interessierten Rumänienexkursion des Instituts (im Wintersemester 2002/03) und Beobachtungen zu Andrei Schwartz’ Dokumentarfilm ‚Wasteland/Auf der Kippe‘, der einem Müll-Ort am Stadtrand von Cluj-Napoca (Klausenburg) gewidmet ist. Zuletzt – oder auch: ‚im Übrigen‘ – beschäftigt sich OLIVER HAID in einer „Anthropologische[n] Miniatur über das Unangenehm-Übriggebliebene bei Tisch“ mit Funktion und Bedeutungswandel des im 19. Jh. entstandenen Knochentellers.

Ein Nachsatz zu der Abfolge, in die wir die Beiträge gerade zu bringen versucht haben: Wir hätten zwar Lust, daraus auf ein ‚buntes‘ Bild zu schließen, welches aus der Beschäftigung mit dem Thema entstanden sei. Aus der Perspektive der Farbigkeit besehen müssen Mischverhältnisse aber nicht unbedingt in bunte Ergebnisse münden, sondern können im Gegenteil auch zum Verlust von Buntheit: zur *Unbuntheit* führen. Und in diesem Sinne bedauern wir es (ohne daran etwas ändern zu wollen), dass viele Dimensionen des Themas zu wenig intensiv in dieses Heft eingegangen sind oder darin fast völlig zu kurz kommen.³³

V.

Einiges bleibt uns noch übrig; wir haben es für den Schluss aufgehoben.

Zunächst liegt uns an der Feststellung, dass ‚bricolage‘ grundsätzlich für verschiedene Sorten von Beiträgen von Seiten der Innsbrucker Studierenden offen stehen soll – auch

für solche Texte, die ihren Verfasserinnen oder Verfassern zufolge weniger *analytisch* ‚gedacht‘ sind, als sie vielleicht vielmehr, auf ihre besondere Art und Weise, *symptomatisch* für das Thema und daher von Relevanz und Interesse sein können.

Zugleich wünschen wir uns aber, mit den jeweils neuen Ausgaben zeigen zu können, an welchen Stellen wir in inhaltlicher, methodischer und formaler Hinsicht mit dem bisherigen nicht mehr zufrieden sind. Unser Plan ist, das Heft mit der Zeit seinen Versprechungen: ‚Bricolage‘, ‚Zeitschrift‘ und ‚Europäische Ethnologie‘ *halbwegs* (und auch gar nicht mehr als das) anzunähern. Die Attitüde, damit nur die bloßen Ausdrücke (ähnlich begehrten Domains im Internet) zu besetzen, sollten wir uns nicht leisten. Und so gesehen liegt uns besonders an dem Vorsatz, das eher zu vermeiden, woran, mit den Worten Helge Gerndts, „[...] unsere Industriegesellschaft zu ersticken droht, nämlich Müll (aus Phrasendrusch, blinder Polemik oder Zitier-Eitelkeiten)“.³⁴ Deshalb sind in der Vorbereitungsarbeit, mehr als bisher, Reibungspunkte aufgetreten. Wir halten diese Tatsache für wertvoll, weil sie mithilft und in den folgenden Heften noch mehr mithelfen soll, die Verschiedenheit von Genres, Interessen oder Impeti klarer zu sehen. Auf diese Weise hoffen wir, nach und nach genauer zu wissen, worum es uns geht und worum nicht. Wir vermuten, dass Müll/Abfall als Thema in dieser Hinsicht besondere Qualitäten besessen hat – gerade weil die gängige Rede von ‚unserer Wegwerfgesellschaft‘ in hohem Maße emotional, moralisch und von ‚eigenen Meinungen‘ besetzt ist, und gerade weil in der alltäglichen wie intellektuellen Kritik moderner ‚Zivilisiertheit‘ mithin als ökologische Vorbilder edel-wilde Idealfiguren wiederzukehren scheinen.³⁵

Wenn studentisches Schreiben in einer nervösen Grauzone zwischen alltäglichem und verfügbarem theoretischen Wissen flattert, ist es vielleicht besonders symptomatisch für den „*Fakt* der Bricolage“, den MARTIN SCHARFE unter seinen „Drei Vorbehalten“ der „Bausteine zu einer Theorie der Kultur“ nennt: nicht als *Vorwurf*, sondern als *Vorbehalt*.³⁶ – Und nicht zuletzt deshalb freut es uns, dass wir mit ihm einen (Hermann Bausinger zufolge) ‚Schwäbischen Bricoleur‘³⁷ aus Marburg für uns gewinnen konnten. Als Martin Scharfe, der seit Wintersemester 2002/03 als Gastprofessor bei uns tätig ist, im Sommersemester 2003 eine Stunde seiner Vorlesung über ‚Kultur und Zivilisation der Moderne‘ dem Aspekt ‚Müll und Abfall‘ widmete, weckte er bei vielen Studierenden die Neugierde auf eine „Ethnologie des Mülls“, wie er sie in den 1980er und frühen 1990er Jahren³⁸ und zuletzt 2002 in ‚Menschenwerk‘³⁹ gefordert hatte.

Seine am Anfang dieses Hefts stehenden, orientierenden „Tastversuche im kulturellen Souterrain“ gelten der Frage, ob es neben den Vorgängen des Bewahrens – welche der „großen Handbewegung des Wegwerfens [...], die der modernen Kultur so geläufig ist“ entgegengesetzt sind – „nicht noch andere Tendenzen gibt, die sich als

Hemmungen des Wegwerfens äußern“. Der Leitgedanke der Hemmung wird – mit Farbe, Tiefe und Lor⁴⁰ – anhand von Beispielen aus dem Bereich des Heiligen anschaulich gemacht. Dabei geht es zunächst um „Überbleibsel im Ritual“ (wie zum Beispiel Totenschüsseln im Hessischen) und „Dingreste in der christlichen Sakralkultur“ (wie zum Beispiel Votivtafeln), dann um „Schätzungsschwankungen“ (Beispiele von Wertzuwachs und Wertminderung) und schließlich um Gedanken zum „Brennwert des Heiligen“, die entmythisierend und mythisierend zugleich formuliert werden können.

Wenn wir die daraus gewonnenen Fingerzeige – dem Vielen gewidmet, das „im Lauf der Zeit aus dem unrunder Zirkelgang der schwankenden Bedeutungen herausgefallen“ ist – als *Einleitung* für unseren Zusammenhang ‚verwenden‘ und ‚herausgeben‘ dürfen, dann sollten wir uns zugleich bemühen, sie als (im besten Sinn des Wortes) *Merksätze* bei uns ankommen lassen, nämlich was die Arbeit an künftigen und die Kritik bisheriger Ausgaben unseres Hefts betrifft. So gesehen könnte „Heiliger Müll“ fast ebenso gut auch am Ende der zweiten Ausgabe stehen – und auf die Diskussion „kulturellen Erbes“ in ‚bricolage 3‘ hinführen:

In der modernen Kultur westlicher Industriegesellschaften unterlagen und unterliegen Dinge zwar „[...] nicht mehr nur einem quasi willkürlichen Kreislauf von Werden und Vergehen [...], sondern sie haben – trotz der Wegwerfmentalität, die die Konsumgesellschaft erzeugte – ein symbolisches Bewahr- und Sicherungsinteresse bewirkt.“⁴¹ Aber gegenüber den häufig formulierten – letztlich allerdings nur bedingt passenden – *modernen* Interpretamenten der Kompensation oder Flucht wäre besonders hervorzuheben, was Sigmund Freud als „Kompromißbildung“ bezeichnet hat: „es könnte dann ‚in derselben Bildung – im selben Kompromiß – gleichzeitig der unbewußte Wunsch und die Abwehrforderung befriedigt werden‘.“⁴²

Damit sind wir aus den Vorbemerkungen endgültig in das prekäre Feld der *Schuldigkeiten*, von Referenzen und Danksagungen, gestolpert⁴³ – und möchten uns also an dieser Stelle gerne bei allen Kolleginnen und Kollegen, die zu ‚bricolage 2‘ beigetragen haben, herzlich bedanken. Nicht zuletzt sind KERSTIN SCHABERREITER und BARBARA JOST zu erwähnen, denen wichtige Zwischenräume im Heft zu verdanken sind. Ihre dort deponierten Grafiken können – wie auch die Fotografie am Titelbild, die GABY PLATTNER beigesteuert hat – als eigenständiger Kommentar zum Thema gelesen werden.

Bedanken möchten wir uns außerdem bei mehreren Kolleginnen und Kollegen, die an der Entstehung des Hefts in weniger offensichtlicher Weise oder leider nicht namentlich Anteil genommen haben, etwa durch Tipps, Literaturhinweise und Spenden von

Zeitungsartikeln, durch ihre Teilnahme am ersten Redaktionstreffen – oder auch durch Zurückhaltung und Selbstkritik (rare Fähigkeiten, die wir an den Betreffenden sehr mögen und schätzen; obwohl wir deshalb manches, auf das wir gespannt gewesen wären, in diesem Heft vermissen).

Besonders danken möchten wir schließlich INGO SCHNEIDER für seine Unterstützung und Hilfe, OLIVER HAID, KARL BERGER, KARIN SCHERZER und RENATE ERHART, die uns beim Korrekturlesen der Beiträge unter die Arme gegriffen haben, HAKI (Hans Kirchmair) von ‚Kultur am Land‘, Frau Kulturlandesrätin Dr. ELISABETH ZANON, der Österreichischen Hochschülerschaft und – für die konstruktive Zusammenarbeit, die weit über das Sponsoring hinausgegangen ist – Herrn Ingenieur ALEXANDER WÜRTENBERGER von der Firma ATM (Abfallwirtschaft Tirol Mitte).

¹ Ein kleiner Rückblick wird sich, zusammen mit dem Beitrag von Ingo Schneider und einer Revision des Beitrags von Reinhard Bodner, auf der von Lucia Luidold u. Ulrike Kammerhofer-Aggermann herausgegebenen CD-Rom ‚Bräuche im Salzburger Land, 3: In Familie und Gesellschaft‘ (Redaktion: Melanie Lanterdinger) finden, die voraussichtlich im Frühjahr 2005 erscheinen wird.

² Umso mehr haben uns die freundlichen Reaktionen gefreut, die wir aus mehreren Instituten im deutschsprachigen Raum erhalten haben. Speziell die Kontakte zu anderen Zeitschriften unseres Fachs, an denen Studentinnen und Studenten mitarbeiten, empfinden wir als bereichernd. In diesem Zusammenhang möchten wir uns besonders bei Michael Schwendinger, Andrea Hartl und Diana Moraru vom Redaktionsteam der ‚Augsburger Volkskundlichen Nachrichten‘ (AVN) sowie bei Frau Prof. Sabine Doering-Manteuffel (Universität Augsburg) bedanken.

³ Jacques Derrida: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/Main 1972, 431 f. – Aber: Zwischen den Fallstricken der strukturalistischen Theorie (Lévi-Strauss) und ihrer phänomenologischen Dekonstruktion (Derrida) ist es letztlich volkskundlich interessanter, das verbreitete Interesse am ‚Missverständnis‘ der Bricolage ernst zu nehmen. Wir geben unseren Titel deshalb nicht auf. Stärker als

bisher sollten wir uns aber vielleicht fragen: Wie wird die Lücke zwischen der ‚intendierten‘ Bastelei einerseits und der Bastelei als „stage in a relationship of exchange“ andererseits maskiert? Was wird durch das Reden über Bricolage vielleicht beschönigt? (Vgl. *Pierre Bourdieu*: Marginalia – Some Additional Notes on the Gift. In: Schrift, Alan D. [Hg.]: The Logic of the Gift. Toward an Ethic of Generosity. New York u. London 1997, 231-241.)

⁴ Und zwar der damalige Studienassistent Gerd Auer, Lisa Herz, Ingrid Moser, Wolfgang Meixner, Hartmut Prasch, Theresia-Maria Sonnewend und Barbara Viertel.

⁵ Reinhard Bodner bedankt sich bei Herrn Univ.-Ass. Dr. Wolfgang Meixner (Institut für Geschichte der Universität Innsbruck) für die Auskünfte (zit. n. einem Mail vom 21. April 2004).

⁶ *Michael Thompson*: Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Aus dem Englischen von Klaus Schomburg. Stuttgart 1981. (Orig.: Rubbish Theory. The Creation and Destruction of Value. Oxford 1979.)

⁷ Zit. n. dem Beitrag von *Sonja Windmüller* in diesem Heft.

⁸ Zit. n. *Manfred Faßler*: Abfall, Moderne, Gegenwart. Beiträge zum evolutionären Eigenrecht der Gegenwart. Gießen 1991, 216 ff.

⁹ *Karlheinz Stierle*: Mythos als ‚Bricolage‘ und zwei Endstufen des Prometheusmythos. In: Manfred Fuhrmann (Hg.): Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption. München 1971, 455-472, hier 457; Hervorhebung von uns.

¹⁰ Und als solche zum Beispiel Objekt der Trendforschung, wie sie – als Forschungsfeld einer von der Ethnologie profitierenden Betriebswirtschaftslehre – *Franz Liebl* vertritt: Unbekannte Theorieobjekte der Trendforschung (XLII): Der Bastler als Schnittstelle von Cultural Studies, Soziologie und Marketing. Online-Publikation: http://notesweb.uni-wh.de/wg/wiwi/wgwiwi.nsf/name/Bastler_als_Schnittstelle-DE (Stand: 07.06.2004).

¹¹ *Andreas Schmidt*: Das Verschwinden des Menschen im Spiel. Volkskunde in der Postmoderne. In: Michael Simon u. Hildegard Friess-Reimann (Hgg.): Volkskunde als Programm. Updates zur Jahrtausendwende. Münster 1996, 27-38, hier 37.

¹² *Orvar Löfgren*: Linking the Local, the National and the Global. Past and present Trends in European Ethnology. In: *Ethnologia Europaea*. Journal of European Ethnology, 26 (1996), 157-168, hier 166.

¹³ Den Hinweis darauf verdanken wir Herrn Univ.-Prof. Bernhard Tschöfen (Universität Wien).

¹⁴ *Claude Lévi-Strauss*: Das wilde Denken. Frankfurt/Main 1968, 35; *Gottfried Korff*: Wilde Masken. Ein anderer Blick auf die Fasnacht. In: Martina Eberspächer, Gudrun M. König u. Bernhard Tschöfen (Hgg.): Museumsdinge: deponieren – exponieren. Köln, Weimar u. Wien 2002, 269-279, hier 274. (Gekürzte Fassung von: Über Definitionen und Impressionen, über das Projekt und die Ausstellung. In: Wilde Masken. Ein anderer Blick auf die Fasnacht. Tübingen 1989, 11-25.)

¹⁵ *Faßler* (wie Anm. 8), 55; Hervorhebung im Original.

¹⁶ *Martin Scharfe*: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar u. Wien 2002, 326.

¹⁷ Ein Beispiel dafür, dass auf dem Hintergrund dieser Fragestellung die Notwendigkeit einer europäischen Ethnologie des Mülls zunehmend erkannt wird, ist der Text von *Antti-Henrikki Puustinen*: De okända soporna. Etnologiska aspekter på avfallets och det onödiga kulturella dimensioner. In: Bo Lönnqvist (Red.): Laboratorium för Folk och Kultur, 4 (2003): Den materialiserade människan, 8-11. Für den Hinweis bedanken wir uns bei Frau Prof. Sabine Wienker-Piepho (Universität Augsburg).

¹⁸ Den Hinweis darauf und die Angaben, nach denen wir im Folgenden zitieren, verdanken wir Alrun Lunger.

- ¹⁹ <http://www.fragglerocker.com/info/characters.asp?chrName=Trash%20Heap> (Stand: 07.03.2004).
- ²⁰ Zit. n. dem Beitrag von *Sonja Windmüller* in diesem Heft.
- ²¹ Wie Anm. 19.
- ²² Zum Kind-Erwachsenen vgl. *Schmidt* (wie Anm. 11), 27 ff.
- ²³ Wie Anm. 20.
- ²⁴ Vgl. dazu *Sonja Windmüller*: Zeichen gegen das Chaos. Kulturwissenschaftliches Abfallrecycling. In: *ZfV*, 99 (2003), H. 2, 237-247, bes. 246 f.
- ²⁵ Wie Anm. 20.
- ²⁶ Zu diesem Schatten vgl. *Christoph Conrad* u. *Martina Kessel*: Blickwechsel: Moderne, Kultur, Geschichte. In: dies. (Hgg.): *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*. Stuttgart 1998, 9-41, hier 12.
- ²⁷ Vgl. dazu etwa die Hinweise bei *Ingo Schneider*: *Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C.H. Beck 1999, 424 p. (Rezension) In: *ÖZV*, LIV (2000), H. 4, 539-541, hier 541.
- ²⁸ Vgl. *Hans-Magnus Enzensberger*: Das digitale Evangelium. In: *Der Spiegel*, 2 (2000), 92 -101.
- ²⁹ *Christoph Hoffmann*: *Abfall*. In: Nicolas Pethes u. Jens Ruchatz (Hgg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Reinbek 2001, 21 f., hier 22; mitzubedenken wäre auch der Essay von *Theodor M. Bardmann*: Wenn aus Arbeit Abfall wird. Aufbau und Abbau organisatorischer Realitäten. Frankfurt am Main 1994.
- ³⁰ Vgl. <http://www.nachhaltigkeit.at/reportagen.php3?id=22> (Stand: 07.06.2004).
- ³¹ *Peter Jeram*: Müll aus einer anderen Perspektive sieht das Kultur-am-Land-Projekt ‚Kulturmüll – Müllkultur‘. In: *FORUM* (Fortschritt im regionalen Umweltschutz), 11 (2003), H. 4, 9. – Mit den beiden Wortschöpfungen könnte vielleicht noch zu einer vor kurzem erschienenen beeindruckenden Sammlung von „Eintausendfünfhundert Kulturbegriffe[n]“ beigetragen werden: *Markus Morr*: Worthülse „Kultur“? In: *Brauchen und Gestalten. Materialien zur Sachkulturforschung*. Andreas C. Bimmer zum 60. Geburtstag. Marburg 2004, 171-186. (= Hess. Bl. f. Volks- und Kulturforschung, N.F. 39)
- ³² Im Anschluss an *Odo Marquard*: Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur. In: Andreas Grote (Hg.): *Macrocosmos in microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Opladen 1994, 909-918, wird v.a. in neueren literaturwissenschaftlichen Beiträgen zum Thema Müll auf das Moment der Kompensation abgehoben. Vgl. *Gisela Ecker, Martina Stange u. Ulrike Vedder*: Sammeln – Ausstellung – Wegwerfen. Zur Einleitung. In: dies. (Hgg.): *Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen. Königstein/Taunus 2001*, 9-14, hier 11 (= Kulturwissenschaftliche Gender Studies, 2), oder *Ulrike Vedder*: L'homme poubelle. Über den Müll in der Literatur (Thomas Pynchon, Unica Zürn). In: Katharina Baisch u.a. (Hgg.): *Gender revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*. Stuttgart u. Weimar 2002, 117-130, hier 117. – Zur Reflexion und zugleich Kritik des Konzepts der Kompensation vgl. *Odo Marquard* selbst: Zukunft und Herkunft. Bemerkungen zu Joachim Ritters Philosophie der Entzweiung. In: Ralf Konersmann (Hg.): *Kulturphilosophie*. Leipzig 1996, 292-306, bes. 302, wo die Frage, „ob denn wirklich die Kompensationstheorie „das letzte und entscheidende Wort [...] über die moderne Welt gewesen ist“, verneinend beantwortet wird.
- ³³ Namentlich auf geschlechtsspezifische Zusammenhänge scheint uns dies zuzutreffen. Vgl. dazu die volkscundlichen Arbeiten *Gudrun Silberzahn-Jandts*: Die Allgegenwart des Mülls. Ansätze zu einer geschlechtsspezifischen Ethnographie von Müll und Abfall. In: *ZfV*, 92 (1996), H. 1, 48-65; dies.: *Frauen, Müll und Geld. Zum Zusammenhang von häuslichem Handeln und Müllkultur*. In: Michael Hofmann, Kaspar Maase u. Bernd-Jürgen Warneken (Hgg.): *Ökostile. Zur kulturellen*

Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Marburg 1999, 145-169; dies.: Zur subjektiven Wortbe-
deutung von Müll und Abfall – Narrative Skizzen. In: Gabriele Mentges, Ruth-E. Mohrmann u.
Cornelia Foerster (Hgg.): Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-
Kulturen. Münster u.a. 2000, 111-124. (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde / Europäischen
Ethnologie, 6)

³⁴ *Helge Gerndt*: Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen.
Münster 2002, 249. (= Münchener Universitätsschriften: Münchner Beiträge zur Volkskunde, 31)
– Der Aspekt des geschriebenen und gedruckten Mülls wäre ein Thema für sich; vgl. dazu *Nikolaus
Wegmann*: Die Bibliothek als Mülldeponie. In: ders.: Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alex-
andrinischen Zeitalter. Köln, Weimar u. Wien 2000, 78-121.

³⁵ Vgl. *John Passmore*: Den Unrat beseitigen. Überlegungen zur ökologischen Mode. In: Dieter
Birnbacher (Hg.): Ökologie und Ethik. Stuttgart 1980, 207-246, hier 216.

³⁶ *Martin Scharfe* (wie Anm. 16), 146.

³⁷ Zur Erklärung müssen wir etwas ausführlicher zitieren aus *Hermann Bausinger*: Martin Scharfe
zur „Hälfte des Lebens“: Geburtstag – Abschied – Ankunft. In: Tübinger Korrespondenzblatt, 30
(März 1986), 1-4, hier 3: „Der Wissenschaftler als Bricoleur – das ist seit einigen Jahren ein beliebter
Vergleich: einer, der sich vertraut macht mit diffusen Materialien und der daraus neue Kombina-
tionen entwickelt. Das Bild des Bastlers, so gefaßt, paßt auch auf Martin [Scharfe]. Soweit ich sehe,
‚bewältigt‘ er seine Gegenstände weniger als früher – er schmiegt sich ihnen an, entziffert ihre spezi-
fische Physiognomie und kombiniert. Was dabei entsteht, hat freilich wenig gemein mit den luftigen
Gebilden, die beispielsweise französische Kulturwissenschaftler hervorzaubern. Es ist gewissermaßen
schwäbische Bricolage, in die Tüftelei, verbissener Fleiß und große Genauigkeit eingehen – und man
soll den Produkten durchaus noch etwas von diesen Tugenden ansehen. Fröhliche Wissenschaft ja
– aber nicht im Handstreich, sondern als Lohn der Beharrlichkeit.“

³⁸ *Martin Scharfe*: Müllkippen. Vom Wegwerfen, Vergessen, Verstecken, Verdrängen und vom
Denkmal. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Jg. 3 (1998), H. 1, 15-20;
ders.: Wie die Lemminge. Kulturwissenschaft, Ökologie-Problematik, Todestriebdebatte. In: Rolf
W. Brednich u. Walter Hartinger (Hgg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volks-
kundekongresses Passau 1993. Passau 1994, Band 1, 271-295. (= Passauer Studien zur Volkskunde,
8/9)

³⁹ Ders. (wie Anm. 16), 314 ff. u. 326 ff.

⁴⁰ Vgl. ders.: Grundzüge der Kulturwissenschaft Volkskunde, Grundzüge ihres Studiums. In: ders.
u. Rolf W. Brednich: Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrhunderts. Hochschultagung
der DGV 1994 in Marburg/Lahn. Göttingen 1996, 9-21, hier 18.

⁴¹ *Gottfried Korff*: Dinge: unsäglich kultiviert. Notizen zur volkskundlichen Sachkulturfor-
schung. In: Franz Grieshofer u. Margot Schindler (Hgg.): Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Wien
1999 (= Festschrift für Klaus Beitz zum 70. Geburtstag), 273-290, hier 290. Das Zitat und der daran
anschließende Gedanke findet sich auch am Ende des Beitrags von Johann G. Mairhofer in diesem
Heft.

⁴² *Scharfe* (wie Anm. 16), 318.

⁴³ Vgl. dazu *Johanna Rolshoven*: Dankbarkeitsrituale in komplexen Gesellschaften. Das Beispiel
akademischer Paratexte. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, 10 (1995), H. 2,
65-73.

Das Kapitel „*Anstelle eines Grußwortes*“ (S. 18 – 22) von Landesumweltanwalt Sigbert Riccabona ist nicht Open Access verfügbar.



Am Jakobsweg, auf der französischen Seite des Cisa-Passes,
29. September 2001.



Am Jakobsweg, Pilgerkreuze auf dem Rabanal Pass, 2. Oktober 2001.



Am Jakobsweg, auf dem Rabanal Pass, 2. Oktober 2001.



Am Jakobsweg, Mülleimer in Jakobsmuschelform, vor einer Pilgerherberge in Villafranca del Bierzo, 3. Oktober 2001.

Fotos S. 23-25: Reinhard Bodner

Foto S. 26: Oliver Haid

Heiliger Müll

Tastversuche im kulturellen Souterrain

Martin Scharfe

1. Zur Orientierung

1.1.

In den Kleinstadthäusern meiner Kindheit gab es zwischen dem Erdgeschoß – dem Parterre – und dem kühlen und meist feuchten Keller noch ein knapp unter der Erdoberfläche gelegenes, trockenes Zwischengeschoß: das Souterrain; die Ausdrücke hatten sich im schwäbischen Idiom bewahrt, das späte 18. oder das frühe 19. Jahrhundert mochte sie vom Rhein herübergeweht haben. Der völlig dunkle Keller war den Lebensmitteln vorbehalten: den Kartoffeln und Äpfeln in ihren Hurden, den Eiern in der Kalkbrühe, dem Kraut in der Stange, vielleicht auch dem Faß mit Most oder gar Wein. Im dämmrigen Souterrain indes lagerte man die Kohlen und allerlei Gerümpel – eben das, was in den Wohnungen störend, was vielleicht auch unansehnlich geworden war, vor dessen endgültiger Vernichtung (etwa im Feuer des Stubenofens) man sich aber scheute – oder vorderhand *noch* scheute. Für Kinder gab es hier Abenteuerliches zu entdecken; da das meiste nicht klar zu sehen war, mußten sie sich in den verschatteten Ecken und Nischen auf den Tastsinn verlassen. Die Leserin, der Leser versteht das Bild und die Szene, ist also auf intellektuelles Herumstöbern eingestellt und wird nicht ungnädig sein, wenn der Souterraingänger am Ende keine sauber gescheitelten und geschniegelten Erkenntnisse vorzulegen weiß. Gleichwohl hält er noch zwei Vorbemerkungen für angebracht.

1.2.

Die erste Vorbemerkung betrifft das Wort Müll, das so alt nicht ist und eine erstaunliche „Karriere“ hinter sich gebracht hat (wie Ludolf Kuchenbuch sagt), von der auch dieser Aufsatz profitieren möchte. Die Frage, ob es zulässig sei, mit Worten unserer Gegenwart Tatsachen und Umstände, Vorgänge und Strömungen in geschichtlicher Ferne zu bezeichnen, ist oft erörtert worden. Manche haben gemeint, es sei ganz falsch, unsere Ausdrücke auf historische Tatbestände zu übertragen, weil, wenn es das Wort nicht gegeben habe, auch kein Bewußtsein und kein Begriff von der Sache vorhanden gewesen sei; mithin könne die *Sache selbst* auch gar nicht existiert haben. Kann, darf man also von Müll reden für eine Zeit, in der das Wort *Müll* (mitsamt seinen heuti-

gen Bedeutungen!) noch unbekannt war und das Wort *Abfall* (und hier ist nochmals an Kuchenbuchs Studie zu erinnern) uns heute fremd gewordene Bedeutungsaspekte auf sich gezogen hatte? Doch dürfen wir ja vielleicht solche historischen, solche *ganz anderen* Bedeutungsaspekte (Abfall im moralischen Sinne: von einem Freund abfallen, ihm untreu werden; Abfall in religiös-mythischem Sinn: der Engel – Luzifer – fällt von Gott ab!) auch als Wink benützen für Erkundungszüge im Unbekannten: Abfall vom *Heiligen* dort, heiliger *Abfall* hier – ‚heiliger Abfall‘ nun in einem ganz anderen Sinne. Das fordert eine zweite Vorbemerkung.

1.3.

Meist nämlich hat man das Thema Abfall und Müll, soweit es überhaupt in die kulturwissenschaftliche Betrachtung einbezogen wurde, unter der großen Handbewegung des Wegwerfens gesehen, die der modernen Kultur so geläufig ist; deshalb finden sich Beobachtungen und Überlegungen, welche die entgegengesetzte Tendenz betreffen – das Aufbewahren, das Behalten, das Wiederverwenden oder -verwerten –, fast nur in Essays über Sammeln und Sammler, in der museumstheoretischen Literatur oder aber in Versuchen, das ‚Wesen‘ moderner Alltagskultur durch Kontrastierung mit der vorindustriellen Kultur herauszustellen. Wenn in solchen Erörterungen der Aspekt des Bewahrens und des *Nicht*-Wegwerfens eine Rolle spielte, geschah das mit Recht im Interesse, den Zusammenhang mit der Knappheit des ökonomischen oder des kulturellen ‚Kapitals‘ aufzuzeigen – die alte Kultur mit ihrem Mangel an Subsistenzmitteln ließ nichts ‚umkommen‘, auch das ‚unnütz‘ gewordene Artefakt mußte noch seinen Nutzen erweisen; die neue Kultur aber, die den Verlust ihrer Werte befürchtet, stellt die alten Artefakte unter Schutz und ins Museum, um sich daran aufzurichten. Doch ist zu fragen, ob es neben diesen Bewegungen des Bewahrens, von denen die eine an die ökonomische Basis, die andere an die Entwicklung des kulturellen Überbaus gebunden scheint, nicht noch andere Tendenzen gibt, die sich als Hemmungen des Wegwerfens äußern. *Hemmung* also soll der Leitgedanke der folgenden kleinen Materialsammlung sein – gefragt wird, ob es nicht besondere Kulturbereiche gibt, denen solche Hemmung eigentümlich ist; und vorgelegt wird Stoff aus dem Bereich der Pietät, der Religion, des Sakralen, des Heiligen. Wenn dieser Stoff nun numeriert daherkommt, darf man diese Zahlenordnung nicht mit Systematik verwechseln – im Gegenteil. Die Ziffern sind als ein Abzählen an den Fingern zu verstehen; und man zählt an den fünf Fingern einer Hand ja immer gerade dann ab, wenn man sich eines inneren Zusammenhangs, einer Systematik *nicht* sicher ist.

2. *Überbleibsel im Ritual*

2.1. *Besorgung des Unbrauchbaren*

Ein erster Blick, ein überraschter und überraschender Blick gilt Dingen, die eigens für rituelle Zwecke unbrauchbar gemacht werden – und es sind keine nebensächlichen Rituale, in denen die Zerstörung des Nützlichen zu beobachten ist. Wir denken an das Richtfest des Hauses, bei dem der Zimmermann im Richtspruch seit jeher das Glas zerwirft und Scherben ‚herstellt‘, die, wie das Sprichwort sagt, Glück bringen. Die Aufrichtung des Hauses ist eine existenziell so bedeutsame Angelegenheit wie die Aufrichtung einer Ehe: der Polterabend, der Vorabend der Hochzeit, hat als Hauptinhalt nichts anderes als die lärmende Zerstörung und Zerschlagung von Geschirr und Hausrat. Der Brauch, der ehemals nicht überall zuhause war, breitet sich rasend aus, und allein schon diese Ausbreitungstendenz wirft ein Licht auf die Bedeutung der künstlichen Herstellung des Unbrauchbaren – auch und gerade in einer Zeit, der das Müllproblem über den Kopf wächst. In Zeitungsannoncen sind deshalb Aufrufe üblich geworden, man möge doch bitte den schönen Brauch des Polterns nicht zur Müll-‚Entsorgung‘ ‚mißbrauchen‘.

Die Volkskunde weiß zu sagen, daß Scherben nicht nur in der Aufrichtung des Hauses und der Ehe, sondern auch im Niedergang des Lebens ihren Ort haben oder hatten. Hinzuweisen ist auf die sogenannte Totenschüssel: im Hessischen wenigstens (ich vermag derzeit nicht mitzuteilen, ob es Parallelen gibt) war es bis ins 19. Jahrhundert hinein üblich, die Tonschüssel, die zur Totenwaschung verwendet wurde (nicht selten scheint es eine Schüssel gewesen zu sein, die im Leben des Verstorbenen besondere Bedeutung gewonnen hatte – etwa als Hochzeitsschüssel), nach Gebrauch zu durchlöchern – also unbrauchbar zu machen! – und dann aufzuheben; die Museen bewahren noch so manche dieser eigenartigen Totenschüsseln auf, die der Besucher nicht ohne Gruseln betrachten kann.

Am Ende möchte man gar noch auf die sogenannten Gnadenstätten hinweisen – auf Orte also, an denen es darauf ankam, ‚Teile des Ortes‘ sich anzueignen. Es wird ja gelegentlich wenigstens berichtet von hölzernen Heiligenskulpturen, aus denen sich die Gläubigen einen Splitter heraus schnitten und nach Hause nahmen – bekannter ist der Brauch, sich Sand aus dem Stein einer Kirche herauszukratzen; die Spuren davon vor allem im Eingangsbereich der Kirchen sind auch heute noch vielfach sichtbar.

2.2. ‚Schwellen’-Deponien

Es fiel auf, daß Herstellung und Besorgung der Scherben und Splitter just mit ‚Schwellen’-Bräuchen verknüpft sind oder waren – mit ‚Rites de passage’ also, mit Ritualen des Übergangs bei Aufrichtung des Hauses, bei der Hochzeit, beim Tod; und es ist eine Anmerkung wert, daß solche Grenzüberschreitungen auch noch in anderer Hinsicht mit wirklichem oder vermeintlichem Abfall zu tun haben.

Nochmals ist die düstere ‚Schwelle’ des Todes zu erwähnen. Das im ‚Atlas der deutschen Volkskunde’ zusammengetragene Material zeigt, welch große Bedeutung die Grabbeigabe noch im 20. Jahrhundert gehabt hat – heute wird es noch nicht viel anders sein. Zwar sind es sicher nicht eigentliche Abfall-Dinge, die den Toten auf ihre ‚Reise’ mitgegeben werden; doch handelt es sich eben in der Regel auch nicht um besonders wertvolle Objekte: es sind meist kleine, schlichte Alltagsdinge mit besonderem Bezug zum Verstorbenen. Und so gleichen zumal in größeren Städten die Friedhofsabteilungen mit Kindergräbern richtigen Spielzeugdeponien mit abgewetzten Teddybären und Puppen, mit Kinderrasseln und abgegriffenem buntem Plastikspielzeug. Der Blick zurück auf die Geschichte des Totengedächtnisses und seiner regionalen Sonderformen stößt uns auch auf den Brauch des Totenbrettaufrichtens: schlicht verzierte und mit Namen, Datum und Spruch versehene Bretter, etwa an Weggabelungen zum Gedächtnis der Toten aufgestellt. Doch ist das Totenbrett ja ursprünglich das als Bahre benützte Traggestell – ein dinglicher Überrest, der das Toten- und Bestattungsritual überdauert hat, nicht unähnlich den Überresten der Totenschüssel.

Es liegt also eine eigenartige Spannung in der hohen Bedeutung des sichtlich Unbrauchbaren, wie sie in den Passage-Riten um Tod, Hochzeit, Hausbau zutage tritt. Wenn der Aspekt vielleicht auch ungewohnt ist: die Fakten sind schon lange bekannt. Das aber kann von einem anderen ‚Schwellen’-Ritual nicht gesagt werden, das in die aufregende Kulturgeschichte der Moderne gehört und erst seit kurzem in das wissenschaftliche Bewußtsein tritt. Gemeint ist die erstmalige Ersteigung hoher Alpengipfel in der Zeit kurz vor und kurz nach der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mitsamt der zunächst unauffälligen Übung des Deponierens von scheinbar nebensächlichen Gegenständen auf dem Gipfel: erwähnt werden in den fast durchweg gedruckten Erstbesteigungsberichten etwa Werkzeug, Geldmünzen, eine Flintenkugel, ein Feuerstein, das Holzgestell eines Vermessungsgeräts, ein (ein!) Handschuh. Möchte man diesen Objekten noch die Aufgabe der Dokumentation und des Nachweises der Besteigung zusprechen, so sind andere Gegenstände, von denen berichtet wird, völlig ungeeignet für solchen Nachweis, weil es nichtdauernde Dinge sind: Brot etwa oder abgenagte Bratenknochen, die ja alsbald von den Vögeln weggenommen würden oder aber verrotteten. All diese an sich wenig bedeutsamen Dinge werden in den Erstbesteigungs-

berichten ausdrücklich erwähnt – also *waren* sie bedeutsam. Doch werden sie nur *erwähnt*, aber nicht *besprochen* oder erklärt. Es wird gesagt, *daß* man die Gegenstände auf dem Berggipfel abgelegt hat; es wird aber nicht gesagt, *warum*. Man *tat* es eben, und zwar offensichtlich ohne Vorbild, aus eigenem, scheinbar spontanem Antrieb. Wenn man in Betracht zieht, daß solche gezielten Gipfelbesteigungen, die allein aus Neugierde und Erkenntnislust unternommen wurden, ein absolutes Novum in der Geschichte der Menschheit waren; wenn man weiterhin bedenkt, daß diese Aktionen gegen starke alte affektive Widerstände durchgesetzt wurden – in den obersten Regionen der Berge nämlich habe der Mensch nichts verloren, das sei das Terrain Gottes! –; wenn man schließlich zur Kenntnis nimmt, welche heftigen, durchaus ambivalenten Gefühle den Erfahrungen dieser frühen Alpinisten beigemischt waren: dann muß man wahrhaftig sagen, sie hätten eine vorher für unüberwindbar gehaltene Schwelle überschritten.

Schwellenbrauch im *Wortsinne* aber war der Versuch und heimliche Brauch, das Haus vor allerlei Unbill und Gefahr zu schützen, indem man in seinen Fundamenten ein kleines Tier, vielleicht Katze oder Hund, vergrub oder einmauerte, und ein bevorzugter Ort für solche ‚Bauopfer‘ (unter dieser Bezeichnung laufen sie in herkömmlicher Wissenschaft) war natürlich die Türschwelle, über welche das Gefürchtete, das Böse eindringen konnte. Auch diese Tierkadaver sind nicht ihres materiellen Wertes wegen wirksam, sondern aus ganz anderen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde; auch in diesem Falle also wird dem zum dauernden Verbleib bestimmten ‚Ausschuß‘ höchste Wirkkraft zugebracht.

3. *Dingreste in der christlichen Sakralkultur*

3.1. *Deponia pia*

Es sind nicht nur die direkten Erinnerungen an Verstorbene – wie etwa die der explizit katholisch geprägten Kulturtradition angehörigen, eigens nach dem Tod eines Menschen gedruckten und unter die Hinterbliebenen und Mittrauernden gebrachten Sterbezettel –, denen die Pietät gleichsam eine Hemmung anklebt: die Hemmung nämlich vor achtlosem Wegwerfen. Doch fällt an diesen den Tod und auch die gebotene Trauerzeit überdauernden Sterbezetteln auf, wie schwer es den Besitzern fällt, sich von solchen gedruckten Erinnerungen zu lösen; Christine Aka hat zu diesem Problem eine ganze Reihe von Beobachtungen beigesteuert; und nicht zuletzt hat sie auf die Peinlichkeit aufmerksam gemacht, die entsteht, wenn man als fahrlässig pietätloser

Mensch ertappt wird. Es ist deshalb für die Eigentümer von Sterbezetteln (wenigsten von Zetteln, die an nahe Angehörige erinnern) sicher entlastend, wenn sie in ihrer Nähe einen Ort wissen, wo sie die Trauerrelikte würdevoll deponieren können. Zumal einzelnen Wallfahrtskirchen scheint zunehmend die Aufgabe solcher frommen Deponien zuzukommen – so ist etwa ein Vor- und Nebenraum der Kirche Maria Waldrast in Tirol geradezu übersät mit Sterbezetteln.

Doch geht es nicht nur um Sterbezettel, mit deren Besitz ja gleichsam eine namentliche Verpflichtung verbunden zu sein scheint. Auch andere Objekte der Frömmigkeitsübung können außer Gebrauch kommen und gleichwohl ihre Eigentümer mit einer Scheu belasten: mit der Scheu nämlich, den Gegenstand acht- und würdelos wegzuwerfen und damit seine Vernichtung in Kauf zu nehmen. Hans Dünninger hat schon in den siebziger Jahren diese Bedeutungsklasse von ‚heiligen‘ Objekten erwähnt: alte und für materiell wertlos gehaltene Gebet- und Gesangbücher, Andachtsbilder, Marienstatuen und Kruzifixe, die er in Feld- und Nebenkappen abgelegt fand. Deponia pia benannte er das Phänomen: „Reservat für zweitrangig gewordene religiöse Gegenstände“, wo etwas ‚Heiliges‘ zwar „der Mode geopfert, aber nicht vernichtet“ werde.

Es mag ja sein, daß in Zeiten, in denen Religion höheren Stellenwert hatte und verpflichtender war und die Umschlagsgeschwindigkeit der Moden geringer, solche Deponien nicht gebraucht wurden; es könnte sein, daß die allgemeine Inklination unserer Kultur zum Müll auch das Feld des Religiösen besetzt hat. Man ist indessen nicht schlecht beraten, wenn man die eigenen Urteile prüft und öfters wendet. Denn die Motive der Handelnden sind ja stets mehrfach geschichtet und überdies verbacken, und was klar an der Oberfläche zu liegen scheint, ist nur *eines* der Motive; wer weiß denn schon, welche anderen sich darunter verstecken. Die einfache Geschichte, die Peter Rosegger im Tagebuch des Jahres 1906 mitteilt, steht für tausend andere. Eine steirische Bauersfrau bringt der städtischen Sammlerin eine „alte Mutter-Gottes“, ein bunt bemaltes – wir würden sagen: naives – Schnitzwerk: „Mein Gott, bei ihnen daheim in der alten Hauskapelle sei es gestanden, gewiß schon hundert Jahre; ihr Großvater und Urgroßvater hätten schon ihren Rosenkranz davor gebetet. Jetzt, weil die Kapelle zusammenfalle, wolle sie das Bild vergeben.“ Sie akzeptiert den Gulden, den ihr die Volkskundlerin bietet – und der Schriftsteller ‚erschrickt‘ darob „nicht wenig“: „Ein wunderliches Zeichen der Zeit“, schreibt er ins Tagebuch, „s ist wirklich so, die alte Welt geht unter“, denn (und diesen Satz läßt Rosegger gar gesperrt drucken): „Die Bauern verkaufen ihre Götter.“

Wir verstehen, wenn der Dichter dazusetzt, die Geschichte habe ihn „nachdenklich“ gemacht. Doch sollen auch *wir* nachdenken und überlegen und uns nicht erschrecken lassen durch die Tatsache, daß Geld im Spiele ist – im Gegenteil: die

verdutzte Bauersfrau mußte ihr altes Stück in besonders pietätvollen Händen wissen, da ihr nicht nur die erwünschte Summe von vierzig Kreuzern, sondern der erwähnte stattliche Preis eines ganzen Guldens gegeben wurde. Vielleicht ist ja doch im Fond des Palimpsests, auf dem wir deutlich zu lesen glauben: Sie verkaufen ihre Götter!, die ältere Schrift zu erkennen: Sie *bergen* ihre Götter.

3.2. *Votivgaben-Ausschuß*

Der Überschuß und Ausschuß abgelieferter Votivgaben an den Gnadenstätten der Wallfahrtsorte dürfte sich in der Moderne nur durch andere Quantität von alten Verhältnissen abheben, nicht aber qualitativ – will heißen: Zwar werden heute objektiv mehr Gaben deponiert, doch eben nur, weil die Besucherströme aufgrund des Bevölkerungswachstums stark zugenommen haben; prinzipiell aber hat auch in früheren Zeiten die Masse der herbeigebrachten Gegenstände die Ausstellungskapazität des Ortes überfordert. Periodische Aufräum- und Ausräumaktionen begleiten deshalb die Geschichte eines jeden Wallfahrtsortes, zuweilen durchaus auch gestützt durch Legitimierungsschübe ideologischer Art – so in der Aufklärungsepoche, wo man die ‚wenig schicklichen‘ Überreste der ‚Religionsübungen‘ des ‚gemeinen Mannes‘ glaubte abtun zu müssen, oder in Zeiten eines ästhetischen Rigorismus, wo man den ‚guten Geschmack‘ zum Richter über den Wert der Frömmigkeit zu machen wußte. Jedenfalls müssen zu allen Zeiten riesige Mengen der frommen Gaben angefallen sein – wer je die Kerzenmassen im Lagerkeller einer der großen Wallfahrtskirchen (wie etwa Altötting) gesehen hat, wird den Eindruck nicht so schnell vergessen.

3.3. *Das ‚Vertun‘*

Es hat sich längst gezeigt, daß der Grad der ‚Heiligkeit‘ nicht dem ökonomischen Wert der Dinge entsprechen muß – auch die Kleiderspenden, die wir von manchen Sakralorten kennen, erinnern an diesen eigenartigen Sachverhalt. Während auf der einen Seite Angehörige des Adels und des wohlhabenden Bürgertums immer wieder einmal Schmuck und kostbarste Kleidungsstücke ‚verlobt‘ haben (sei es als Stück für die Schatzkammer eines Wallfahrtsortes, sei es zur Einkleidung des Gnadenbildes, also – wenn man so will – als eine Art Puppenkleid), weiß man auf der anderen Seite auch von gebrauchten, ja abgetragenen Kleidungsstücken, die an bestimmten Orten abgelegt, an Bäumen ‚angepflockt‘ oder über Kreuze, Heiligenfiguren oder Kruzifixe gehängt wurden. Der Innsbrucker Doktor und Professor der Medizin Joseph August Schultes

berichtet 1804 in seinem mehrbändigen Werk zur Glockner-Erstersteigung vom Kruzifix auf dem Jochübergang des Kalser Törls, „daß der Leib des Herrn Christus mit einer nahmenlosen Zahl von Tüchern, Hemden und Kleidungsstücken aller Art und Farbe überhangen war“, welche die Reisenden, wie er meint, teils „als Opfer der Dankbarkeit“, teils „in dem frommen Wahne, daß der Herr Christus hier eben so frieren müsse als sie“, angebracht hätten – und als wackerer Aufklärer kann er es sich nicht verkneifen, die Episode oder Sage von jenem armen Mann aus dem Heiligenbluter Tal anzuschließen, der die brauchbarsten Fetzen abgenommen habe mit der Begründung, „er glaube, daß seine Kinder mehr frieren als das Kreuz am Thörl“, und dem für diesen „Frevel“ fünfundzwanzig Stockstreiche verabreicht worden seien.

Dieter Harmening hat eine Reihe von Beispielen dieser Art – also von Deponien gebrauchter und dann an bestimmten Orten abgelegter Kleidungsstücke – zusammengestellt; und er hat angeraten, zu scheiden zwischen ‚Kleideropfern als besonders persönlichen und wertvollen Geschenken an das Heiligtum‘ und der Zurücklassung von Kleidungsstücken im Rahmen eines ‚Heilbrauchs‘, bei dem Kleider von Kranken und insbesondere von kranken Kindern am heiligen Ort abgelegt wurden in der Hoffnung und im Glauben, damit auch die Krankheit *selbst* „abzulegen“ und zu „vertun“ (ein Wort, das er aus dem fränkischen Sprachgebrauch nimmt): „Wie nun“, resümiert Harmening, „das mit der Krankheit gleichsam aufgeladene Kleid nicht irgendwo abgestreift werden kann, sondern an den dazu mächtigen Ort gebracht werden muß, so vergleicht sich dieser Heilbrauch dem des ‚Berührens‘: im ‚Berühren‘ kommt Macht her, im ‚Vertun‘ geht sie weg, im ‚Berühren‘ kommt sie als positive, im ‚Vertun‘ geht sie als negative, oder, so man will, als dämonische Macht.“ Wir aber begreifen aus diesem Zusammenhang, daß die ‚vertanen‘ Kleider keinerlei materiellen Wert haben und allein durch den Umstand bezeichnet sein mußten, daß sie mit dem kranken Körper in Berührung gekommen waren.

3.4. Steine

Spätestens das letzte Beispiel hat gezeigt, daß es so etwas wie einen religiösen Gebrauchswert gibt, der sich an anderen Maßstäben orientiert als der ökonomische Gebrauchswert eines Objektes. Vielleicht hat uns unsere Gewöhnung an die Kaufakte auch den Blick dafür genommen, daß es möglicherweise gar nicht so sehr auf die Unversehrtheit der Objekte ankommt, die in den Dienst des Rituals gestellt werden, als vielmehr auf diesen Dienst selbst – also auf die heilige Handlung. Das könnte heißen: Der Müll, der Abfall, das Abgetragene, Abgenützte verliert den Charakter des Schätzbigen und Nutzlosen durch Verwendung in der heiligen Handlung; oder, nochmals

anders gewendet: Das vermeintlich Wertlose verwandelt sich im heiligen Ritus zwar nicht in Gold, doch in heiligen Stoff. Das ist übrigens ein Gedanke, der in der Mahnung, Votivgaben nicht leichtfertig als Opfer zu bezeichnen, längst vorgebildet ist: das wirkliche Opfer sei durch materiellen Wert bezeichnet, den die Votivgabe keineswegs besitzen müsse.

So darf sowohl die Münze, die in eine Ritze des Gipfelfelsens geschlagen wird, als auch diejenige, die man in den Brunnen wirft, von geringstem Wert sein. Das Stoffliche, das die Christusfigur kleidet, kann sich vor aller Welt geflickt und abgenützt zeigen; das Votivbild muß nicht die Kosten seiner Herstellung nachweisen – am Ende reicht gar das Niederlegen eines zuvor vom Boden aufgehobenen Steins, wie die Steinhäufen auf und um den Altar der Kapelle auf dem Mont Ventoux in der Provence zeigen. Zwar mögen die Stein-, Opfer'-Stätten, auf welche Marie Andree-Eysn vor hundert Jahren aufmerksam gemacht hat, ebenso wie die ‚Steinmänner‘ auf Berggipfeln noch etwas von alter Bußgesinnung und Bußtat erkennen lassen (indem sie uns die Mühe des Steintragens sinnlich zu vergegenwärtigen imstande sind); doch zeigt ihre Nacktheit zugleich auch an, daß das wirkliche Gewicht der Steine in der Gesinnung liegt, die sie fürs Ritual geeignet hielt – einer Gesinnung, die nun mit der Materie verbacken ist.

4. *Schätzungsschwankungen*

4.1. *Die Geschichte vom Konfirmationsandenken*

Ein Mann, der wenig Sinn fürs Alte und keine gute Erinnerung an seinen Vater hatte – dazuhin vielleicht auch noch ein wenig geizig war –, gab einem Altwarenhändler allerlei Gerümpel mit, unter dem sich auch so manches alte Bildwerk befand – daß er dem Händler für ein paar Pfennige auch noch den mit glitzerndem Stanniol und bunter Schrift aufwendig gearbeiteten, gerahmten Konfirmationsdenkspruch seines Vaters auf den Wagen legte, sollte er bald bereuen. Denn der Altwarenhändler verkaufte das Stück an einen Antiquitätenhändler, bei dem *wir* (die wir eine Ausstellung über frommen Wandschmuck vorbereiteten) es entdeckten – nichts von der ganzen Geschichte ahnend erbaten wir uns die Konfirmationserinnerung als Leihgabe und stellten sie aus.

Es kam, wie es kommen mußte: ein Nachbar des pietätlosen Sohnes war unter den Ausstellungsbesuchern und hatte natürlich nichts besseres zu tun, als diesem gleich

mitzuteilen, er habe den Konfirmationsspruch seines Vaters aufgestellt gesehen; und ob man denn ein solches Stück aus dem Haus gebe und öffentlich vorführen lasse? Dem in die Enge getriebenen Sünder drängte sich in der Not die ‚Erklärung‘ auf, das Bild sei ihm gestohlen worden; und diese Erklärung war ihm bald selbst so glaubhaft, daß er mit hochrotem Kopf in der Ausstellung erschien und wütend und lautstark die Herausgabe des ‚Diebsgutes‘ forderte. Selten hatte ein so einfaches Bildchen in so kurzer Zeit einen derartigen Wertzuwachs erfahren.

4.2. *Heißer und kalter ‚Bildersturm‘*

Äußerste Wertminderung indessen erfährt das heilige Bild in der Zerstörungswelle des ‚Bildersturms‘ – wiewohl es nicht allen Reiz verloren hat, im Gegenteil: die Aggression, die zur Vernichtung des heiligen Gegenstands drängt, hat sich an allerstärksten Reizungen aufgeladen. Es ist eigenartig, daß unsere landläufige Vorstellung vandalistischer Akte mit großer Selbstverständlichkeit die brodelnden, ungebremsten Affekte voraussetzt, weshalb wir ja auch von ‚Bilder-, Sturm‘ reden; wir haben nicht einmal ein Wort in Gebrauch, das die affektfreie oder wenigstens affektarme Bildzerstörung bezeichnen könnte – also die Vernichtung heiliger Zeichen und Gegenstände aus kaltem Kalkül. Die Sache selbst ist noch ungenügend untersucht. Doch gibt es neuerdings Funde – wie etwa den ‚Berner Skulpturenfund‘, ein scheinbar ganz ordentlich angelegtes Depot zerlegter Steinfiguren –, die keineswegs stets nur wild-wütend abgelaufene Akte in den reformatorischen Bilderstürmereien zur Voraussetzung haben, sondern die auch kühle, planmäßige Zerlegungs- und Zerschlagungsaktionen als wahrscheinlich erscheinen lassen.

Auf andere ‚Bilderstürme‘ ist noch zu wenig Interesse gelegt worden. Wie beispielsweise hat man sich jene Aktionen der Französischen Revolution vorzustellen, in denen christliche Bildwerke und Altäre entfernt und durch andere Kultensembles, etwa die Heiligen Berge, ersetzt wurden? Den Ausräum- und Aufräumkampagnen der Aufklärung, die ‚schicklicheren Vorstellungen‘ Vorschub zu leisten sich vorgenommen hatten, möchte man ohnehin kühlen Sinn unterstellen; und es ist ja wohl auch eine gehörige Portion Pragmatismus im Spiel (auch durchaus *ökonomisch* konditionierter Pragmatismus), wenn wir davon hören, daß die aufklärerischen Säuberungseiferer Altarwerke, die sie selber nicht mehr ertragen zu können glaubten, nach Tirol verschoben, wo sie erhalten geblieben sind – daß es nun Rückführungswünsche gibt, ist eine besondere Pointe in der Geschichte der Wertschätzungsschwankungen. Doch kann im Grunde schon jede Feldkapelle, die Objekte in (wie der häßliche kirchenjuristische Ausdruck sagt:) ‚Sekundärverwendung‘ aufgenommen hat (also Kultgegenstände, die

andernorts nicht mehr willkommen waren und doch nicht veräußert oder gar zerstört werden durften), solche Geschichten der wechselnden Bewertung erzählen.

5. *Vom Brennwert des Heiligen*

Vieles aber – das meiste wohl – ist im Lauf der Zeit aus dem unrunder Zirkelgang der schwankenden Bedeutungen herausgefallen. Schon die einfache Gegenüberstellung dessen, was an heiligen Dingen durch die Zeiten hinweg geschaffen worden, und dessen, was erhalten geblieben ist, läßt uns ahnen, daß ungeheure Mengen einst hoch geschätzter und heiliggehaltener Objekte verschwunden sind; und man muß annehmen, daß viele davon nicht einfach durch Verfall oder andere widrige Einflüsse (wie Wurmfraß, Fäulnis, Zersetzung der Farben, Rost) zugrunde gegangen, sondern bewußt zerstört worden und damit verschwunden sind, ohne Spuren zu hinterlassen. Der hohe Reiz, den die Spurlosigkeit bietet, hat unter allen Arten der willentlich herbeigeführten Zerstörung das Verbrennen stets als eine besonders günstige Art des Vernichtens erscheinen lassen. Von den Dichtern wissen wir, daß sie immer wieder einmal Entwürfe und Werke, die sie für unvollkommen hielten, verbrannten. Ein Exemplar von Hitlers unseligem Buch ‚Mein Kampf‘ ist bis heute in meinem Besitz, weil die Mutter es zwar im letzten Augenblick, bevor amerikanische Soldaten im März 1945 unser Haus durchsuchten, zwischen Zeitungspapier in den Ofen gesteckt hatte, dann aber doch zögerte, Feuer zu legen. (Wer weiß auch, ob das Buch, wenn sie wirklich noch angezündet hätte, in den schnell lodernden und schnell verlöschenden Papierflammen nicht ‚wunderbar erhalten‘ geblieben wäre wie weiland des seligen Johann Arndt ‚Paradiesgärtlein‘!) Der Vorzug, die beschämenden Spuren pietätloser Verwendung getilgt zu wissen, hat wohl von jeher eine Unmenge heiliger Objekte zu Asche werden lassen – zumal sich ja winters auch noch die Stube damit wärmen ließ; und jenem pietätlosen Sohn wären Lügen, Schmach und Kummer erspart geblieben, wenn er das Konfirmationsandenken seines Vaters verbrannt und nicht, von Geiz oder sonst einer Regung verführt, dem Altwarenhändler mitgegeben hätte.

Doch wabern im flüchtigen Vorgang des Verbrennens noch ganz andere Bedeutungen. Als im Vorbeigehn von jener Debatte die Rede war, derzufolge etwa ein Votivbild kein eigentliches ‚Opfer‘ sei, weil der Wert nicht materiell, sondern nur geistig-geistlich bestimmt werden könne, war schon der Gedanke vom immateriellen Surplus des Heiligen angelegt. In einem entmythisierenden Satz gesagt: Die Votivtafel im Ofen oder Herd heizt den Raum kein einziges Grad mehr als ein gleich großes, gleich schweres Brett von gleichem Holz. Das Heilige hat keinen Brennwert.

Doch läßt sich der Satz auch mythisierend sagen. Er lautet dann: Zwar heizt die Votivtafel nicht mehr als anderes Holz; doch ist das Verbrennen die würdigste, die dem Heiligen angemessenste Art der Zerstörung. Da wäre nun im einzelnen manches zu bedenken: Ehrwürdigkeit, kulturelles Alter, Gestalt und sonstige Sinnlichkeit des Feuers; der Schritt vom Ding zum Nichts als Umkehrung des Schritts vom Unge-schlachten zum Werk; die Transsubstantiation der Stoffe, der Rest der feinen Asche; Erinnerungen ans Opfer; Feuererscheinungen des Heiligen selbst; undsoweiter. Der- gleichen ist wohl durch alle Zeiten empfunden worden, ohne daß man das hätte in der Schule lernen müssen.

Rosegger, um ihn noch einmal zu zitieren (jetzt aus seinem Tagebuch des Jahres 1911), hat zum Pietätsgefühl der einfachen Leute in seiner Heimat einige Sätze auf- geschrieben, in denen er am Ende auf die kulturelle Bedeutung des Verbrennens zu sprechen kommt. „Echte Pietät“, lesen wir, „knüpft sich an Dinge, die als Andenken an verstorbene Menschen vorhanden sind. Die ärmste, einfältigste Magd wird in ihrem Gewandkasten ein Andenken haben, das sie nur der Freundin zeigt und das sie selbst bloß an bestimmten Tagen betrachtet – sei es ein Heiligenbildchen von der Mutter oder ein hölzerner Rosenkranz vom Vater oder ein verblaßtes Seidentüchel von jemandem, den sie ‚auch einmal gern gehabt hat‘. Derlei gibt sie nicht weg, so lang sie lebt. ‚Dann sollen sie’s verbrennen.‘“ Und Rosegger fügt mit Betonung an: „Das Verbrennen ist im Volke der beliebteste Vernichtungsprozeß für geweihte Dinge“ (weshalb, diesen ironischen Kommentar kann er sich, der eigentümlich fortschrittliche Konservative oder konservative Fortschrittliche, nicht verkneifen, der Feuerbestattung eigentlich nichts im Wege stehe...).

Am Ende also, das lehren diese Erfahrungen und Betrachtungen, gibt es für den heiligen Ort, an dem die überflüssig gewordenen, aber immer noch heiligen Dinge – das heißt die mit geringem materiellen, aber hohem ‚geistlichen Brennwert‘ begab- ten Dinge – deponiert werden dürfen, nur eine einzige Steigerung: den Nicht-Ort nämlich, das Nichts, die Auflösung von Ding und Ort, auch die Löschung von Mate- rie *und* Bedeutung im geheimnisvollen, wundersamen Prozeß des Verbrennens; und es ist denkwürdig (und in seiner tiefsten Bedeutung wohl auch von aller Religionswissen- schaft noch nicht richtig bedacht – vielleicht, weil sie erschrecken müßte?), daß selbst vom Heiligen nichts übrig bleibt als ein bißchen Wärme und weißliche Asche, die das leiseste Lüftchen verweht.

Literaturhinweise

- Christine Aka:* Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens. Detmold 1993.
- Dies.: Wegwerfen tabu? Zeichen katholischer Sinnwelten im Säkularisierungsprozeß. In: Rolf Wilhelm Brednich u. Heinz Schmitt (Hgg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe 1995. Münster usw. 1997, 427-434.
- Wolfgang Brückner:* Volkstümliche Denkstrukturen und hochschichtliches Weltbild im Votivwesen. Zur Forschungssituation und Theorie des bildlichen Opferkultes. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 59 (1963), 186-202.
- Hans Dünninger:* Deponia pia. In: Jahrbuch für Volkskunde, 1 (1978), 238-240.
- Cécile Dupeux, Peter Jezler u. Jean Wirth* (Hgg.): Bildersturm. Wahnsinn oder Gottes Wille? München 2000.
- Dieter Harmening:* Fränkische Mirakelbücher. In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 28 (1966), 25-240.
- Hans-Christian Harten u. Elke Harten:* Die Versöhnung mit der Natur. Gärten, Freiheitsbäume, republikanische Wälder, heilige Berge und Tugendparks in der Französischen Revolution. Reinbek 1989.
- Lenz Kriss-Rettenbeck:* Ex voto. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum. Zürich, Freiburg im Breisgau 1972.
- Ludolf Kuchenbuch:* Abfall. Eine Stichwortgeschichte. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Kultur und Alltag. Göttingen 1988, 155-170.
- Alfred Messerli:* Die Errettung des *Paradiesgärtleins* aus Feuers- und Wassernot. In: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung, 38 (1997), 253-279.
- Reinhard Rampold:* Kapellen in Tirol. Innsbruck, Wien 2003.
- Peter Rosegger:* Heimgärtners Tagebuch. Leipzig 1913.
- Martin Scharfe:* Müllkippen. Vom Wegwerfen, Vergessen, Verstecken, Verdrängen; und vom Denkmal. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, 3 (1988), H. 1, 15-20.
- Ders.: Erste Skizze zu einer Geschichte der Berg- und Gipfelzeichen. In: Siegfried Becker, Claus-Marco Dieterich (Hgg.): Berg-Bilder. Gebirge in Symbolen – Perspektiven – Projektionen (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 35 [1999]). Marburg 1999, 97-124.
- Ders.: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar 2002.
- Ders.: Letzte Dinge. In: Joachim Kallinich, Bastian Bretthauer (Hgg.): Botschaft der Dinge. Berlin 2003, 166-174.
- Joseph August Schultes:* Reise auf den Glockner. 3. Theil. Wien 1804.
- Sonja Windmüller:* Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem. Münster 2004.
- Matthias Zender:* Grabbeigaben. In: ders.: Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Erläuterungen. Bd. 1 zu den Karten NF 1-36. Marburg 1959-1964, 233-380.

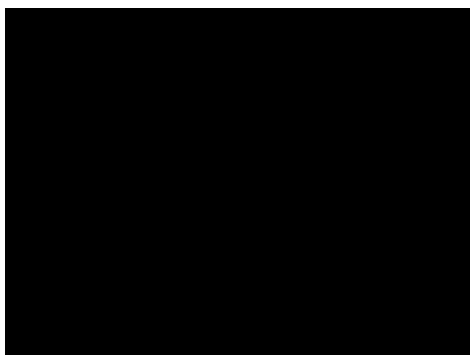


Wie und mit welchen Folgen Bob Dylans Müll öffentlich wurde Überlegungen zur Abfalltheorie, ausgehend von einem Fallbeispiel

Sonja Windmüller

Webermans „Garbology“

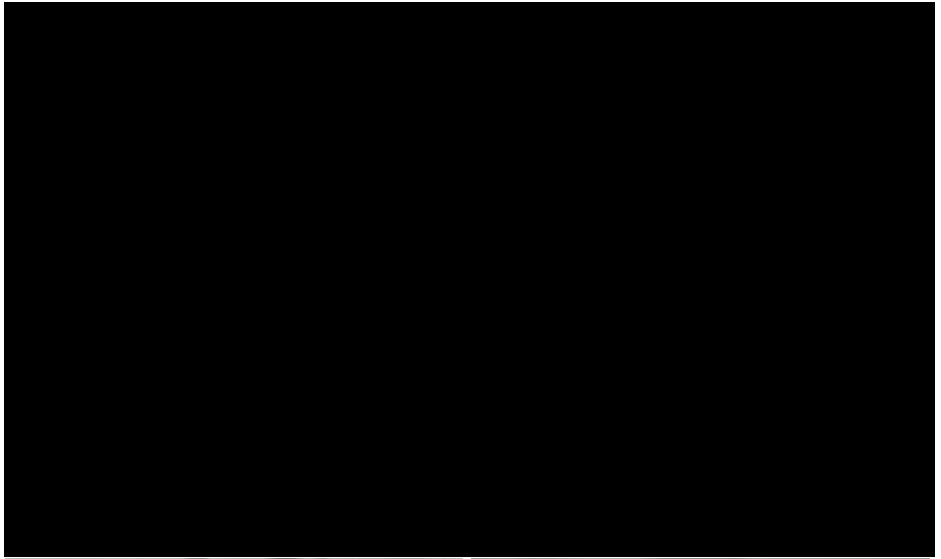
Ende der 1960er Jahre entdeckte der Musikkritiker A. J. Weberman Bob Dylans Müll, oder genauer: dessen Qualität als journalistisch-investigatives Material. Angetrieben von dem notorischen Ehrgeiz, Werk und Aura des „king of folk rock“¹ möglichst vollständig zu durchdringen, hatte der erklärte „Dylanologist“² sich zuvor bereits über Jahre intensiv vor allem der Exegese Dylanscher Songtexte gewidmet. Nun aber eröffnete sich eine ganz neue Möglichkeit der Einsichtnahme. Bei einem Abendspaziergang in Greenwich Village, der ihn erwartungsgemäß zur Villa des Sängers führte, realisierte A. J.



„Weberman rummaging through Dylan's garbage.“ <http://www.expectingrain.com/dok/who/w/webermanaj.html> (Stand: 10.02.2004). Vorlage Jacobson: Tangled Up in Bob (s. Anm. 2).

Weberman die Mülltonne auf dem Grundstück und eignete sich deren Inhalt an – ein Zugriff, den er über Wochen praktizierte, um aus dem Abfall Anregungen und Hilfe für seine Deutungsarbeit zu gewinnen.³ Am Ende dieser Bemühungen stand nicht nur der in „Untergrundzeitschriften“⁴ veröffentlichte Artikel „Dylan's Garbage's Greatest Hits“; Weberman hatte zugleich auch eine neue „Forschungsmethode“ kreiert, die unter dem Label „Garbology“⁵ firmierte und in der Folge den *Esquire* dazu bewegte, ihn für eine Reportage in der Ausgabe vom November 1971 zu verpflichten. Unter dem Titel „The Art of Garbage Analysis“ berichtet Weberman hier nicht nur anekdotenhaft über sein Vorgehen, sondern präsentiert in einer kommentierten Fotostrecke auch die weggeworfenen Dinge weiterer Prominenter. Großformatige Abbildungen zeigen neben dem Müll Bob Dylans entsprechende Arrangements von Dingen aus dem ehemaligen Besitz Neil Simons, Anita und Abbie Hoffmans sowie Muhammad Alis.⁶

Die vorgestellten Gegenstände sind nicht wirklich spektakulär: Unter ihnen befinden sich Lebensmittelreste (Teigwaren, Fisch, Fastfood – „actually their diet is modest“⁷, bedauert Weberman), Zeitschriften und Wegwerfwindeln, private Korrespondenz, Gäste- und Einkaufslisten, Auto-Nummernschilder und Filmverpackungen, Zigarettenpapier sowie immer wieder Konservendosen und Notizzettel. William Rathje, Archäologe und langjähriger Leiter eines wissenschaftlichen Großprojekts zur Hausmüllanalyse an der University of Arizona in Tucson⁸, sieht in dieser Alltäglichkeit des Prominentenmülls einen Hauptgrund dafür, dass das öffentliche Interesse an der von Weberman proklamierten und in der Folge verschiedentlich imitierten Enthüllungspraxis des „swiping refuse“⁹ schon bald wieder nachließ. Die von den Fotos ausgehende Ernüchterung, die Gewöhnlichkeit der abgebildeten Objekte liegt zugleich wohl aber auch in einer abfalltheoretischen Fehlannahme begründet, auf die Ende der 1970er Jahre der britische Sozialanthropologe Michael Thompson hingewiesen hat: Müll, und auf diesen ist unsere Neugierde ja gerichtet, ist eben *keine* den Dingen eigene, physikalische und als solche optisch-medial fixierbare Eigenschaft.



Bob Dylans Müll.

Muhammad Alis Müll.

Zur Mülltheorie: Soziale Dimensionierung des Abfalls

Der Abfallstatus wird den Gegenständen wie jede andere Valenzqualität von außen zugeschrieben; und er ist dynamisch – so lautet die basale Erkenntnis der von Michael Thompson vorgelegten „Theorie des Abfalls“¹⁰, die als bis heute richtungsweisend für die sozial- und kulturwissenschaftliche Abfallforschung gelten kann.¹¹ Der Autor unterscheidet drei „Aggregatzustände“ besitzbarer Objekte: Wohl nahezu alle Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs gehören der Kategorie *vergänglicher* Dinge an. Sie haben eine begrenzte Lebenszeit und verlieren während dieser beständig an Wert. Den *dauerhaften* Objekten dagegen, zu denen etwa Kunstwerke oder Antiquitäten zählen, gelingt es, ihren Wert zu erhalten bzw. sogar noch zu steigern. Als dritten möglichen Status der Gegenstände nennt Thompson die *Wertlosigkeit*, den Abfall. Bei diesem handele es sich um eine „verborgene“ Kategorie, die sich dadurch auszeichne, dass sie „dem Kontrollmechanismus (der sich hauptsächlich mit dem offenkundigen Teil des Systems, den wertvollen und sozial bedeutsamen Objekten, befaßt) nicht unterworfen ist und somit dazu dienen kann, den scheinbar unmöglichen Transfer eines Objektes von der Kategorie des Vergänglichen in die Kategorie des Dauerhaften zu ermöglichen.“¹² Verbunden ist ein derartiger Kategorienwechsel laut Thompson mit einem Wechsel der Besitzverhältnisse, der wiederum die gesellschaftlichen Machtverhältnisse ausdrücke – und das gelte für physische Objekte, Ideen und Wissenssysteme gleichermaßen.¹³

Es ist diese soziale Dimensionierung des Mülls, die in der Folge auch in anderen theoretischen Versuchen dankbar aufgegriffen und weitergedacht wird. Speziell in der deutschsprachigen Literatur lässt sich dabei die Bezugnahme auf einen systemtheoretischen Ansatz Luhmannscher Provenienz beobachten. Abfall wird als „allgemeiner *Struktur- und Ordnungsbegriff*“¹⁴ gefasst, als gesellschaftsstabilisierende und zugleich -gefährdende Ausdrucksform, als „im System angelegte Provokation des Systems“.¹⁵ Insbesondere Manfred Faßler nimmt hier zudem eine Verortung dieses strukturalen Abfallparadoxons als spezifisches Phänomen moderner Gesellschaften, im Kontext industriell-kapitalistischer Massenproduktion vor: Die „Logik des *Zurücklassens* des Verbrauchten“¹⁶ sei Motor und Garant der Modernisierungsdynamik; gerade der dem Abfallhandeln immanente Effekt der Destabilisierung ermögliche es kontingenten Industriegesellschaften, sich in der „Abfallnormalität“¹⁷ dynamischer Organisationsformen zu verfestigen.

„Abfallnormalität“ – „Abfallkämpfe“

Auch wenn der von Faßler verwendete Terminus der „Abfallnormalität“ keineswegs so konzipiert ist¹⁸, scheint er auf die eingangs dargestellten Müllpräsentationen A. J. Webermanns und deren Einschätzung durch William Rathje treffend anwendbar zu sein, suggerieren doch Begriff und empirischer Befund gleichermaßen, dass es sich bei Wegwerfvorgängen um so elementare wie selbstverständliche Aktionsformen handelt, dass dem Abfall als einem Phänomen des Banalen und Alltäglichen entsprechend mit abgeklärter Gelassenheit, ja Gleichgültigkeit begegnet werde. Diese Lesart hat vor allem der Kommunikationssoziologe Theodor M. Bardmann mit Nachdruck korrigiert und seinen Entwurf des Abfalls als „irritierender Information“¹⁹ dagegensetzt.

Bardmann denkt die „Grundparadoxie“²⁰ des Abgesonderten und Ausgegrenzten weiter und hofft, ihrer sozialen Bedeutung über eine genauere Betrachtung des Zuweisungsaktes selbst näher zu kommen. Ein besonderes Augenmerk legt er hier auf das subversive Potential der Taxierungspraxis, das in dem Moment erkennbar sei, wo sie als interaktiv konzipiert werde. Dem Abgefallenen und Ausgeschlossenen, das ja zunächst als duldsames Gegenüber gedacht sei, werde damit die situative Möglichkeit der Einflussnahme zugestanden. In der Reaktion auf Ausgrenzungsbestrebungen könnten ebenfalls Ausschlussakte provoziert werden, die sozial fundierte Kategorie des Abfalls werde in ihrer Durchsetzung „immer auch zur sozialen Distinktion, Disziplinierung und Diskriminierung genutzt“²¹ und von „Auseinandersetzungen, Konflikten und Kämpfen“²² begleitet. Gerade in unserer Zeit der innergesellschaftlich konkurrierenden Valenzsysteme – und damit auch kontroverser Abfallkonstrukte – gelinge es „parasitierenden Systemen“²³, vom Ausgegrenzten anderer Systeme zu profitieren, dieses aufzugreifen und in Szene zu setzen. Als einen Modus derartiger Aneignung beschreibt Bardmann interessanterweise ausgerechnet die Arbeit mit dem Abgestoßenen und Entledigten im „*Enthüllungs- und Skandaljournalismus*“²⁴ der Massenmedien – ein Modell, das uns im Beispiel der „Garbology“-Bestrebungen Webermanns eindrücklich begegnet.

Erweiterung als Begrenzung: zur Physikalität des Abfalls

So sehr die erwähnten und weitere gesellschaftswissenschaftliche Ansätze ein tieferes Verständnis des Abfallphänomens eröffnen, stellen sie zugleich in ihrer perspektivischen Verdichtung doch auch eine Beschränkung des analytischen Gesichtsfeldes dar.

Die vorgenommene Schwerpunktverschiebung weg von einer engen technisch-materialistischen Sichtweise²⁵ hin zu einer abstrakt-symbolischen Konzeption des Abfalls als Sozialkonstrukt²⁶ erschwert nicht nur die Anschlussmöglichkeiten an die öffentlich geführte Diskussion²⁷, sondern geht auch mit einer tendenziellen Vernachlässigung der empirischen Befunde und aus ihnen erwachsender Problemlagen einher. Insbesondere das Alltagsphänomen und -problem Hausmüll (Bardmann zufolge „nicht unbedingt die hervorstechendste Form des Abfalls“²⁸) droht dabei aus der analytischen Betrachtung zu verschwinden. Als „Konstrukte von Beobachtern“²⁹, als „Information“³⁰, „Konstitutions- und Subversionsbegriff“³¹ wird der Abfall seiner materiellen, körperlich-sinnlichen Seite weitgehend entledigt, wobei die Marginalisierung der emotional-affektiven Anteile von Entsorgungspraxen zudem noch einmal durch die latente³², teils explizite Bewertung der Zuweisungsakte als bewusst eingesetzte (rationale) Strategie bzw. Taktik, als kalkuliertes Vorgehen forciert wird.

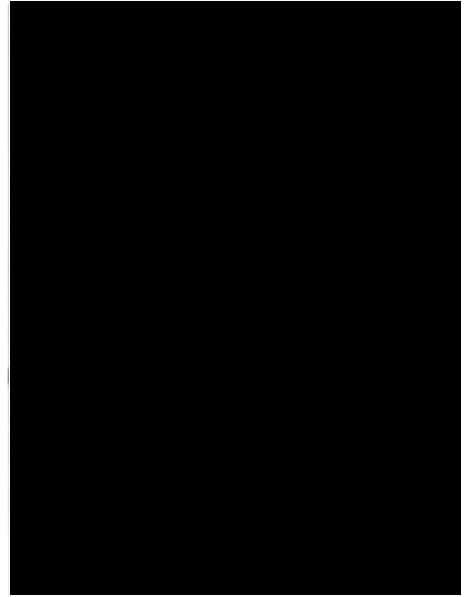
In der Folgerung dieses Einwurfs (der eine kulturwissenschaftlich-volkskundliche Abfallforschung zu konturieren helfen könnte) gilt es, die gesellschaftstheoretische Zuspitzung der vorgestellten Studien wieder aufzuweiten (nicht: zu verlassen) und dabei die sinnlich-affektive Seite der Sozialbeziehung Abfall, die physische Qualität und Realität des Mülls in ihren jeweiligen Ausgestaltungen in den Blick zu nehmen.³³

A. J. Weberman triumphiert, Bob Dylan erkennt die Brisanz seines Mülls und eine Handlungsform verfestigt sich (einige Beobachtungen)

Mit einem das bisher Gesagte synthetisierenden Fokus bekommt auch die eingangs rückblickend als eher blass charakterisierte Webermansche „Garbology“ eine neue, für die Erforschung des Abfalls als Sozial- und Kulturphänomen durchaus anregende Tiefe. Eine genauere Betrachtung des Fallbeispiels zeigt schnell, dass der anfänglich behaupteten Banalität der Abfallpräsentationen eine von ihnen ausgehende Faszination, aber auch eine Bedrohlichkeit zur Seite gestellt werden muss: ein „dumpfes Unbehagen“³⁴, das in – und soviel sei hier schon verraten: auch aggressive – Abwehrreaktionen umschlagen kann. Will man sich den sinngenerierenden wie sinnerschütternden Dimensionen der Müllwahrnehmung und Müll Erfahrung annähern, müssen die analytischen Anstrengungen (über die zunächst anvisierte isolierte Erfassung und Bewertung der von Weberman vorgeführten Müll-Dinge hinaus) abzielen auf die eben auch dokumentierte Praxis der Vorführung selbst, die Aneignung und ihre Ausgestaltung, die an ihr beteiligten Akteure, die somatischen Qualitäten, Gefühlslagen und Motive, die

Selbsteinschätzungen und Außenwirkungen. Abschließend sollen die Möglichkeiten einer solchen Perspektive, die das Oszillieren der Müllpraxis zwischen Verdrängung und Sichtbarmachung, Empörung und Begeisterung, Ekel und Lust einfängt, durch einige erste, in Thesenform gehaltene Befunde angedeutet werden:

1. Abfall objektiviert sich in Material- und Handlungsformen, die konkret auf das Leben der betroffenen Personen einwirken. Weberman selbst ist sich sehr wohl bewusst, dass sein *Zugriff* auf den Hausmüll prominenter Personen gleichzeitig einen *Übergriff* darstellt – und entsprechende Affekte hervorruft, selbst aber auch aus einem solchen emotiven Moment entsprungen ist. Der Bewunderer Dylans gibt freimütig zu, dass seiner „Müllspionage“³⁵ eine Kränkung vorausging: die Abweisung durch den Sänger eine Woche zuvor („That dude had some nerve throwing me out! He knew I'd been studying his poetry for years, that I had more insight into it than any other rock critic. Did Johnson throw Boswell out?“). Webermans Sprache korrespondiert mit der Erregung. Diese entlädt sich auch verbal in einer triumphalen Geste. Die Müllsammlung wird als Invasion auf feindlichem Gebiet in Szene gesetzt, die begleitenden Emotionen sind kaum getarnt. „Wowee!“ ertönt der Ruf nach erfolgreicher Aneignung des Müllbeutels von Neil Simon, Abbie und Anita Hoffman werden als „(m)y next victims“ tituiert, die eigene Aufgeregtheit angesichts des nächsten Beutezuges eingestanden: „My mouth watered.“³⁶



A. J. Weberman im Esquire (1971). Esquire, 76 (1971), 113.

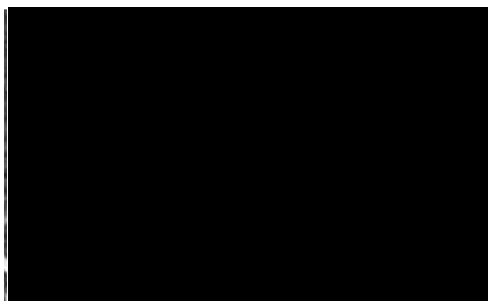
2. Abfall provoziert. Dieses in der Kunst des 20. Jahrhundert und speziell von ihren Avantgarden weidlich eingesetzte und in unterschiedlichsten Varianten durchgespielte Potential macht sich auch Weberman zu eigen. Seine Müllpräsentationen bewegen sich im Grenzbereich von kontrollierter Übersichtlichkeit und bedrohlichem Chaos. Die Limitierung des ausgestellten Abfalls, seine Erfassbarkeit in Einzelobjekten fasziniert.

Sie weckt und bedient kriminalistische Neugierde, lädt ein zu Rückkoppelungen an die Lebenswelt der ehemaligen Besitzer, zur Rückübersetzung in die vorangegangene Phase des Gebrauchs. Über das abgebildete Konglomerat an Dingen hinaus versorgt uns Weberman dabei mit den entsprechenden ‚Appetizern‘: er zitiert aus den weggeworfenen Briefen und Notizzetteln, zieht Verbindungen von Abfallgegenständen zur künstlerischen Karriere und gibt Hintergrundinformationen, die den Müll zum Entlarvungsinstrument und Korrektiv der Selbstdarstellungen werden lassen: „The many rock magazines [die Weberman in Bob Dylans Müll gefunden hat; S.W.] wasted Bob’s claim that he didn’t follow the rock scene.“³⁷

3. Neben diesem Angebot zu lustvoll-voyeuristischer Rezeption ruft Weberman zugleich aber auch dem Abfall immanente „Schockeffekte“³⁸ auf, erinnert an dessen Gefährlichkeit im Stadium der Massierung und Vermischung³⁹ – zunächst ironisch („Overall, [Muhammad; S.W.] Ali’s garbage is sparse, needs dirtying up if he wants it to make my book.“⁴⁰) und mit moderaten Ekeffekten (etwa die Erwähnung benutzter Windeln oder der Hinweis auf die noch nicht erzielte „Stubenreinheit“ des Dylanschen Hundes mitsamt der dazugehörigen Indizien⁴¹), im Kontext weiterer Aktionen aber durchaus auch durch die Aufbietung massiver physischer Präsenz, die in diesem Fall über eine Verknüpfung von Abfall und sich auf dessen Seite positionierenden Menschen aufgebaut wird. Das von Weberman selbst eingeführte Narrativ des irritierenden, ja beunruhigenden Einzeltäters („I admit, that the image of a long-haired Yippie sifting through trash in the middle of the night might strike some as a sort of weird.“⁴²) erfährt auf der Handlungsebene durch eine Aufbietung geballter Körperlichkeit eine maßgebliche Erweiterung. Die Webermansche „Garbology“ wird im Beispiel Bob Dylans durch regelmäßige, von seinem „most devoted stalker“⁴³ initiierte, lautstarke, Anklagen und Beschimpfungen skandierende Massenkundgebungen vor dem Haus des Sängers flankiert, die diesen aus seiner angeblich durch den Konsum „harter“ Drogen verursachten Lethargie reißen und an seine politische Verantwortung erinnern sollten: „This ‘garbology’ action was part of a full-scale assault launched by the Dylan Liberation Front, a bunch of Yippie pot smokers who thought Dylan, the most angel-headed head of the generation, had fallen prey to a Manchurian Candidate-style government plot to hook him to sensibility-deadening hard dope.“⁴⁴

4. Die Rückführung des Mülls in die Gesellschaft, die medial gestützte Reintegration, macht auch den ehemaligen Besitzern und Besitzerinnen dessen Brisanz bewusst: Der von Weberman praktizierte Übergriff wird auch von seinen prominenten „Opfern“ als solcher wahrgenommen. Er evoziert eine Ahnung, dass die Ent-Sorgung nicht wirklich gelungen ist, dass das als entledigt Geglachte noch näher an den Müllproduzenten ist

als diese zuvor realisiert haben, dass der Abfall – und eben auch der vermeintlich banale Hausmüll – jederzeit auf sie zurückfallen kann. Entsprechend werden Gegenmaßnahmen ausgebildet: (zum Teil mit großem Aufwand unternommene) Versuche, diesen zu anonymisieren bzw. seine Erforschung zu unterbinden. Nachdem Weberman etwa über die Presse bekannt werden ließ, dass er die Abfälle Neil Simons studierte, musste er bei seinem nächsten Erhebungsversuch an dessen Mülltonne feststellen, dass diese leer war. Der Webermansche Versuch, sich Henry Kissingers Abfallstoffe anzueignen, hätte laut eigenen Angaben des Müllsammlers fast mit einer Verhaftung geendet. Legendär aber wurde die Reaktion Bob Dylans. Nachdem der Folksänger zunächst einer Bediensteten die Anweisung gegeben hatte, auf seine Abfälle zu achten und diese direkt an die Stadtreinigung zu übergeben, kam es schließlich zu einer körperlichen Konfrontation mit A. J. Weberman, zu einer regelrechten Entladung, die neben allen Medieneffekten den rigiden Versuch bedeutete, die Infragestellung der eigenen Grenzziehung – zum Abfall und zu dessen Anwalt – zu beenden, die Eindeutigkeit und Sicherheit des Zuweisungsaktes zu behaupten und damit die erarbeitete Selbstverortung wiederherzustellen. Weberman liefert eine detaillierte Beschreibung des Aufeinandertreffens: „I’d agreed not to hassle Dylan anymore, but I was a publicity-hungry motherfucker ... I went to MacDougal Street [dort wohnte Dylan zu dieser Zeit; S.W.], and Dylan’s wife comes out and starts screaming about me going through the garbage. Dylan said if I ever fucked with his wife, he’d beat the shit out of me. A couple of days later, I’m on Elizabeth Street and someone jumps me, starts punching me.” “I turn around and it’s like – Dylan. I’m thinking, ‘Can you believe this? I’m getting the crap beat out of me by Bob Dylan!’ I said, ‘Hey man, how you doin’?’ But he keeps knocking my head against the sidewalk. He’s little, but he’s strong. He works out. I wouldn’t fight back, you know, because I knew I was wrong. He gets up, rips off my ‘Free Bob Dylan’ button and walks away. Never says a word.”⁴⁵



„Dylan fights Weberman“. <http://www.expectingrain.com/dok/who/w/webermanaj.html> (Stand: 10.02.2004).

5. Nicht zuletzt gibt die Webermansche „Garbology“ über die Erschütterung der eingeübten alltäglichen Abfallpraxis zugleich den Blick auf eben diese frei. Sie sensibilisiert damit für eine zunächst unreflektiert vollzogene Routinehandlung, die längst

zum integralen Bestandteil des modernen Umgangs mit den Dingen geworden ist. In der bei Weberman angelegten Ästhetisierung des Abfalls, in seiner hier fotografischen Zurichtung, prägt sich zugleich aber auch ein neues Verhaltensmodell und damit eine neue Handlungssicherheit aus und letztendlich eine neuerliche, wenn auch zunächst weitgehend auf den künstlerischen und journalistischen Bereich beschränkte „Abfallnormalität“. Sie manifestiert sich nicht nur im eingangs erwähnten Aufstieg der Webermanschen Forschungsberichte aus den New Yorker Untergrundzeitschriften in den etablierten *Esquire* sowie in zahlreichen Folgepublikationen von und über A. J. Weberman⁴⁶, sie lässt sich nicht nur anhand der unübersehbaren Legendenbildung nachverfolgen (aus dem Müll als Korrektiv der Verklärung – siehe Punkt 2 – ist ein kraftvoller Motor für eben diese geworden⁴⁷), und erscheint leicht abgewandelt in der Werbung⁴⁸, sondern ist mittlerweile auch als von den „Celebrities“ selbst in Betracht gezogenes Handlungsmodell auszumachen: „Today, of course, stars don't force collectors to demean themselves by rummaging through their Glad Bags. No, in this enlightened age, the famous folk send their garbage directly to celebrity auctions where we can all bid on it in a more sanitary, albeit expensive, format.“⁴⁹

Alles „Abfallnormalität“? Der Müllexperte Weberman spricht am Ende seines *Esquire*-Artikels eine Warnung aus: „And remember: Garbage Is Powerful!“ Er hätte sie selbst beherzigen sollen. Vor ein paar Jahren wurde der passionierte Enthüllungsjournalist festgenommen und musste befürchten, zu einer – darf man der BBC glauben – zehnjährigen Haftstrafe verurteilt zu werden: „not for invasion of privacy, but for drug-dealing.“ Und ausgerechnet: „The FBI found the evidence they needed by going through his dustbins.“⁵⁰

¹ A. J. *Weberman*: The Art of Garbage Analysis. You are what you throw away. In: *Esquire*, 76 (1971), 113-117, hier 113.

² Vgl. *Edlis*: The Bob Dylan Who's Who. <http://www.expectingrain.com/dok/who/w/webermanaj.html> (Stand: 10.02.2004). *Mark Jacobson* charakterisiert die "Dylanology", kurz "D Studies", als "the semi-sub rosa info jungle of writers, fanzine publishers, collectors, web page keepers, DAT tapers, song analyzers, old girlfriend gossips and more" und sieht in ihr "a bracing hit of democratic autodidacticism, a deep-fried aroma of overheated neocortices." Ders.: Tangled Up in Bob. In: *Rolling Stone*, 866 (2001). <http://www.rollingstone.com/news/newsarticle.asp?nid=13566> (Stand: 11.02.2004).

³ *Weberman* versuchte insbesondere auch Belege für seinen Vorwurf gegen Dylan zu finden, dieser sei drogenabhängig und eine Marionette der Musikindustrie. Vgl. Bob Dylan – Chronik 1966-1978. http://www.savoy-truffle.de/dylan/chronik_ii.html (Stand: 25.02.2004); <http://www.newpony.com/timeline.html> (Stand: 11.02.2004).

⁴ *Weberman* (wie Anm. 1), 113. „Abfall ist Träger einer Geschichte ‚von unten‘“, heißt es passend in *Dietmar Rübels* Materialikonographie des Abfalls. Ders.: Abfall. In: Monika Wagner (Hg.): ABC des Materials. Blätter des Archivs zur Erforschung der Materialikonographie. Hamburg 1998, o.P.

⁵ Vgl. *Edlis* (wie Anm. 2). Im BBC-Feature heißt es: "A. J. *Weberman* [...] invented the science of Garbology – going through somebody's dustbins in search of insight." http://www.bbc.co.uk/radio4/discover/archive_features/213.shtml (Stand: 11.02.2004).

⁶ Vgl. *Weberman* (wie Anm. 1).

⁷ Ebd., 114.

⁸ Vgl. die Projektdarstellung von *William Rathje u. Cullen Murphy*: Müll. Eine archäologische Reise durch die Welt des Abfalls. München 1994 (Orig.: *Rubbish! The Archaeology of Garbage. What Our Garbage Tells Us about Ourselves*. New York 1993).

⁹ *William L. Rathje*: How Garbage Got to Be an „-ology“. In: *MSW Management. The Journal for Municipal Solid Waste Professionals*. http://www.forester.net/mw_0200_beyond.html (Stand: 11.02.2004). Beispiele für Nachahmer finden sich bei *Guido Viale*: MegaMüllmaschine. Über die Zivilisation des Abfalls und den Abfall der Zivilisation. Aus dem Italienischen von Michaela Wunderle. Hamburg 1997 (Orig.: *Un mondo usa e getta*. Milano 1994), 106 f. Auf die Verwendung des Motivs in der US-amerikanischen Literatur verweist *Franka Ostertag*: WASTE. Der Müll als Material und Metapher der US-amerikanischen Kunst und Literatur seit 1950. Diss. Mikrofiche Berlin 1998, 109. Zahlreiche Belege lassen sich auch für den Einsatz der Methode im kriminalistischen Bereich finden – seit einigen Jahren z.B. massiv bei der Doping-Bekämpfung im Leistungssport. Vgl. etwa *Udo Ludwig u. Gerhard Pfeil*: Spuren im Müll. In: *Der Spiegel*, 10 (2004), 146 f.

¹⁰ *Michael Thompson*: Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Aus dem Englischen von Klaus Schomburg. Stuttgart 1981 (Orig.: *Rubbish Theory. The Creation and Destruction of Value*. Oxford 1979).

¹¹ Die hier anschließende Darstellung theoretischer Ansätze der Abfallforschung und ihre Einordnung orientieren sich an den einführenden Kapiteln in *Sonja Windmüller*: Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem. Münster u.a. 2004 (= Europäische Ethnologie, Bd. 2; zugl. Marburg, Univ., Diss. 2002).

¹² *Thompson* (wie Anm. 10), 25.

¹³ Vgl. ebd., 83.

¹⁴ *Theodor M. Bardmann*: Wenn aus Arbeit Abfall wird. Aufbau und Abbau organisatorischer Realis-

täten. Frankfurt am Main 1994, 190; Hervorhebung i. Orig.

¹⁵ Ebd., 168.

¹⁶ *Manfred Faßler*: Abfall, Moderne, Gegenwart. Beiträge zum evolutionären Eigenrecht der Gegenwart. Gießen 1991, 203; Hervorhebung i. Orig.

¹⁷ Ebd., 203.

¹⁸ *Faßler* verwendet den Begriff mit Bezug auf Norbert Elias und dessen Modell der Interdependenzkette. Es geht um die „Erzeugung von Normalität“ in „langfristigen Prozessen“. Vgl. ebd., 205, 199.

¹⁹ Vgl. *Bardmann* (wie Anm. 14), 174, 212.

²⁰ Ebd., 167.

²¹ Ebd., 214.

²² Ebd., 191.

²³ Ebd., 212.

²⁴ Ebd., 210; Hervorhebung i. Orig. Ebenfalls bedenkenswert ist es m.E., das Internet als einen dieser mit dem Abfall arbeitenden und von ihm profitierenden „Codes“ aufzufassen. Nicht zuletzt die im Zusammenhang mit unserer Fallstudie besprochenen Quellen stellen hier ein eindrückliches Beispiel dar.

²⁵ *Theodor M. Bardmann* spricht vom „herrschende[n] Abfallverständnis, das den Abfall auf die Form des materiellen Mülls zu reduzieren und die Abfallproblematik auf ein rein technisches Problem einzugrenzen tendiert.“ Ebd., 26. Der Agrarsoziologe *Andreas Nebelung*, der den Abfall im Zwischenraum, im Grenzbereich von System und Umwelt ansiedelt, bewertet den *Müllbegriff* entsprechend als reduktionistische, reifizierende Bezeichnung und verwirft ihn als für die soziologische Theorielegung zu eng. Vgl. ders.: Der Abfall des Fortschritts. Wie lassen sich Luhmanns Systeme für ihre Umwelt methodisch empfindlich machen? Unveröff. Manuskript masch. o.O. o.J. [1999]. Und für *Manfred Faßler* ist Abfall „längst zum *immateriellen Sachstand* geworden“. Ders. (wie Anm. 16), 206; Hervorhebung i. Orig. Über die Verwerfung der technischen Perspektive hinaus übersehen diese Autoren allerdings, dass die Verfahren und das eingesetzte Gerät in ihrer konkreten Zurichtung selbst höchst aussagekräftige Formen des „Sozialkonstrukts“ Abfall sind.

²⁶ Bei *Bardmann* ist von einem „Bereich des symbolischen Abfalls“ die Rede, von einem „weite[n] und abstrakte[n] Abfallbegriff“, den es „zu entfalten“ gelte. Ders. (wie Anm. 14), 42, 161.

²⁷ *Nebelung* fragt selbstreflexiv: „Wie vermitteln wir diese hochabstrakten und raunenden Bemerkungen mit der Alltagstrivialität von Verpackungen, Zigarettenskippen und Bananenschalen?“ Ders.: Einleitung. In: *Andreas Nebelung u. Daniel Pick*: Der Rest ist Schweigen: Die Dinge und ihre Vernichtung. Empirische Abfall-Studien hin zu einer ökologischen Kultur-/Naturtheorie. Gießen 2003 (= Schriftenreihe Ökologische Soziologie, Bd. 3), 7-15, hier 15.

²⁸ *Bardmann* (wie Anm. 14), 194. Der Autor selbst untersucht Arbeitsorganisationen im Hinblick auf ihre (symbolische) Abfallproduktion.

²⁹ Ebd., 212.

³⁰ Ebd., 173.

³¹ Ebd., 191.

³² *Faßler* betont zwar die Nicht-Intentionalität (vgl. z.B. ders. [wie Anm. 16], 199, 224), arbeitet aber durchgängig auch mit Handlungsabsichten implizierenden Begriffen und entsprechenden theoretischen Versatzstücken.

³³ Einen Versuch, dieses analytische Programm umzusetzen, habe ich in meiner Dissertation „Die

Kehrseite der Dinge“ unternommen, die sich speziell mit der Frühphase moderner Hausmüllwahrnehmung und -beseitigung im ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigt. Vgl. auch *Sonja Windmüller*: Zeichen gegen das Chaos: Kulturwissenschaftliches Abfallrecycling. In: *ZfV*, 99 (2003), H. II., 237-248.

³⁴ *Daniel Pick* spricht von einem „existenzialen, dumpfen Unbehagen“, das die „sogenannte Materialität“ des Abfalls vermittele. Ders.: Abfall – eine Tatsache ohne Meinung. In: *Nebelung u. Pick* (wie Anm. 27), 95-231, hier 106.

³⁵ *Ostertag* (wie Anm. 9), 108.

³⁶ Alle Zitate stammen aus *Weberman* (wie Anm. 1).

³⁷ Ebd., 114.

³⁸ *Rübel* (wie Anm. 4), o.P.

³⁹ Vgl. *Monika Wagner*: Industriemüll in der zeitgenössischen Kunst. In: Klaus Türk (Hg.): Arbeit und Industrie in der bildenden Kunst. Beiträge eines interdisziplinären Symposiums. Mit 71 Abb. Stuttgart 1997, 131-140, hier 139.

⁴⁰ *Weberman* (wie Anm. 1), 117.

⁴¹ Dylan selbst behauptet später, den Hundekot absichtlich und mit dem Ziel unter den Müll gemischt zu haben, Webberman abzuschrecken: „We all kept loading up the garbage with mousetraps, all the dog-shit we could find, but he still kept going thorough the garbage anyhow ...“ Zit. n. *Derek Barker*: A background analysis of „The Webberman Tapes“. In: Booklet der CD: Bob Dylan. The Classic Interviews Volume 2 – The Webberman Tapes. In Association with the international Dylan magazine ISIS. Erschienen bei Chrono Dreams, UK, 2004, o.P.

⁴² *Weberman* (wie Anm. 1), 113.

⁴³ <http://www.collectingchannel.com/cdsdetNC.asp?PID=110015&CID=3> (Stand: 11.02.2004).

⁴⁴ *Jacobson* (wie Anm. 2). Gebündelt wurden die Aktionen als „Free Bob“-Kampagne. Bei Barker heißt es über eine dieser Aktionen: „To celebrate Bob's 30th birthday, Webberman organised a demonstration outside Dylan's house. There was even a birthday cake, with hypodermic syringes taking the place of candles. A.J. delivered a speech while standing on a symbolically padlocked garbage can, while a crowd of several hundreds (one over-zealous reporter quoted as many as 1,000) chanted, 'Dylan's brain belongs to the People ...' and 'Free Bob Dylan from Himself', a slogan that was featured on the official badges of the 'DLF' (Dylan Liberation Front).“ *Barker* (wie Anm. 41), o.P.

⁴⁵ *Jacobson* (wie Anm. 2). Die Passage wurde auf zahlreichen Internetseiten zitiert. Vgl. z.B. <http://www.livejournal.com/users/absurdity/132962.html> (Stand: 11.02.2004); *Edlis* (wie Anm. 2).

⁴⁶ Vgl. z.B. A. J. *Weberman u. Lucas Wellington*: Off the Madman's Corner: Bob Dylan's Lyrics Illustrated and Analysed. [Motherfollers 1998]; *John Roberts*: A. J. Webberman Dylanologist [1995]; A. J. *Weberman*: Life in Garbology [Stonehill Press 1980; Farrar Straus & Giroux 1/81]; ders.: Keep the Fuck Outta My Goddam Garbage. [private pub., 22 pp.]; ders.: Dylanology [Whitepress 1969, 25 pp.]. Karriere machte ein von Webberman forciertes und mitgeschnittenes telefonisches Streitgespräch, das unter dem Titel „Bob Dylan vs. A. J. Webberman“ Anfang der 70er Jahre als Schallplatte gepresst und verkauft wurde. Das Interview wurde 2003 neu aufgelegt (als CD), in Auszügen verschriftlicht und auf der Website <http://www.interferenza.com/bcs/interw/weberman.html> (Stand: 11.02.2004) publiziert. In einem Bob-Dylan-Internetforum findet sich bezeichnenderweise folgender Eintrag zu dem Tonträger: „Yes, I definitely want to hear or read the entire transcript of the discussion they had which Webberman recorded. I don't know why shit like this fascinates me, but it does.“ <http://www.livejournal.com/users/absurdity/132962.html> (Stand: 11.02.2004).

⁴⁷ Als ein weiteres Beispiel (neben der zitierten Selbstdarstellung) für die narrative Ausschmückung der Dylan-Weberman-Konfrontation vgl. <http://pages.eidosnet.co.uk/johnnymoped/musicforthemasses/musicfo>. (Stand: 11.02.2004): „One of Dylan's biggest fans was A. J. Webberman. Webberman loved Dylan so much that he regularly sifted the poet's garbage. One day, when Webberman went to get a soda at a New York City corner store, he was attacked by a man who seemed strangely familiar. Webberman thought, 'Could Bob Dylan be punching me out? My idol, the guy that wrote all that great poetry?' It was indeed Dylan, who kept slugging Webberman until some hippies broke up the fight.”

⁴⁸ 1993 wirbt die US-amerikanische Brauerei Schlitz mit einer Anzeige, die den Müll der Schauspielerin Lisa Bonet zeigt und das Motto trägt: „IN AMERICA, YOU ARE WHAT YOU TRASH.“ Auf diesen Fund bin ich bei *Ostertag* gestoßen. Dies. (wie Anm. 9), 138. Vgl. auch ebd., 108.

⁴⁹ *Bill Kunkel*: Garbologists: The Ultimate Collectors. <http://www.collectingchannel.com/cdsdetNC.asp?PID=110015&CID=33> (Stand: 11.02.2004). *Ostertag* weist darauf hin, dass der Begriff „garbology“ seit 1975 im Oxford English Dictionary geführt wird. Vgl. dies. (wie Anm. 9), 107.

⁵⁰ Zit. n. http://www.bbc.co.uk/radio4/discover/archive_features/213.shtml (Stand: 11.02.2004). Vgl. auch *Jacobson* (wie Anm. 2). Mittlerweile ist Webberman aus dem Gefängnis entlassen worden. Vgl. das Booklet der CD: Bob Dylan. The Classic Interviews Volume 2 – The Webberman Tapes (wie Anm. 41).

Städtischer Abfall als wenig fassbarer „Kehricht und Unrath“ im Innsbruck des 19. Jhdts.

Beschäftigt man sich mit der Historisierung von Abfall und Müll einer Stadt, so ist es zum einen für den Erkenntnisgewinn notwendig und hilfreich, Distanz zur aktuellen Abfallerfahrung zu gewinnen. Unsere gegenwärtigen Verhältnisse qualifizieren nämlich den Abfall als eines der „Schlüsselwörter“ unserer Zeit. „Der Abfall ist allerorten. Wir haben ihn über uns, unter und neben uns. Wir haben ihn möglicherweise als Stoff im Magen, als Strahlung in den Knochen, sicher aber als Eigentum in der Tonne vor der Tür und als Idee im Kopf.“² So gesehen, ist der Versuch zur Distanz umso wichtiger, als durch diese „allseitige Abfallgegenwart“ die Sicht auf die Vergangenheit getrübt und zu voreiligen Einschätzungen der Gewichtung des Phänomens in vorangegangenen Jahrhunderten verleitet wird.

Zum anderen ist auch terminologische Vorsicht geboten. Eine geschichtliche Nachzeichnung und Verfolgung des Stichwortes „Abfall“ in den deutschen Lexika und Wörterbüchern des 19. Jhdts. zeigt, dass die städtischen Verbrauchsabfälle lange Zeit nicht zum zentralen Sinnfeld des Wortes „Abfall“ gehörten. Erst um die Jahrhundertwende rücken die städtischen Abfälle und der „Müll“ im Sinne trockener Abfälle aus Straße und Haus in das Zentrum dieses Sinnfeldes und damit ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Davor standen stärker die gewerblichen und industriellen Abfälle im Vordergrund.³

So verwundert es also nicht, dass begriffliche Entwicklungen auch inhaltliche Konsequenzen haben und „Schwierigkeiten“ machen. Denn was soll denn in unserem Zusammenhang der vor allem „trockene“ städtische Abfall des 19. Jhdts. sein, wenn seine begriffliche Klarheit und öffentliche Bedeutsamkeit erst im 20. Jhd. gut fassbar wird?⁴

Ein Blick in die zur Verfügung stehenden Quellen für Innsbruck fokussiert im 19. Jhd. zum Großteil „Kehricht und Unrath“ als Äquivalente dessen, was wir heute als städtische Abfälle verstehen würden, wenn es um die anfallenden Hausabfälle (ausgenommen die Abwässer) gehen soll. Allerdings wird zu zeigen sein, dass die Gewichtung dieses „Kehrichts und Unraths“ durch die Zeitgenossen eine andere war, als wir sie

heute vornehmen würden, nämlich eine eher geringe.

Jedenfalls sind diese Stichworte zunächst als Themengebiete in „Gassensäuberungsordnungen“ zu Beginn des 19. Jhdts. eingebettet. Ab den 1860er Jahren erhalten sie dann etwas mehr Aufmerksamkeit im Zusammenhang mit der Frage ihrer richtigen Aufbewahrung und ihres richtigen Wegtransportes sowie städtischem Leistungsangebot in dieser Richtung. Das alte System, wie es die „Gassensäuberungsordnungen“ beschreiben, scheint zu diesem Zeitpunkt nicht mehr leistungsfähig genug zu sein. Trotzdem kann man aber nicht von einem Thema sprechen, das die Innsbrucker Bevölkerung des 19. Jhdts. übermäßig zu beschäftigen schien, und das bleibt auch bis weit in unser Jahrhundert hinein so.⁵

Die „Gassensäuberung“⁶

Bereits seit dem 16. Jhd. ist für Innsbruck eine „Gassensäuberungsordnung“ belegt, die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder erneuert wird und 1781 schließlich als „Stadt Innsbruckische Gassensäuberungsordnung“ sogar in den Druck kommt. 1807 wird sie als „Gassen=Säuberungs=Ordnung für die Stadt Innsbruck“⁷ neuerlich verlautbart, um wiederum die Reinlichkeit der Gassen und Plätze „überhaupt“ und „allgemein“ zu regeln. Im Sinne der öffentlichen Ordnung werden hier Satzungen aufgestellt, die ein sauberes und aufgeräumtes Straßenbild garantieren, das keine Verkehrsbehinderung darstellt und für die Menschen keine gesundheitlichen Gefahren birgt. Es wird genau geregelt, wer für die Reinigungsaufgaben zuständig ist und wie oft eine Reinigung zu geschehen hat. Auch die Entsorgung wird genau bestimmt.

So geht es also dabei um die Freihaltung der öffentlichen Wege zum Beispiel von Dünger, Schutt, Brennholz, Kohlen und im Winter von Schnee. Außerdem ist ein möglichst angenehmes Erscheinungsbild der Straßen sehr wichtig, vor allem ohne Staub, der als „für die Gesundheit schädlich“ erachtet wird. Speziell zur Erreichung letztgenannter Forderung wird in den warmen Jahreszeiten regelmäßiges Bespritzen der Straßen angeordnet.

Prinzipiell sind zunächst die Hauseigentümer respektive deren Dienstboten für die Erfüllung dieser Gassensäuberungsordnung zuständig, um Straßen und Plätze bei öffentlichen Gebäuden kümmert sich die Stadtverwaltung. Offensichtlich wird zu Beginn des 19. Jhdts. auch versucht, die Stadtbevölkerung noch mehr zur Straßenreinigung zu verpflichten, denn in der Präambel der „Gassen=Säuberungs=Ordnung“ heißt es u.a.: „[...] die Reinigung der Straßen durch die Kriminal-Sträflinge nicht mehr zu geschehen hat [...]“.⁸

Was schließlich die in unserem Zusammenhang interessante Entsorgung der

Hausabfälle betrifft, liest man unter Punkt 4:

„Die Ausleerung des sogenannten Spielwassers, Kehrkothes (ausschließlich Steine, Ziegel, Krüge, Gläser und dergleichen) hat im Sommer unmittelbar in die Wasserkanäle (Ritschen) zu geschehen. Im Winter, wenn die Kanäle gefroren sind, findet diese Ausleerung nicht statt, weil der Unrath nicht ablaufen kann, sondern in den Gassen sich anhäuft, einen ekelhaften Anblick darbietet, und bei auftauendem Wetter einen ungesunden Gestank von sich gibt. Jeder Hauseigenthümer hat daher in dieser Zeit das Kehricht und Unrath an den Rande der Ritschen zu bringen, wovon der städtische Magistrat durch einen oder zwei Karren das Thunlichste an den hierzu bestimmten Orte täglich führen zu lassen hat.“⁹

Im Weiteren folgt eine genaue Bestimmung der Reinigung der Ritschen, die einerseits in den Händen der Stadtverwaltung liegt und zum anderen von so genannten „Ritschenräumern“ getätigt wird.

Der „Unrath“ kommt außerdem noch im Zusammenhang mit der Reinhaltung der Brunnen zur Sprache, indem das Hineinwerfen von „Unrath“ in dieselben unter Strafe gestellt wird, und im Zusammenhang mit der Kloakenreinigung, die so zu geschehen hat, dass „kein Unrath auf die Straße auslaufen“¹⁰ soll.

Im Laufe des 19. Jhdts. lassen sich einige Bezüge zu dieser Gassensäuberungsordnung herstellen, allerdings betreffen diese Hinweise weniger den „Kehricht und Unrath“ in unserem Sinn.

Zum einen beschäftigt die zeitgenössischen Gemüter die Garantierung von staubfreien und damit „gesunden“ Straßen. Dies lässt sich vor allem für die zweite Hälfte des Jahrhunderts beobachten, wo viel darüber nachgedacht und auch in Angriff genommen wird, um staubfreie Straßen zu gewährleisten. In den 80er Jahren wird eine Dampffeuerspritze für die Straßenreinigung angeschafft, aber die erhoffte Befreiung von der „Plage“ bleibt aus, denn immer wieder muss sich der Gemeinderat mit dieser Frage und Beschwerden diesbezüglich beschäftigen.¹¹ Die Bedeutung dieses Themas aber bleibt für die Zeitgenossen groß, und selbst 1925, als sich die Stadt Innsbruck einen motorisierten Autosprengwagen anschafft, heißt es in den Innsbrucker Nachrichten immer noch dazu:

„Damit beginnt für Innsbruck hoffentlich eine neue Aera. Die Bekämpfung der Staubplage war von jeher ein erstes Gebot der städtischen Fürsorge.“¹²

Zum anderen beschäftigt im 19. Jhd. immer wieder die Frage der Verpflichtung der Hauseigentümer zur Straßenreinigung bzw. Straßenräumung von Schnee und Eis. Es lassen sich durchgehend Hinweise finden, dass diese Reinigung und Räumung nicht immer klaglos funktioniert hat, und immer wieder wird die Säumigkeit der Hausbesitzer beklagt.¹³ Trotzdem wird die besitzende Bevölkerung nie von ihrer Pflicht



Pferdebespannter Straßensprengwagen auf der Maria-Theresien-Straße, (ca. 1910), Sammlung Walter Kreutz, Innsbruck.

entbunden, sondern immer wieder dazu ermahnt und angehalten. Dies bleibt nicht unwidersprochen. In einem Kommentar der Innsbrucker Nachrichten im Jahr 1876 etwa geht der Verfasser soweit, diese Aufgabe gänzlich der Stadtverwaltung zu überantworten. Er versucht in diesem Sinne juristisch zu argumentieren:

„[...] Nach §33 Zahl 5 des Gemeindestatus der Stadt Innsbruck ist es Sache der Gemeinde für die Erhaltung der Gemeindestraßen und Gassen und für die Reinlichkeit zu sorgen. [...] Die Verpflichtung des Hausbesitzers zu Trottoir-Reinigung läßt sich daher gesetzlich nicht rechtfertigen.“¹⁴

Die Aufgabe der Straßenreinigung bleibt aber für die Hausbesitzer aufrecht, und erst 1938 erfolgt zur Gewährleistung einer schnellen und zuverlässigen Gehwegreinigung und Sandbestreuung ein „Anschlußzwang an die städtische Straßenreinigung für alle Hausbesitzer im geschlossen verbauten Gebiete“.¹⁵

*Die „Kehrichtwägen“*¹⁶

Offensichtlich reichten ab der zweiten Hälfte des 19. Jhdts. die Ritschen nicht mehr für die gänzliche Aufnahme von „Kehricht und Unrath“ aus, und die Stadtverwaltung musste sich neue Wege des Wegtransportes dieses Abfalls überlegen. Das Stadtmagistrat verspricht der Innsbrucker Bevölkerung in einer Kundmachung, „den Übelständen gründlich abzuhefen“, da die „Verunreinigung der öffentlichen Straßen und Plätze dieser Stadt derart überhandgenommen hat, daß vielseitige Beschwerdeführungen hiedurch veranlaßt werden“.¹⁷ Folgende Maßnahme wird von der Stadtverwaltung beschlossen:

„Es wird ein eigens eingerichteter Wagen durch die städtischen Straßen und Plätze befördert werden, in welchem aller trockener Unrath, welcher beim gewöhnlichen Wirtschaftsbetriebe abfällt, aufgenommen wird. [...]. Die Einwohner werden aufgefordert, den in ihren Wohnungen abfallenden Unrath auf eine geeignete Weise zu sammeln, um ihn sodann an den hiezu bestimmten Wagen, dessen Ankunft durch Glockenzeichen bemerkbar gemacht wird, abzugeben.“¹⁸



Privat-Müllwagen des Hotels Kreid, Sammlung Walter Kreutz, Innsbruck.

Mit diesen „Kehrichtwägen“ sollte das zu gering gewordenen Fassungsvermögen der Ritschen ausgeglichen werden, weil es diesbezüglich öfters Probleme gab und die Sauberhaltung der Ritschen trotz dieser Maßnahme auch in der Folge immer wieder moniert und in Erinnerung gebracht werden musste.¹⁹ Aber dieses „gemischte“ System der Sauberhaltung der Stadt fand dann in den 1880er Jahren schließlich sein endgültiges Ende, als der Gemeinderat beschließt, „eine neue Art der Abfuhr der Abfälle [!] einzuführen.“²⁰ Die Neuerung lag zum einen in einem anderen Modus der Aufbewahrung: „Das Kehricht und die festen Küchenüberreste sollen in Zukunft nicht mehr abends auf die Straße gelegt werden, sondern sind im Hause in Tonnen aufzubewahren, bis sie [...] von einem Kehrichtwagen abgeholt werden [...]“²¹, und zum anderen im Verbot der Ritschennutzung für die Abfallbeseitigung: „[...] daß vom 1. Jänner 1884 angefangen die Küchenabfallstoffe sowie überhaupt alle festen Unrathsbestandteile nicht

mehr auf die Ritschendeckel abgelagert werden dürfen.“²² Besonders der letztgenannte Punkt stellt wirklich eine Zäsur einer langen städtischen Tradition Innsbrucks dar, und in diesem Sinne kann man auch von der Geburtsstunde einer modernen Art der Müllbeseitigung sprechen.

Dass diese Umstellungen auch Probleme machten, beweist ein Leserbrief in den Innsbrucker Nachrichten, in dem ein Hausbesitzer seine Missbilligung ausdrückt. Er klagt vor allem darüber, dass in den alten Häusern der Stadt keine „Hofräume“ für die „Fässer oder Kisten“ zur Aufbewahrung der Abfälle zur Verfügung stehen und dass deswegen vor allem in wärmeren Jahreszeiten „gesundheitsschädliche Gerüche und die Zuziehung von Ungeziefer (Ratten, Mäuse)“²³ die Folge sind. Abgesehen davon sei das „Abholen mit Fuhrwerk außerdem kostspieliger“²⁴, und so glaube er mit Recht, sich über diese Neuerung beschweren zu können. Die Redaktion der Zeitung gibt postwendend ihren Kommentar dazu und weist den Hausbesitzer in seine Schranken. Alle Vorwürfe werden zurückgewiesen und das neue System „im Sinne der Reinlichkeit der Stadt“ begrüßt.²⁵

Die folgenden Jahrzehnte geben quellenmäßig keine Hinweise auf öffentliche Diskussionen in dieser Frage. Erst 1913 tritt die „Kehricht-Abfuhr“ neuerlich ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Das gegenwärtige System wird nicht mehr als ausreichend „hygienisch“ angesehen, weil die Umfüllung des Abfalls in die Kehrichtwagen nicht „sauber und staubfrei genug“ vonstattengehen kann.²⁶ Es werden deswegen einheitliche Gefäße zur Abfallaufbewahrung von der Stadtverwaltung verpflichtend eingeführt, und das so genannte „Belani-System“ kommt damit zur Geltung. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine genaue Angabe der Dinge, welche die Kehrichtwagen abtransportieren und welche nicht:

„Zur Abfuhr gelangen Haus- und Hofkehricht, Asche und Küchenabfälle. Gegenstände von größerem Umfang als Papierschachteln, Packpapier, Stroh usw. dürfen in die Gefäße nicht gegeben werden. Die Abfuhr solcher Gegenstände, sowie der Abfall aus gewerblichen Betrieben haben die Parteien selbst zu besorgen, eventuell geschieht dies durch das Stadtbauamt mit einem besonderen Wagen.“²⁷

Die weitere Entwicklung im 20. Jhd. lässt für den städtischen Abfall und Müll vor allem nach 1945 Handlungsbedarf erkennen. Zum einen müssen die Abfallgefäße bzw. Mülltonnen immer wieder in größeren Ausführungen zur Verfügung gestellt werden. Ende der sechziger Jahre werden schließlich auch Müllcontainer eingeführt. Und zum anderen wird die Frage der Endlagerung immer wichtiger, und neue Mülldeponien müssen gefunden werden. Traditionellerweise wurde der „Kehricht und Unrath“ im 19. Jhd. in den Inn geschüttet. Mit Einführung der Kerichtwagen standen dann bis zum Ende des 2. Weltkrieges als Ablagerungsplätze der Sillspitz im Osten und die Flä-

che eines alten Inneinbruchs unterhalb des Gasthauses „Peterbrünnl“ im Westen der Stadt zur Verfügung. 1945 wird die Mülldeponie in der Roßau in Betrieb genommen, und seit 1975/76 wird das Ahrntal für den Innsbrucker Müll verwendet.²⁸

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die städtische Abfallbeseitigung im Innsbruck des 19. Jhdts. immer im Zusammenhang mit der Reinlichkeit der Gassen zu sehen ist. Ein sauberes und staubfreies Straßenbild impliziert Schutz vor Gefahren aller Art und ist so für Bevölkerung und Stadtverwaltung wichtig. Die Abfallfrage liegt damit im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Ordnung, öffentlicher Gesundheitspflege und Städteassanierung. Dabei interessiert in Innsbruck vor allem die Aufbewahrung und der Wegtransport des „Kehrichts und Unraths“, und hier müssen auch neue Regelungen getroffen werden. Neue Aufbewahrungsgefäße, die den hygienischen Standards entsprechen, werden eingeführt und müssen im Laufe der Zeit in immer größerem Umfang zur Verfügung gestellt werden. Weiters wird das jahrhundertealte Ritschensystem für die Abfallbeseitigung durch die Einführung von „Kehrichtwägen“ ergänzt und schließlich abgelöst.

Aus diesen Traditionen heraus wird die Frage des Abfalls, seiner richtigen Beseitigung und Endlagerung auch der Stadtverwaltung in Verantwortung übergeben und schließlich als Teilbereich dem städtischen Leistungsangebot eingegliedert.

Bemerkenswert ist weiters, dass die Problematisierung der Endlagerungsorte sich im 19. Jhd. nie findet. Erst weit in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wird dieses Thema akut und brisant.

¹ Zuerst erschienen in *Elisabeth Dietrich* (Hg.): Stadt im Gebirge. Leben und Umwelt in Innsbruck im 19. Jahrhundert. Innsbruck 1996, 138-146. Das Redaktionsteam bedankt sich bei der Autorin, bei Herrn Markus Hatzler (Studienverlag Innsbruck) und bei Frau Prof. Elisabeth Dietrich-Daum (Institut für Geschichte der Universität Innsbruck) für ihr freundliches Entgegenkommen und die Nachdruckgenehmigung.

² *Ludolf Kuchenbuch*: Abfall. Eine stichwortgeschichtliche Erkundung. In: Jörg Calließ, Jörn Rüsen u. Meinfried Striegnitz (Hgg.): Mensch und Umwelt in der Geschichte. Pfaffenweiler 1989, 257-276, hier 257.

³ Ebd., 257-276.

⁴ So ist etwa der Stichwortverzettlungskatalog im Tiroler Landesmuseum und im Innsbrucker Stadtarchiv zu „Müll“ oder „Abfall“ erst mit Belegen ab den Jahren nach dem 2. Weltkrieg bestückt!

⁵ Hinweise zu dem Thema geben Verordnungen und Kundmachungen der Behörden und der Stadtverwaltung sowie Hinweise in den gängigen Lokalblättern der Zeit.

⁶ Eine kurze geschichtliche Darstellung dazu gibt *Konrad Fischnaler*: Innsbrucker Chronik, IV: Verwaltungs-, Wirtschafts- und Kulturchronik. Innsbruck 1930, 144 f.; bzw. *Otto Stolz*: Geschichte der Stadt Innsbruck. Innsbruck 1959, 179; bzw. Statistisches Handbuch der Stadt Innsbruck mit statistischen Daten bis 31. Dezember 1946, hg. v. Statistischem Amt der Stadt Innsbruck. Innsbruck 1950, 195.

⁷ TLMF (= Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum): Gassen=Säuberungs=Ordnung für die Stadt Innsbruck vom 30.10.1807.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Bote für Tirol und Vorarlberg, 28.10.1870; Bote für Tirol und Vorarlberg, Extra=Beilage, 24.07.1879; Bote für Tirol und Vorarlberg, Extra=Beilage, 21.06.1898; Bote für Tirol und Vorarlberg, 30. 11. 1899.

¹² Innsbrucker Nachrichten, 22.09.1925.

¹³ TLMF: K.k. Hofkommission vom 21.03.1797; K.K. privilegiierter Bothe von und für Tirol und Vorarlberg, Intelligenz=Blatt, 01.11.1830, Bothe für Tirol und Vorarlberg, Intelligenz=Blatt, 10.5.1851; Bote für Tirol und Vorarlberg, 10.01.1880; Bote für Tirol und Vorarlberg, 19.12.1901.

¹⁴ Innsbrucker Nachrichten, 25.11.1876.

¹⁵ Statistisches Handbuch (wie Anm. 6), 195.

¹⁶ Eine kurze geschichtliche Darstellung dazu gibt *Konrad Fischnaler* (wie Anm. 6), 144 f.; *Otto Stolz* (wie Anm. 6), 179; Statistisches Handbuch (wie Anm. 6), 195 f.; *Josefine Justic*: Seit hundert Jahren Müllabfuhr. In: Innsbrucker Stadtnachrichten, Heft 4 (1983), 24; dies.: Die Anfänge der Müllabfuhr. In: Innsbrucker Stadtnachrichten, Heft 5 (1984), 7.

¹⁷ Innsbrucker Nachrichten, 06.08.1861.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Bote für Tirol und Vorarlberg, Extra=Beilage, 23.02.1901.

²⁰ Bote für Tirol und Vorarlberg, 16.03.1883.

²¹ Ebd.

²² Bote für Tirol und Vorarlberg, Anzeige-Blatt, 22.12.1883.

²³ Innsbrucker Nachrichten, 09.01.1884.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd.

²⁶ Innsbrucker Nachrichten, 31.10.1913.

²⁷ Ebd.

²⁸ *Josefine Justic* (wie Anm. 16), 1983, 24 u. dies. (wie Anm. 16), 1984, 7.



Vom Unrat zum Wertstoff

Bezeichnungen als Indikatoren kulturellen Wandels

Kathrin Sohm

1. Kultur und Sprache

Eine enge Verbindung von Sprache und Kultur ist unbestritten. In den letzten Jahrhunderten wurden verschiedene Theorien darüber aufgestellt, inwieweit Sprache das Weltbild prägt und die Kultur bestimmt¹ oder das Weltbild Einfluss auf die Entwicklung der Sprache nimmt². Heute ist man sich weitgehend einig, dass beide Sichtweisen gleichermaßen zutreffen und dass „Sprache ständig Voraussetzung, Instrument und Ergebnis der Auseinandersetzung des Menschen mit der Wirklichkeit ist“³. Interessant ist dabei vor allem die Betrachtung der Lexik und Semantik – hier lassen sich die Zusammenhänge zwischen Kultur und Sprache besonders gut ablesen. Dass dies nicht neu ist, zeigt etwa die 1909 von Rudolf Meringer gegründete Zeitschrift ‚Wörter und Sachen‘⁴, an deren Konzept heute einzelne Volkskundler eine „systematisch[e] [...] Rückerinnerung“⁵ betreiben, oder Hugo Schuchardts Publikationen ‚Sachen und Wörter‘⁶. Die beiden Titel sind keineswegs zufällig gewählt, sondern verdeutlichen vielmehr die verschiedenen Sichtweisen des Zusammenhangs von Sprache und Kultur.

Vor allem in Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs, der oftmals durch technische und wissenschaftliche Neuerungen beeinflusst wird, häufen sich lexikalische Veränderungen der Sprache, da neue Kommunikationsbedürfnisse entstehen.⁷ Der Themenbereich ‚Umwelt‘ ist in den letzten Jahren verstärkt ins Interesse der Medien und der Wissenschaft gerückt. Dies zeigen neben zahlreichen Publikationen und Presstexten auch Einträge in Schlagwort-Sammlungen wie ‚Brisante Wörter‘⁸ oder ‚100 Wörter des Jahrhunderts‘⁹. „Der Umgang mit Müll spiegelt Kultur; im unterschiedlichen Umgang mit Abfall, Wegzuwerfendem, (angeblich) nutzlos Gewordenem zeichnen sich unterschiedliche Lebensräume und Phasen unserer Gesellschafts- und Kulturgeschichte ab.“¹⁰ Der sprachliche Umgang mit Abfall sollte hierbei natürlich miteinbezogen werden; und so scheint es lohnenswert, das Wortfeld ‚Müll‘ genauer zu durchleuchten und die Veränderungen, die vor allem seit dem ausgehenden 19. Jh. im deutschsprachigen Raum beobachtbar und auf wirtschaftliche und kulturelle Umbrüche zurückzuführen sind, zu analysieren.

Als Primärquellen greife ich auf ausgewählte Lexika und Wörterbücher der letzten 300 Jahre zurück und ergänze die daraus entnommene Information durch Belege aus den Online-Datenbanken ‚Wortschatzlexikon‘¹¹ und ‚TITUS‘¹² sowie durch über Suchmaschinen ermittelte Daten aus dem Internet¹³.

2. *Quantitative Wahrnehmung und Kollektivbildung*

Im Mittelalter stellten Abfälle noch kein großes Problem dar. Auf dem Land und zu Beginn auch in den Städten wurde der wenige Müll aus dem häuslichen Bereich, der nicht direkt weiterverarbeitet werden konnte, auf dem eigenen Grundstück – meist auf einem Misthaufen – gelagert und nach der Zersetzung als Dünger verwendet.¹⁴ Als im Hoch- und Spätmittelalter der Platz im städtischen Raum begrenzter wurde und auch die Hinterhöfe verbaut wurden, errichtete man nach dem Vorbild der Klöster und Schlösser eigene Abortanlagen, die ins Haus integriert waren oder selbständige Bauwerke darstellten. Diese dienten nicht nur der Entsorgung von menschlichen Exkrementen, sondern auch von Abfällen verschiedenster Zusammensetzung.¹⁵ Es ging weniger darum, welche Beschaffenheit der Müll hatte – vielmehr wurde er als „undifferenzierte Masse“¹⁶ wahrgenommen.

Dies zeigt sich auch darin, dass die zu dieser Zeit üblichen Bezeichnungen großteils Kollektivbildungen sind, die entweder mit Kollektivprä- oder -suffixen gebildet wurden, wie etwa *Kehricht* (ahd. *kerach*, Kollektivsuffix *-ach*), *Feget* (Kollektivsuffix *-et*) oder *Gemülle* (Kollektivpräfix *Ge-*), oder aber Verneinungen von kollektivisch verwendeten Substantiven sind, wie *Unrat* oder *Unflat*.¹⁷ Besonders deutlich wird diese Wahrnehmung in der Bezeichnung *Kummer*, die neben der heute vorrangigen Verwendung auch die Bedeutung ‚Schutt‘ hatte und aus dem vorromanischen *comberos* ‚Zusammengetragenes‘ entlehnt wurde.¹⁸

Während mit *Kehricht* hauptsächlich „was mit dem Besen ausgekehret worden“¹⁹ ist, bezeichnet wurde, hatte *Feget* eine weitere Bedeutung, die nicht nur das (in heutigem Sinne) Ausgefegte einschloss, sondern auch allgemein „das beim Reinigen eines Gegenstandes von demselben Weggeschaffte. So kann z.B. der Schwertfeger das von den Waffen abgeputzte Unreine Feget (Fegsel), aber nicht Kehricht nennen.“²⁰ Auffallend ist, dass sich der für Kollektiva übliche neutrale Artikel *das Kehricht* im 19. Jh. zur heute noch gebräuchlichen maskulinen Form *der Kehricht* gewandelt hat²¹; möglicherweise ein Indiz dafür, dass die kollektive Wahrnehmung im Rückgang war. Ähnliches lässt sich bei der Bezeichnung *Gemülle* beobachten; hier wurde die Kollektivbildung zu *Müll* verkürzt (siehe Kap. 3), die ursprünglich ebenfalls ein Neutrum war und erst später maskulin wurde. Auch die Bezeichnung *Kot*, ursprünglich ein Neutrum vom

Adjektiv ahd. *quād* ‚übel, böse‘²², war zu dieser Zeit einem Genuswechsel von *das Kot* zu *der Kot* unterworfen.

Unrat und *Unflat* gehen eher auf die Eigenschaften, die dem Weggeworfenen zugeschrieben (oder vielmehr *nicht* zugeschrieben) wurden, zurück. Während *Unrat* etwas, das nicht zum *Rat* (urspr. ein ‚Werkzeug‘ und im weiteren Sinne ein ‚brauchbares Ding‘; heute noch in *Hausrat*) gehört und so etwas Unbrauchbares, Nutzloses bezeichnet²³, bezieht sich *Unflat* auf den Aspekt der Reinheit und wird als Negation von mhd. *vlāt* ‚Sauberkeit‘ in der Bedeutung von ‚ekelhafter Schmutz, Ekel erweckende Unreinigkeit, [...] in der harten Schreibart auch [...] Schmutz überhaupt‘²⁴ gebraucht.

Anzumerken ist noch, dass unter *Kot* ursprünglich „jede flüssige oder flüssig gewesene Unreinigkeit“²⁵ verstanden wurde, die menschlichen und tierischen Ausscheidungen hingegen meist als *Mist* bezeichnet wurden.²⁶ Beide Bezeichnungen wurden jedoch erweitert und konnten ausgetauscht werden – ein Zeichen dafür, dass die Unterscheidung zwischen Exkrementen und Abfall weniger notwendig war, vielleicht auch, da die Entsorgung auf die gleiche Weise funktionierte.²⁷ Noch 1969 findet sich die Bedeutung „Schmutz, aufgeweichte Erde auf Wegen und Straßen“²⁸ an erster Stelle, erst dann wurde *Kot* auf die Bedeutung von ‚Ausscheidung‘ eingegrenzt und die ursprüngliche Hauptbedeutung (die in Komposita wie z.B. *Kotflügel* noch heute gebräuchlich ist) als ‚veraltend‘ markiert.²⁹

3. Problembewusstsein und lexikalische Neuerungen

Im 19. Jh. forderten die Industrialisierung und das damit verbundene Anwachsen der Städte neue Strategien zur Bewältigung der stadthygienischen Aufgaben. Die noch aus dem Mittelalter übernommenen Einrichtungen zur Beseitigung der festen und flüssigen Abfälle erwiesen sich als völlig unzulänglich.³⁰ Eine große Neuerung war die Einführung der Schwemmkanalisation in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s nach englischem Vorbild. Dadurch hatten die Stadtbewohner zwei Möglichkeiten, feuchte und flüssige Abfälle zu entsorgen, das WC und den Ausguss. Die trockenen Abfälle, die bis dahin in die Abortgruben geworfen wurden, konnten somit nicht mehr beseitigt werden und vermehrten sich problematisch. Um diesen Müll zu entsorgen, wurde in den Städten eine geregelte Müllabfuhr eingerichtet.³¹

Vor diesem Hintergrund ist es wohl kaum verwunderlich, dass sich genau in dieser Zeit die Bezeichnung *Müll* etablierte. Zurückgehend auf die Kollektivbildung *Gemülle*, die von mhd. *müllen* ‚zerreiben‘ abgeleitet ist und „Schutt, oder unnütze[n] Abgang im Bauen von Steinen, dem Kalke, Lehme“³² bezeichnete, entstand im Niederdeutschen eine Nebenform *Müll*, die ursprünglich ‚trockene Erde, Stauberde‘ bedeutete.³³ Durch

die nun neu entstandenen Kommunikationsbedürfnisse ließ sich diese Form gut zur Charakterisierung des festen Abfalls verwenden und breitete sich in dieser Bedeutung in Windeseile im gesamten Sprachgebiet aus. Obwohl die Unterscheidung zwischen festem und flüssigem Abfall heute nicht mehr so wesentlich für die Benennung ist und sich die Bedeutung (vor allem im dialektalen Bereich) wesentlich erweitert hat, hat sich bis in die Gegenwart unter dem Stichwort *Müll* die Erklärung „fester Abfall eines Haushalts, Industriebetriebs [...]“³⁴ gehalten.

Auch die Bezeichnung *Abfall* erlebte in dieser Zeit einen Aufschwung. Bei Zedler ist (neben vielen anderen Bedeutungen, die zum Thema ‚Müll‘ jedoch wenig Beitrag leisten) nur ein Verweis auf „ein Bergmännisch Wort, wenn sich die Erzte und folglich die Ausbeuten von einer Zeche abschneiden, das ist, an Gehalt geringer werden“³⁵ zu finden. Adelung führt die (aus heutiger Sicht eingeschränkte) Beschreibung „So heißen bey verschiedenen Handwerkern die Abgänge von ihrer Arbeit auch Abfall oder Abfälle“³⁶ an. Diese Aspekte sind wohl die Wurzel der heutigen Bedeutung. Ab den 70er Jahren des 19. Jh.s kam es vor allem beim Plural *Abfälle* zu einer rasanten Entwicklung, die von der „Wandlung gewerblicher ‚Dinge‘ bzw. ‚Theile‘ zu industriellen ‚Stoffen‘ bzw. ‚Substanzen‘, deren Ausbruchsneigung aus dem nun als ‚Kreislauf‘ begriffenen Produktionsprozeß gebändigt werden muß“³⁷, bestimmt war. Erst im 20. Jh. wurden auch die Haushaltsabfälle zur bisherigen Beschreibung der industriellen Abfälle hinzugenommen.

3.1. *Abfall und Müll – Synonymie oder Differenzierung?*

Natürlich beschreiben *Abfall* und *Müll* in heutiger Zeit ähnliche oder gar identische Dinge, und es ist einleuchtend, dass die meisten, die über ‚Müll‘ schreiben oder reden, die Begriffe synonym verwenden, schon allein aus dem pragmatischen Grund, Wortwiederholungen zu vermeiden.³⁸ Dass jedoch nicht von einer totalen Synonymie ausgegangen werden kann, zeigen z.B. Statements wie „Abfall ist kein Müll“³⁹ oder „Müll ist nicht nur Abfall. Müll ist facettenreich“⁴⁰.

Ein Beispiel dafür, dass es sich bei *Abfall* und *Müll* um verschiedene Gegenstände handeln kann, ist, dass von einer Firma sowohl *Müllbeutel* als auch *Abfallsäcke* hergestellt werden, erstere mit einem geringen Fassungsvermögen (offensichtlich eher für den Restmüll), letztere mit einem Fassungsvermögen von 120 l (eher für Mülltrennung geeignet).⁴¹

Vor allem aber scheinen je nach Verwendung verschiedene Konnotationen mitzuschwingen. Für den Soziologen Andreas Nebelung bezeichnet *Abfall* das Unsichtbare (z.B. Gift, Gas) und damit das Nicht-Wiederverwertbare, *Müll* hingegen steht für das

Sichtbare und prinzipiell Verwertbare, ist also noch systematisierbar, recyclingfähig, verwendbar (Mülltrennung, Mülldeponierung, Müllrecycling).⁴² Wenn diesen Ausführungen die tatsächlichen Wortverwendungen gegenübergestellt werden, wird jedoch bald klar, dass Nebelungs Sichtweise wohl eher eine philosophische und weniger eine dem Wortgebrauch entsprechende zu sein scheint. So sind – seinen Annahmen genau entgegengesetzt – die Komposita *Giftmüll* und *Abfallrecycling* relativ gebräuchlich, *Giftabfall* und *Müllrecycling* hingegen weit weniger verbreitet.⁴³ Besonders aufschlussreich ist die Betrachtung der Kollokationen – unter den zehn signifikantesten adjektivischen Nachbarn von *Müll* sind nur negative (oder neutrale) zu finden wie etwa *radioaktiv* oder *giftig*, unter den zehn häufigsten Nachbarn von *Abfall* sind auch zwei positive, *verwertbar* und *kompostierbar*, aufgelistet.⁴⁴ *Abfall* scheint also positiver konnotiert zu sein als die Bezeichnung *Müll*. Ulrike Haß analysiert die Einträge in themengebundenen Lexika, in denen *Müll* und *Abfall* bis in die 1970er Jahre noch ohne Anzeichen von Konnotationen aufscheinen, ab den 1980er Jahren jedoch *Müll* oft als negativ besetzt beschrieben wird, Bezeichnungen wie *Sonderabfall* hingegen manchmal als „viel zu harmlos“ empfunden werden.⁴⁵ Daran anschließend lassen sich auch beim Gebrauch in verschiedenen Textarten Unterschiede erkennen. Meinen Beobachtungen zufolge wird *Abfall* vor allem in Texten verwendet, die neutral an die Thematik herangehen wollen, z.B. in Rechtstexten. *Müll* hingegen ist öfter in Texten anzutreffen, die eine moralisierende Absicht verfolgen und den Leser aufrütteln sollen.⁴⁶

4. Archaisierungsprozesse

Zu Beginn des 20. Jh.s waren die nun vorhandenen Mittel zur Müllbeseitigung den Anforderungen entsprechend durchaus ausreichend. Es entstanden keine neuen Problemquellen und somit auch keine neuen Kommunikationsbedürfnisse. Die Fülle an Benennungsmöglichkeiten für Müll erforderte keine Neubildungen; hingegen verringerte sich der kommunikative Bedarf für bestimmte Wörter, und es sind einige Archaisierungen beobachtbar.⁴⁷ Der *Unflat* wurde seit der zweiten Hälfte des 20. Jh.s. als ‚veraltend‘ markiert, was vor allem daran liegt, dass das Grundwort *Flat* nicht mehr gebräuchlich war. Produktive, leicht zusammengefügte Bildungen wie jene mittels des Präfixes *Un-* sind generell eher anfällig, irgendwann unterzugehen.⁴⁸ Dies zeigt auch die Bezeichnung *Unrat*, die heute nur noch in gehobenen Texten verwendet wird und deren Archaisierungsprozess somit vorhersehbar scheint.

Ein besonderes Schicksal ereilte auch den *Kehrlicht*. Die Erfindung des Staubsaugers 1902 und dessen Etablierung in Deutschland und Österreich ab den 1950er Jahren⁴⁹ führte dazu, dass zumindest in den Haushalten immer weniger gekehrt wurde.

Dadurch war auch die Bezeichnung nicht mehr passend und veraltete. Nur in der Schweiz ist *Kebricht* noch heute eine gebräuchliche Bezeichnung, allerdings hat sich hier die Bedeutung erweitert und umfasst nun Müll jeder Art.⁵⁰

5. Konstruktion von Werten und Euphemismenbildung

Nach dem Zweiten Weltkrieg erhöhten der wirtschaftliche Aufschwung, die veränderten Konsumgewohnheiten, kurzlebige modeabhängige Güter, die Umstellung auf Einwegwaren und die immer aufwendigeren Verpackungen das Müllaufkommen. In den 60er Jahren wurde erkannt, dass diese Entwicklung zu Problemen führt, und man begann auf Regierungsebene mit der Erstellung von Berichten zum Problem der Beseitigung und Konzepten zur Neuordnung der Abfallwirtschaft.⁵¹ In den 90er Jahren entstanden Gesetze und Verordnungen zur Mülltrennung und -verwertung. Die Idee, den Abfall wieder zu verwenden, ist jedoch keineswegs neu – schon in früherer Zeit wurden z.B. alte Lumpen zur Papierherstellung gesammelt, und bei der Einführung der Schwemmkanalisation wurden Diskussionen geführt, ob dadurch nicht wertvoller Dünger verloren gehe.⁵²

Allerdings war jetzt das Ziel, breite Bevölkerungsschichten zur Trennung und geregelten Entsorgung des Mülls zu bewegen. Dies geschah nicht zuletzt mit Unterstützung sprachlicher Mittel, vor allem durch den Einsatz von Euphemismen. Der euphemistische Gebrauch eines Wortes ist nicht unbedingt von vorneherein gegeben, oft erschließt sich dieser erst aus dem Kontext. Bei manchen Bildungen ist die euphemistische Bedeutung jedoch schon Bestandteil des Wortinhalts geworden.⁵³ Die Beschönigung der Wörter erfolgte nach verschiedenen Mustern. Einerseits wurde Gewicht auf die stoffliche Zusammensetzung des Mülls gelegt, um zu verdeutlichen, dass dieser im getrennten



Altstoffsammelstelle Kals am Großglockner. Foto: Kathrin Sohm, Juni 2004.



Wegweiser zum Recyclinghof Kirchberg in Tirol. Foto: Kathrin Sohm, Juni 2004.

Zustand von hohem Materialwert ist. Es entstanden Komposita wie *Weißglas*, *Buntglas* oder *Altpapier*. Andererseits sollte klar werden, dass Weggeworfenes durchaus wertvoll sein kann. Es wurden Komposita mit dem äußerst positiv konnotierten Grundwort *Stoff* gebildet, wie etwa *Problemstoff*, *Altstoff* oder allen voran *Wertstoff*. Die Bezeichnung *Wertstoff*, die noch 1981 im Duden fehlte, scheint seit 1995 als Stichwort auf. Die Beschreibung zeigt die

hohe Bewertung der Stofflichkeit: *Wertstoff* ist „im Abfall, Müll enthaltener Altstoff, der als Rohstoff erneut verwendet werden kann.“⁵⁴ Darüber hinaus werden *Wertstoffe* bzw. *Altstoffe* nicht mehr in Müllhalden oder Müllkippen deponiert, sondern an *Sammelstellen* oder *Recyclinghöfen* abgegeben.⁵⁵

Michael Thompson unterscheidet in seiner Untersuchung drei Kategorien besitzbarer Gegenstände, deren Zuordnung dynamisch ist und sich durch verschiedenste Einflüsse ändern kann: wertvolle, wertlose und negativ bewertete.⁵⁶ Für ihn zählt der Abfall zu den negativ bewerteten. Jeder dieser Kategorien können jedoch Bezeichnungen aus dem Wortfeld ‚Müll‘ zugeordnet werden. Wertlos im namentlichen Sinne wäre z.B. der *Unrat*, negativ bewertet etwa der *Unflat*, von dem Campe behauptet, es sei ein „niedriges Wort, das ans Pöbelhafte grenzt, und dessen man sich daher, sowol in der Schriftsprache, selbst in der untern, als auch in der bessern Umgangssprache, enthalten sollte“⁵⁷. Der Kategorie des Wertvollen entsprechen die meisten der Neubildungen der letzten Jahre, insbesondere der *Wertstoff*. In diesen veränderten Zuordnungen kann der gesellschaftliche und sprachliche Wandel im Umgang mit Müll beobachtet werden.

6. Fazit

Zwischen den verschiedenen Bezeichnungen für Weggeworfenes und dem kulturellen Umgang damit lassen sich viele Parallelen feststellen. Eine zeitliche Einordnung der Umbrüche lässt sich durch die aufgezeigten sprachlichen Erscheinungen freilich nur schwer treffen, da Veränderungen erst wesentlich später in Wörterbücher und Lexika aufgenommen werden, als sie in der Kultur beobachtbar sind.

Von jenen, die ‚Exaktheit‘ in der Wissenschaft fordern, könnte möglicherweise der Vorwurf erhoben werden, dass die Verbindung zwischen den genannten Beispielen und dem kulturellen Wandel auf reiner Spekulation basiere und daher nicht von wissenschaftlichem Wert sei. Dem möchte ich nur entgegnen, dass Indikatoren „nicht als Erkenntnisziel, sondern als Erkenntnismittel“⁵⁸ zu verstehen sind und in einer Gesellschaft, in der es möglich ist, mit einem Indizienprozess vor Gericht zu gehen, dasselbe auch in der Wissenschaft denkbar sein sollte.

¹ Zurückgehend auf Humboldt (vgl. z.B. *Wilhelm von Humboldt*: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Hg. von Donatella Di Cesare. Paderborn u.a. 1998 [= UTB für Wissenschaft, 2019]) wurde diese Theorie später vor allem von konservativen und rechten politischen Gruppierungen unterstützt, die damit unter anderem ihre Ablehnung gegen Fremdeinflüsse auf die Muttersprache begründeten, die ihrer Anschauung nach einen schlechten Einfluss auf Kultur und Weltbild ausüben würden. Vgl. z.B. *Richard W. Eichler*: Die Zukunft der deutschen Sprache. Wien 1993. (= Eckhartschriften, 127)

² Diese Theorie baut auf die These von Karl Marx auf, „die herrschenden Ideen einer Zeit [seien] stets nur die Ideen der herrschenden Klasse“ (vgl. *Karl Marx u. Friedrich Engels*: Manifest der Kommunistischen Partei. Grundsätze des Kommunismus. Stuttgart 1989, 44 [= UB 8323]), und wurde vor allem von Liberalen und Links-Denkenden weitergeführt. Vgl. z.B. *Adam Schaff*: Sprache und Erkenntnis. Wien 1964.

³ *Karl-Ernst Sommerfeld*: Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1988, 13.

⁴ Vgl. dazu *Dorothee Heller*: Wörter und Sachen. Grundlagen einer Historiographie der Fachsprachenforschung. Tübingen 1998. (= Forum für Fachsprachen-Forschung, 43)

⁵ *Gottfried Korff*: Dinge: unsäglich kultiviert. Notizen zur volkskundlichen Sachkulturforschung. In: Franz Grieshofer u. Margot Schindler (Hgg.): Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitz zum siebzigsten Geburtstag. Wien 1999, 273–290, hier 273, mit einem Verweis auf *Klaus Beitz u. Isac Chiva* (Hgg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt. Wien 1992.

- ⁶ *Hugo Schuchardt*: Sachen und Wörter. In: Zeitschrift für Romanische Philologie, 29 (1905), 620-622 und ders.: Sachen und Wörter. In: Schuchardt-Brevier – ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hg. v. Leo Spitzer. Unveränd. Nachdr. d. 2., erw. Aufl., Halle (Saale) 1928. Darmstadt 1976, 122-135.
- ⁷ Vgl. *Karl-Ernst Sommerfeld* (wie Anm. 3), 13.
- ⁸ *Ulrike Haß*: Lexikonausschnitt „Umwelt“. In: Gerhard Strauß u.a. (Hgg.): *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch*. Berlin, New York 1989, 397-557. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache, 2)
- ⁹ *Gerburg Treusch-Dieter*: Entsorgung. In: Wolfgang Schneider (Red.): *100 Wörter des Jahrhunderts*. Frankfurt am Main 1999, 86-88. (= st 2973)
- ¹⁰ *Martin Scharfe*: Müllkippen. Vom Wegwerfen, Vergessen, Verstecken, Verdrängen; und vom Denkmal. In: *Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde*, Jg. 3 (1988), H. 1, 15-20, hier 15.
- ¹¹ Datenbank der Universität Leipzig. Online im Internet: <http://wortschatz.uni-leipzig.de/>.
- ¹² Thesaurus Indogermanischer Text- und Sprachmaterialien. Datenbank der Universität Frankfurt. Online im Internet: <http://titus.uni-frankfurt.de/>.
- ¹³ Von den unzähligen Suchmaschinen bevorzuge ich ‚Google‘, da bei der Indizierung und der Auswertung der Suchanfragen spezielle Algorithmen verwendet werden, die zu qualitativ hochwertigen Ergebnissen führen. Online im Internet: <http://www.google.at>.
- ¹⁴ Vgl. *Gottfried Hösel*: *Unser Abfall aller Zeiten. Eine Kulturgeschichte der Städtereinigung*. München ²1990, 40 ff.
- ¹⁵ Vgl. *Antje Kluge-Pinsker*: Zum Stellenwert von Fäkalien, Schmutz und Müll im mittelalterlichen Alltag. In: Mamoun Fansa u. Sabine Wolfram (Hgg.): *Müll – Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack. Begleitschrift zur Sonderausstellung vom 06. September bis 30. November 2003 in Oldenburg, anschließend in Hanau. Mainz 2003*, 87-97, hier 93 u. 96.
- ¹⁶ *Lieselore Sirikit Meyer*: Alltagsproblem Müll – Vom Loswerden der Dinge. Leben mit dem Müll am Beispiel der Landeshauptstadt Graz. Diss. Graz 1999, 6.
- ¹⁷ Die genannten und auch die im Folgenden erwähnten Bezeichnungen scheinen in verschiedenen Schreibweisen auf, so findet sich z.B. neben *Unrat*, *Unflat* und *Kot* auch *Unrath*, *Unflath* und *Koth*. Da die Schreibung für das Erkennen kultureller Hintergründe nicht relevant ist, führe ich (außer in Zitaten) nur die heute übliche Schreibung an.
- ¹⁸ Vgl. Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin, New York ²⁴2002, 546.
- ¹⁹ Vgl. *Johann C. Adelung*: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Leipzig u.a. 1807-1811, hier Bd. 2 (F-L), 1535.
- ²⁰ *Ludwig Karl Weigand*: *Wörterbuch der deutschen Synonymen*. Bd. 2 (A-G). Mainz 1842-1843, 183 f.
- ²¹ Vgl. *Moritz Heyne*: *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig 1890-1895, hier Bd. 2 (H-Q), 315.
- ²² Vgl. ebd., Bd. 2 (H-Q), 446.
- ²³ Vgl. *Adelung* (wie Anm. 19), Bd. 4 (Seb-Z), 882.
- ²⁴ Ebd., Bd. 4 (Seb-Z), 847.
- ²⁵ *Joachim Heinrich Campe*: *Wörterbuch der deutschen Sprache*. Braunschweig 1807-1811, hier Bd. 2 (F-K), 1024.
- ²⁶ Vgl. ebd., Bd. 3 (L-R), 301.

²⁷ Dass menschliche und tierische Ausscheidungen nicht immer so negativ besetzt waren, wie es heute (zumindest in unserem Kulturkreis) der Fall ist, zeigt z.B. Bourkes Untersuchung der skatologischen Gebräuche und Anwendungen von Kot und Urin; vgl. *John Gregory Bourke: Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht der Völker*. Leipzig 1913.

²⁸ *Ruth Klappenbach u. Wolfgang Steinitz* (Hgg.): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Berlin 1969, hier Bd. 3 (glauben-Lyzeum), 2209.

²⁹ Vgl. Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Hg. v. Wiss. Rat d. Dudenredaktion. Mannheim, Wien u.a. 1976-1981, hier Bd. 4 (Kam-N), 1565.

³⁰ Vgl. *Peter Münch*: Stadthygiene im 19. und 20. Jahrhundert. Die Wasserversorgung, Abwasser- und Abfallbeseitigung unter besonderer Berücksichtigung Münchens. Göttingen 1993 (zugl. Diss. München 1990), 26. (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 49)

³¹ Vgl. *Meyer* (wie Anm. 16), 72.

³² *Adelung* (wie Anm. 19), Bd. 2 (F-L), 555.

³³ Vgl. ebd., Bd. 3 (M-Ser), Sp. 305 und *Heyne* (wie Anm. 21), Bd. 2 (H-Q), 877.

³⁴ Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Hrsg. vom Wiss. Rat d. Dudenredaktion. Mannheim, Wien u.a. 1999, hier Bd. 6 (Lein-Peko), 2653 f.

³⁵ *Johann Heinrich Zedler*: Großes vollständiges Universal-Lexikon. Halle u. Leipzig 1732-1754, hier Bd. 1 (A-Am), 113.

³⁶ *Adelung* (wie Anm. 19), Bd. 1 (A-E), 33.

³⁷ *Ludolf Kuchenbuch*: Abfall. Eine Stichwortgeschichte. In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Kultur und Alltag. Göttingen 1988, 155-170, hier 169. (= Soziale Welt, Sonderband 8)

³⁸ Aus eben diesem Grund verwende auch ich beide Begriffe. Wenn jedoch explizit von der Wortform die Rede ist, wird dies durch Kursivstellung gekennzeichnet.

³⁹ *Mark Arenhövel, Peter Henkenborg*: Abfall ist kein Müll. Vom Aufstieg, vom Abfall und vom Wert der Dinge. Unterrichtsmaterialien Sekundarstufe I und II. Hg. v. Umlandverband Frankfurt, Region Rhein Main. Frankfurt am Main o.J. Entnommen aus dem Literaturverzeichnis von *Sonja Windmüller*: Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem. Diss. Marburg 2002, 320.

⁴⁰ Aussage von *Haki Kirchmair* (vgl. den Artikel von Tanja Beinstingl in diesem Heft), zit. nach: Vom Abfall bis zur Musik aus Müllinstrumenten. In: Online-Ausgabe der Tiroler Tageszeitung vom 02.10.2003. Online im Internet: http://tirol.com/unterland/artikel_20031002_235313.html?UI=b (Stand: 13.03.04).

⁴¹ Vgl. die Website der Firma Swirl. Online im Internet: <http://www.swirl.de/> (Stand: 25.03.04).

⁴² Vgl. *Andreas Nebelung*: Das ausgeschlossene Dritte. In: Kunstforum 167 (2003), 83-95, hier 83 und *Paolo Bianchi*: Alles Abfall. In: Kunstforum International, Bd. 167, Nov. 2003, 35-41, hier 37. (= Theorien des Abfalls)

⁴³ *Giftmüll* erzielt in der Suchmaschine ‚Google‘ 6530 Treffer, *Giftabfall* hingegen nur 28. *Abfallrecycling* wird 1970mal angeführt, *Müllrecycling* dagegen nur 317mal (Stand: 25.03.04). Ähnliche Ergebnisse erhält man auch in der Datenbank ‚Wortschatz Deutsch‘ (wie Anm. 11).

⁴⁴ Informationen aus der Datenbank ‚Wortschatz Deutsch‘ (wie Anm. 11). (Stand: 25.03.04).

⁴⁵ Vgl. *Ulrike Haß*: Interessenabhängiger Umgang mit Wörtern in der Umweltdiskussion. In: Josef Klein (Hg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Opladen 1989, 153-186, hier 168.

⁴⁶ Ähnliche Beobachtungen auch bei *Gudrun Silberzahn-Jandt*: Zur subjektiven Wortbedeutung

von Müll und Abfall – Narrative Skizzen. In: Gabriele Mentges u.a. (Hgg.): *Geschlecht und materielle Kultur. Frauensachen – Männersachen – Sachkulturen*. Münster u.a. 2000, 111-124, hier 114 f. (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, 6)

⁴⁷ Vgl. *Veronika Schmidt*: *Gesellschaftlich determinierte Bedeutungsveränderungen im deutschen Wortschatz seit dem 19. Jahrhundert*. Berlin 1978, 104. (= Linguistische Studien, Reihe A: Arbeitsberichte, 48)

⁴⁸ Vgl. *Nahil Osman*: *Kleines Lexikon untergegangener Wörter. Wortuntergang seit dem Ende des 18. Jahrhunderts*. München 1992, 252. (= Beck'sche Reihe 487)

⁴⁹ Vgl. *Christoph Glauser*: *Einfach blitzsauber. Die Geschichte des Staubsaugers*. Zürich 2001.

⁵⁰ Vgl. Duden (wie Anm. 34), Bd. 5 (Impu-Leim), 2089. In der Suchmaschine ‚Google‘ sind von den 19000 Treffern, die unter der Suche nach *Kehricht* aufscheinen, 10500 auf Webseiten mit dem Schweizer Länderkürzel ‚ch‘ (Stand: 15.03.2004).

⁵¹ Vgl. *Reiner Keller*: *Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. Die öffentliche Diskussion über Abfall in Deutschland und Frankreich*. Opladen 1998 (zugl. Diss. München 1997), 69 ff.

⁵² Vgl. *Meyer* (wie Anm. 16), 70.

⁵³ Vgl. *Sigrid Luchtenberg*: *Euphemismen im heutigen Deutsch. Mit einem Beitrag zu Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt am Main u.a. 1985, 127 f. (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur, 834)

⁵⁴ Duden (wie Anm. 34), Bd. 10 (Vide-Zz), 4496.

⁵⁵ Die Suche nach *Problemstoffsammelstelle* in der Suchmaschine ‚Google‘ erzielt 1860, die Suche nach *Wertstoffsammelstelle* immerhin noch 797 Treffer, was für Mehrfachkomposita dieser Länge eine beträchtliche Häufigkeit ist. *Recyclinghof* scheint sogar 13000-mal auf (Stand: 15.03.2004).

⁵⁶ Vgl. *Michael Thompson*: *Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten*. Stuttgart 1981, 15.

⁵⁷ *Campe* (wie Anm. 25), Bd. 5 (U-Z), 148. Zit. n. der Symbol- und Abkürzungslegende in Bd. 1 (A-E), Vorrede, XXI.

⁵⁸ *Helge Gerndt*: *Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen*. Münster u.a. 2002, 42. (= Münchener Universitätsschriften: Münchner Beiträge zur Volkskunde, 31)

Alltagsproblem Müll – Vom Loswerden der Dinge¹

Lieselore Sirikit Meyer

In meiner 1999 vorgelegten Dissertation ‚Alltagsproblem Müll – vom Loswerden der Dinge‘ sollte das Leben mit dem Müll am Beispiel der steirischen Landeshauptstadt Graz aufgezeigt und kritisch hinterfragt werden. Dabei wurde jedoch nur ein kleiner Teil des alltäglichen Lebens mit dem Müll behandelt, es ging um den so genannten „Hausmüll“, also um alle Dinge, die in den privaten Haushalten zu Müll werden, die man loswerden muss, um die Wohnung vor Verunreinigung zu schützen. Im Mittelpunkt standen dabei die „unspektakulären“, alltäglichen Strategien, diesen Müll loszuwerden. Dazu wurden qualitative Interviews mit Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern und mit „Müllexperten“ geführt. Zusätzlich fand eine Analyse der in den letzten Jahren von öffentlichen und privaten Stellen herausgegebenen Informationsmaterialien zum Thema „Müll“ bzw. „Mülltrennung“ und eine teilnehmende Beobachtung bei den Mülltonnen, Müllinseln und Sammelstellen statt.

In den letzten Jahren hat sich das Leben mit dem Müll verändert. Es ist komplizierter und arbeitsaufwändiger geworden, den in privaten Haushalten angefallenen Müll loszuwerden. Das hat sich anhand der Interviews mit den Befragten immer wieder bestätigt. Heute wird der Müll nicht mehr achtlos und sorglos in die nächstbeste Mülltonne geworfen, sondern in den Wohnungen und Häusern getrennt gesammelt, eventuell gereinigt, gelagert und dann zu den speziellen Mülltonnen bzw. zu den diversen Sammelstellen gebracht.

Das wohl auffälligste Merkmal für diesen veränderten Umgang mit dem Müll sind die vielen bunten Mülltonnen, die jetzt an jeder Haus- und Straßenecke zu sehen sind. Sie sind viel mehr als bloß funktionelle Sammelbehälter, sie „verstecken“ und beherbergen den Müll, sie werben für die „getrennte Müllsammlung“ und für die diversen Entsorgungsunternehmen, und vor allem dienen sie zur „Gewissensberuhigung“. Ihre Anwesenheit in der Stadt bestätigt uns täglich aufs Neue, dass wir uns um unseren Müll kümmern, dass uns die Umwelt am Herzen liegt und dass wir persönlich etwas zur Verringerung der Abfallproblematik beitragen.

Die vorliegende Untersuchung versteht sich als ein Beitrag zu einer „*Ethnologie des Mülls*“, wie sie Martin Scharfe vorschlägt.² Dabei wurde versucht, den Müll als „Sache“

in den Mittelpunkt der Betrachtungen zu stellen und zu hinterfragen, wie er im Alltag wahrgenommen wird und vor allem, wie er sich auf das alltägliche Leben auswirkt, welche Probleme, Schwierigkeiten und Widersprüchlichkeiten sich beim Loswerden der zu Müll gewordenen Dinge in der Stadt ergeben usw. Denn selbst, wenn man seinen Müll den Vorschriften entsprechend getrennt gesammelt hat, ist es gar nicht so einfach, ihn loszuwerden, das haben die Gespräche mit den Befragten immer wieder gezeigt.

Bereits am Ende der 80er Jahre wurde im Rahmen von Umweltaufklärungskampagnen mit der Propagierung der „getrennten Müllsammlung“ begonnen. Getragen wurden diese Kampagnen von den neu entstandenen kommunalen Abfallberatungsstellen, von privaten Vereinen und von den Massenmedien. Sie waren höchst erfolgreich. Im Zuge dieser Kampagnen wurde das Müllproblem zu einem „Hausmüllproblem“ verengt. Es wurde also ein gesamtgesellschaftliches Problem zu einem Problem der privaten Haushalte umdefiniert und dort dann auf die Frauen abgeschoben. Sie sind ja nach wie vor zu einem überwiegenden Teil für die Hausarbeit zuständig. Jetzt haben sie noch zusätzlich den Müll zu versorgen.

Somit wurden die Verbraucher und Verbraucherinnen für die „Entsorgung“ ihres Mülls verantwortlich. Die Wirtschaftsunternehmen – die eigentlichen Müllverursacher – wurden aus der Verantwortung entlassen. Den vorläufigen Höhepunkt in dieser Entwicklung bildete die Verpackungsverordnung, die im Oktober 1993 in Kraft trat. Als Konsequenz dieser Verordnung erlebte die getrennte Sammlung von Abfällen aus dem Hausmüll einen ungeheuren Aufschwung. Jedoch wurde sie damals weder neu eingeführt noch neu erfunden. Denn die Sammlung von Altpapier, Glas, Metall und die Biomüllsammlung waren damals in Graz schon jahrelang und zum Teil jahrzehntelang üblich. Neu eingeführt wurde nur die Sammlung von Kunststoffverpackungsabfällen und Metallverpackungsabfällen.

Alle Tätigkeiten und Aktivitäten, die dazu dienen, den bereits angefallenen Müll loszuwerden, wurden unter dem Begriff „Entsorgungsarbeit“ zusammengefasst, um aufzuzeigen, dass es sich hierbei um eine äußerst arbeits- und zeitintensive Tätigkeit handelt, die von den weiblichen Befragten täglich fast unbemerkt von den übrigen Haushaltsangehörigen und unentgeltlich erbracht wird. Ihr Alltag wird ganz wesentlich vom Umgang mit dem Müll bestimmt.

Die „Entsorgungsarbeit“ umfasst aber viel mehr als die bloße Sammlung, Trennung, Sortierung und das Wegbringen des Mülls. Sie schließt z.B. auch die Informationsbeschaffung, etwa das Lesen von Zeitungen und Informationsbroschüren, mit ein. Es ist notwendig, über eine gewisse Grundinformation zu verfügen, um den Müll

überhaupt entsprechend behandeln und entsorgen zu können. Außerdem ändern sich die Entsorgungsvorschriften laufend, d. h. man muss also ständig am Ball bleiben. Zur „Entsorgungsarbeit“ gehört z.B. auch die Motivation und Information der Kinder und/oder übrigen Haushaltsangehörigen zur „getrennten Müllsammlung“. Schon diese kurze Aufzählung macht deutlich, wie umfangreich die „Entsorgungsarbeit“ in den letzten Jahren geworden ist. Sie findet sowohl im „privaten“ Bereich – also in den Wohnungen und Häusern – als auch im „öffentlichen“ Bereich – z.B. bei den Tonnen und Sammelstellen – statt. Dabei wird der „eigene“ und der „fremde“ Müll bearbeitet. Auf den ersten Blick erscheint das unwahrscheinlich, denn wer bearbeitet schon „freiwillig“ den Dreck, den andere hinterlassen haben. In den Gesprächen gaben die Befragten aber viele Beispiele dafür an, am häufigsten wurde über das Nach- bzw. Umsortieren von „falsch“ in die Mülltonnen eingeworfenem Müll berichtet.

Heute läuft die getrennte Sammlung von verschiedenen Bestandteilen aus dem Hausmüll in geregelten Bahnen ab und hat sich weitgehend eingependelt. Sie ist zur Alltagsroutine geworden.

In den Gesprächen mit den Befragten zeigte sich immer wieder, dass sie zur „getrennten Müllsammlung“ hoch motiviert sind. Sie wollen ihren Müll getrennt sammeln und damit „etwas beitragen“, wie sie es ausdrückten. Teilweise trennen sie ihren Müll viel „genauer“ als überhaupt von ihnen im Rahmen der „getrennten Müllsammlung“ erwartet wird. Die Befragten können zum Teil nicht verstehen bzw. wissen gar nicht, dass sie nur Verpackungsabfälle in die „öffentlichen“ Verpackungsmüllsammeltonnen einbringen sollen. Denn nur für die Glas-, Metall- und Kunststoffverpackungen wurden die Kosten für die Entsorgung beim Kauf von den Konsumenten mitbezahlt.

Bei der getrennten Sammlung sind kreative Lösungen oder Eigeninitiative von Seiten der Befragten kaum mehr gefragt. Im Gegenteil, sie werden sogar weitgehend zurückgedrängt. Alles ist bereits vorgegeben, die Art der Sammlung, die Sammelbehälter und die Abgabemöglichkeiten. Überhaupt lässt sich die Tendenz beobachten, dass der Umgang mit dem Müll weitgehend normiert wird. Das zeigt sich z.B. bei der Ausgabe von speziellen Sammelbehältern für den Hausgebrauch. Von den diversen Entsorgungsunternehmen wurden in den letzten Jahren z.B. der „ÖKO-BAG“, der „FETTY“ (Plastikgefäß zur Altspeiseölsammlung) und der „MÜLLI“ (kleine braune Biomülltonne) ausgegeben. Diese Sammelbehälter sollen die Bürger zur Sammlung anregen und ihnen den alltäglichen Umgang mit dem Müll erleichtern. Durch ihre Form, Größe und Beschaffenheit legen sie aber die Art und Weise, wie der Müll gesammelt werden soll, schon von vornherein weitgehend fest. Die Benutzer haben ihr Verhalten an die vorgegebenen Behälter anzupassen, die sich teilweise im alltäglichen

Gebrauch als äußerst unpraktisch und umständlich erwiesen haben. Ähnlich ist die Situation auch bei den verschiedenen von der Küchenmöbelindustrie angebotenen „Mülltrennsystemen“. Ihre Größe und Beschaffenheit entspricht oft nicht den individuellen Bedürfnissen der Benutzer. Wie die Interviews mit den Befragten gezeigt haben, erschweren diese Behältersysteme oftmals den alltäglichen Umgang mit dem Müll eher.

In den Gesprächen betonten die Befragten immer wieder, dass sie ihren Müll „freiwillig“ trennen, sozusagen aus innerster Überzeugung heraus. Obwohl die Strafandrohung für „Müllfrevler“ im Raum steht, können sich die Befragten nicht vorstellen, wie eine derartige Kontrolle in der Praxis vor sich gehen soll. Sie kennen auch niemanden, der schon einmal bestraft wurde. Die Befragten empfinden eine „moralische Verpflichtung“, ihren Müll getrennt zu sammeln. Besonders deutlich wurde das, wenn sie in den Interviews von ihren „Nachlässigkeiten“ beim Umgang mit dem Müll und ihrem dadurch verursachten „schlechten Gewissen“ berichteten.

Die „getrennte Müllsammlung“ oder besser gesagt die Verengung des Müllproblems auf ein „Hausmüllproblem“ ist jedoch ein zweischneidiges Schwert: Einerseits gehen die Befragten jetzt anders mit ihrem Müll um, sie wissen um seine Gefährlichkeit und Umweltschädlichkeit, auf der anderen Seite trägt sie dazu bei, den herrschenden Umgang mit den Dingen (ihre schnelle Aneignung und ihr schneller Verbrauch) zu legitimieren und sogar noch auszubauen. Nach dem Motto: Die Sorgen sind unbegründet, wir können so weiter machen wie bisher, jetzt wird der Müll sogar „recycelt“.

Was dann aber wirklich mit dem getrennt gesammelten Müll geschieht, bleibt für die Befragten völlig im dunklen. Sie „hoffen“ jedoch, dass er wiederverwertet wird, wie sie in den Gesprächen immer wieder betonten. Für sie ist die „getrennte Müllsammlung“ also zu einer „Glaubenssache“ geworden. Sie müssen sich auf die Versprechungen der Entsorgungsunternehmen verlassen. Trotz ihrer Zweifel, die sie in den Interviews immer wieder äußerten, sind sie von der Sinnhaftigkeit der „getrennten Müllsammlung“ überzeugt. Sie wollen daran glauben, weil es für sie die einzige Möglichkeit ist – ohne ihr Verhalten grundlegend verändern zu müssen – selbst etwas zur Verringerung der Müllproblematik beitragen zu können.

Durch die „getrennte Müllsammlung“ wurden die Bürger und Bürgerinnen weitgehend entmündigt. Sie haben ihren Müll entsprechend den Vorschriften zu sammeln. Eigeninitiative und kreative Lösungen waren kaum gefragt, und die zaghaft aufkommenden Versuche zur Müllvermeidung wurden sozusagen im Keim erstickt – obwohl die Müllvermeidung in den diversen abfallwirtschaftlichen Gesetzen und Verordnungen als oberstes Prinzip festgeschrieben ist.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich jedoch nicht nur mit den Abfällen aus den privaten Haushalten, die über die diversen Mülltonnen und Müllsammelcontainer entsorgt werden, sondern mit allen in den Haushalten anfallenden festen Abfällen, also z.B. auch mit dem Sperrmüll, den Problemstoffen, dem Grünschnitt usw. Für alle diese Abfälle gibt es spezielle Entsorgungsmöglichkeiten, die den Befragten bekannt sind und von ihnen genutzt werden.

Es wäre aber ein Irrtum, anzunehmen, dass die Befragten alle Dinge, die sie loswerden wollen, sofort zum Müll geben. Sie haben unzählige, sehr individuelle Strategien entwickelt, um Dinge, die sie als „*noch brauchbar*“ erachten, loszuwerden. Diese Dinge werden an Bekannte und Freunde verschenkt, an karitative Organisationen abgegeben oder für Bedürftige bereitgelegt. Dabei ist es den Befragten jedoch sehr wichtig, dass sie noch von jemandem weiter genutzt werden, der sie „*brauchen kann*“. Oder sie nutzen sie selbst um. In den Interviews berichteten sie von unzähligen Umnutzungsstrategien, z.B. werden Joghurtbecher für die Aufbewahrung von Nahrungsmitteln verwendet oder Verpackungsabfälle als Sammelbehälter für den Müll genutzt. Die Befragten sind diese unspektakulären Umnutzungen gewohnt und machen sie ganz automatisch, obwohl sie aus wirtschaftlichen Gründen nicht notwendig wären. Ökologische Überlegungen spielen dabei für sie nur eine sehr untergeordnete Rolle. Die vielgelästerte „Wegwerfmentalität“ konnte im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht empirisch belegt werden.

Der Müll macht sich in unseren Wohnungen, Häusern und Städten breit und erobert sich immer neue Orte. In fast allen Räumen befinden sich heute Müllbehälter. Dabei werden sie von den Befragten so aufgestellt, dass sie „*nicht stören*“, d. h., dass sie möglichst wenig auffallen. Ja, sie werden richtiggehend „versteckt“, in Ecken und Nischen, am Boden oder hinter Topfpflanzen, in Kästen, in Lagerräumen usw. Trotzdem sind sie da! Ein Effekt der „getrennten Müllsammlung“ besteht darin, dass die Befragten ihren Müll, egal ob es sich jetzt um Papier, Biomüll, Verpackungsmüll, Restmüll, Sperrmüll oder Problemstoffe handelt, länger in den Wohnungen und Häusern lagern. Die Befragten warten, bis eine nennenswerte Menge zusammengekommen ist und sich das Wegbringen lohnt. Während der Müll in den Häusern und Wohnungen nicht „sichtbar“ sein soll, soll er in der Stadt auffallen, allerdings nur unter genau festgelegten Bedingungen. Er muss sich an den ihm zugewiesenen Orten, den Mülltonnen bzw. Müllinseln und Sammelstellen befinden, denn nur dort wird er geduldet. Wenn er sich an diesen Orten befindet, ist er sozusagen „gebändigt“ und nicht mehr bedrohlich. Er ist aber immer noch da! Jedoch gelingt es uns, ihn zu „übersehen“.

Das ändert sich dann aber schlagartig, wenn er die ihm zugewiesenen Orte zu verlassen beginnt, d. h. wenn die Tonnen überquellen und/oder sehr verschmutzt sind,

oder der Müll „wild“ in der Stadt, auf Gehsteigen, in Parkanlagen usw. abgelagert wird. Wenn er sich über die ihm zugewiesenen Orte auszudehnen beginnt, beginnt er zu stören. Weil er sich in unsere Erinnerung zurückruft...

¹ Im Folgenden handelt es sich um das Resümee meiner 1999 am Institut für Volkskunde/ Europäische Ethnologie (jetzt: Volkskunde und Kulturanthropologie) der Universität Graz vorgelegten Dissertation: *Lieselore Sirikit Meyer: Alltagsproblem Müll – vom Loswerden der Dinge. Leben mit dem Müll am Beispiel der Landeshauptstadt Graz*. Graz 1999.

² *Martin Scharfe*: Wie die Lemminge. Kulturwissenschaft, Ökologie-Problematik, Todestriebdebatte. In: Rolf W. Brednich u. Walter Hartinger (Hgg.): *Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses*. Passau 1993. Teilband I. Passau 1994, 271-295, hier 283.



‚Containing‘ – Leben aus dem Füllhorn ‚Wegwerfgesellschaft‘

Alrun Lunger und Karin Moser

„Die Semantik der Konsumgesellschaft steht allzeit bereit, sich von den Waren auf die Menschen zu übertragen. Zu groß, zu klein, zu viel, zu wenig, alt, hässlich, kaputt. Die Kriterien, nach denen Dinge zu Müll werden, sind ebenso mannigfaltig wie die Motive derer, die sie dennoch aufsammeln.“ (Tobias Hering)¹

Ein Gemälde von Jean-François Millet. – Dargestellt ist eine Gruppe von Frauen, die sich auf einem Feld nach Ernteresten bücken, sie aufsammeln. – Ein zweites Bild, von Jules Breton. – Hier wird eine Frau mit einem Bündel Ähren auf der Schulter gezeigt, erschöpft vom Sammeln und doch stolz auf ihr Tagwerk.



Jean-François Millet (1814-1875): *Die Ährenleserinnen*. Salon, 1857. Paris, Musée du Louvre. (Abb. entnommen aus André Fermigier: Jean-François Millet. Genf 1979, 75).



Les glaneurs et la glaneuse, Plakat zum Film von Agnes Varda.

Damit beginnt der Film *Die Sammler und die Sammlerin* (*Les glaneurs et la glaneuse*; Frankreich 2000) von Agnes Varda.

Die auf den Gemälden aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dargestellte Art der Nachlese „[...] war für die arme Landbevölkerung lange Zeit ein wichtiger Beitrag zum Lebensunterhalt“.² Die französische Regisseurin hat sich auf die Suche nach deren Erbinnen und Erben begeben, Geschichten, Fragmente

aus dem Leben, gesammelt und mit ihrer Kamera festgehalten: „Sie trifft Menschen, die auf den Kartoffelfeldern einsammeln, was durch das Raster der Erntemaschinen gefallen ist. Sie folgt Sammlern in die Weinberge, wo sie die Reben ernten, die aufgrund der Quotenbegrenzungen hängen bleiben mussten. Sie spricht mit Winzern, die das lächelnd hinnehmen – und solchen, die den Überschuss gezielt vernichten, um ihre Geschäftsinteressen zu wahren. Sie trifft auf traurige und amüsierte Sammler, sieht die Scham in einigen Gesichtern, aber auch den Stolz in anderen. Sie trifft einen Künstler, der aus dem Sperrmüll seiner Nachbarn Installationen macht. ‚Was auf dem Müll landet, hat bereits eine Existenz. Man will es nicht mehr, aber es lebt. Es braucht nur eine zweite Chance.‘“³

Das Gesehene macht vielleicht nachdenklich oder auch betroffen. – Aber warum? Ist die Auseinandersetzung mit dem Thema Müll so neu? Ist das, im wahrsten Sinne des Wortes, ‚Begreifen‘ von Müll so extrem?

Veränderte Produktionsweisen und Konsumgewohnheiten führten nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer gewaltigen Zunahme des Müllaufkommens – und in den folgenden Jahrzehnten zur allmählichen Wahrnehmung eines ‚Müllproblems‘ in der Öffentlichkeit. Dabei handelte es sich jedoch, wie der Soziologe Reiner Keller am Beispiel Deutschlands und Frankreichs gezeigt hat, um ein durchaus ambivalentes Phänomen: „Es kann nicht vorschnell von einem Automatismus zwischen dem Wohlstandsboom der 60er Jahre, der massenhaften Umsetzung von Gütern und der Problematisierung der anfallenden Abfälle ausgegangen werden. Denn ob etwas als problematisch gilt oder nicht, ist abhängig vom soziokulturellen Deutungskontext.“⁴

Bereits in der ersten deutschen Müllstatistik (1963) wurde festgestellt, dass das Wachstumsverhältnis zwischen der Bevölkerung und den von ihr produzierten Müllbergen nicht mehr übereinstimmte.⁵ Doch bis zur Herausbildung eines ‚ökologischen Bewusstseins‘ im heute bekannten Sinn sollte es noch mindestens ein Jahrzehnt dauern. Offizielle Anzeichen für diesen Prozess waren die ‚Politisierung‘ des Mülls – als eine in Parteiprogrammen festgelegte umweltpolitische Aufgabe – und eine neue Umweltberichterstattung, in deren Rahmen sich der Staat verpflichtete, die Bevölkerung über das Problem Müll aufzuklären und zu informieren.⁶

Sieht man von dieser „Erfolgsgeschichte der Institutionalisierung ökonomischer Verhaltensnormen“ in den umweltpolitischen Programmen ab, bleibt die Frage nach den alltäglichen, individuellen Bemühungen zur Mülltrennung und Abfallvermeidung in breiten Bevölkerungsschichten.⁷ Denn weil umweltbewusstes Handeln „[...] nicht nur eine Frage von Informationsstand und Kosten-Nutzen-Rechnung“ ist, erweist es sich als besonders widersprüchlich.⁸ So beschränkt sich die alltägliche Wahrnehmung

von Müll als ‚Problem‘ häufig vor allem auf Bereiche wie Hausmüll, Recycling oder Sperrmüll. Dagegen heben Umweltberichte, wie etwa ein österreichischer aus dem Jahr 1989, hervor, dass durch Mülltrennung und Abfallvermeidung im Bereich des Haushalts nur ein kleiner Teil des ‚Problems‘ behandelt und damit jedenfalls nicht zwangsläufig gelöst werde.⁹ Privatpersonen bleiben, so betrachtet, nur relativ wenige Möglichkeiten der Abfallvermeidung, wie etwa der Verzicht auf zusätzliche Leistungen beim Einkaufen, welche Abfall produzieren (zum Beispiel Plastiktaschen), die längere und intensivere Verwendung von Gebrauchsgegenständen (inklusive der Reparatur von beschädigten Dingen) oder verschiedene Formen des Recyclings. Dabei steht der Einsicht in die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit von Müllvermeidung und -trennung ein Mehraufwand an Zeit und Arbeit, den dies mit sich bringt, gegenüber.

Fragen von Müll und Ethik reflektierend spricht die katholische Theologin Johanna Bödege-Wolf dem Individuum „Freiheit und Reflexionsfähigkeit“ zu;¹⁰ doch letztlich gibt es nur eine geringe Zahl von Menschen, die diese ‚Gaben‘ konkret und konsequent dafür nutzten, in ihrem Leben etwas gegen das ‚Müllproblem‘ zu unternehmen. Trotz oder gerade wegen dessen besonderer Brisanz werden sie in der Öffentlichkeit als (zu) *radikal* wahrgenommen und ihre idealistischen Lösungsansätze häufig abgetan oder ignoriert.

Im Folgenden möchten wir uns mit dem ‚Containing‘ oder ‚Containern‘ als einer solchen *radikalen* Idee beschäftigen – wobei der Ausdruck *radikal* (lat. *radicales*, frz. *radical*) im Sinne von „gründlich“ und „tiefgreifend“ verstanden werden soll; denn es geht dabei darum, „ein Problem an der Wurzel zu behandeln“.¹¹ Das neue Müllverständnis, auf dem das ‚Containing‘ beruht, spiegelt sich in einer Lebensweise „mit und ohne“ Müll¹² – in konkreten, alltäglichen Verhaltensweisen – wieder. Dabei geht es einerseits darum, selbst möglichst wenig Müll zu produzieren, andererseits sollen Abfälle als Rohstoff und Lebensmittel verwendet und damit negative ‚Abfall‘- oder ‚Müll‘-Konnotationen aufgehoben werden. Insofern weist diese umweltbezogene Strategie Analogien zu jenen Formen des Aufsammelns auf, die Agnes Varda in ihrem Film beobachtet hat.

Vorstellen möchten wir diese Lebensweise anhand von zwei Fallbeispielen aus dem deutschsprachigen Raum: Zunächst wird es um Espi und die ‚Projektwerkstatt‘ in Saasen (in der Nähe von Gießen, Hessen) gehen, anschließend um Ronny Wytek und das ‚GeOb-Kollektiv‘ in Wien. Der Idee folgend, so wenig materiellen Müll wie möglich zu produzieren, wählten wir das Kommunikationsmedium des Emails, um mit den beiden Kontakt aufzunehmen.

1. *Espi und die ‚Projektwerkstatt‘ in Saasen*

„Containern selbst ist keine gesellschaftliche Perspektive, sondern eine Methode unter vielen, um innerhalb des Kapitalismus ökonomische Zwänge zurück zu drängen. Nicht mehr und nicht weniger. Containern als Alternative zum Kapitalismus zu bezeichnen wäre eine Verklärung der Verhältnisse – Selbstorganisation in einer herrschaftsfreien Welt wäre was total anderes als Abfälle sammeln. Aber wo Containern offensiv in Aktionen eingebunden wird, ist es möglich, über die Vision einer Welt ohne Markt und Staat zu diskutieren,“¹³

mailte uns Espi, aktiv in der ‚Projektwerkstatt‘ in Saasen, einem selbstverwalteten „emanzipatorisch-widerständigen Kulturzentrum“ mit Wurzeln in der radikalen Jugendumweltbewegung. Weil deren Gießener Protagonisten oder Sympathisanten Anfang der 1980er Jahre „keinen Bock mehr auf Hierarchien und Verbandsstrukturen“ hatten, wurden Orte mit gemeinsamer Infrastruktur geschaffen, die allen zugänglich sein sollten, wie z.B. Layout-Werkstätten mit Rechnern, Archive, ein Musikraum, ein Café u.a.m. Heute versteht sich die ‚Projektwerkstatt‘ (‚ProWe‘) Espi zufolge als eine Plattform, die offen für alle ist. Die ‚ProWe‘ selbst trete dabei nicht nach außen auf – sondern immer die konkreten Menschen in ihren jeweiligen Zusammenschlüssen.¹⁴

Besondere Bedeutung kommt im Rahmen der ‚Projektwerkstatt‘ der Idee der Gratisökonomie – dem *radikalen* „Versuch einer verwertungsfreien Ökonomie“¹⁵ – zu, wie sie etwa in einem eigenen „Umsonstladen“ verwirklicht werden soll.¹⁶ – Damit korrespondiert ein umwertendes Müll-Verständnis, das Espi so zusammenfasst:

„Na ja, Müll bezeichnet so alles, was irgendwo aus dem Verwertungszusammenhang fällt. Im Kapitalismus werden ständig nützliche Dinge zu Abfall gemacht, weil es profitabel ist... völlig absurd. Aber einen Blick zu entwickeln, wo Nahrung, Baustoffe usw. weg geworfen werden, aufmerksam durch die Gegend zu ziehen, ist ein wesentliches Element von Selbstorganisation. Vieles wird einfach als Abfall oder Schrott bezeichnet, um zu verschleiern, dass hier ständig Rohstoffe, Bauelemente oder Essen verschwendet werden. Containern gehört wie vieles andere zu meinem Alltag, weil ich von den Zwängen dieser Welt so unabhängig wie möglich sein will, um für eine Gesellschaft ohne diesen ganzen Schrott zu kämpfen. Tatsächlich ist Containern auch ökologisch sinnvoll (was nicht unbedingt für die gefundenen Produkte gilt!), weil es keine neue Nachfrage schafft.“¹⁷

Zum ‚Containern‘ kamen die in der ‚Projektwerkstatt‘ Aktiven, weil sie „einen Rahmen schaffen wollten, ohne Lohnarbeit oder Staatskohle auszukommen“. Deshalb sei es „auch völlig logisch“ gewesen, „in Alltagsfragen andere Wege zu gehen. Und gerade beim Essen hat sich auch gezeigt, dass Selbstorganisation nicht mit Elendsverwaltung zu vergleichen ist, sondern ein ungemeiner Reichtum entsteht, wenn Menschen sich was einfallen lassen.“¹⁸

Zu einem solchen Reichtum an Einfällen soll auch ein in Saasen gestalteter ‚Direct Action Kalender‘ beitragen, in dem das ‚Containern‘ folgendermaßen beschrieben wird:

‚‚Containern‘ meint das Leben von den Resten des Zwischenhandels. Die Abfallcontainer der Supermärkte dokumentieren immer wieder, wie verschwenderisch ein marktförmiges Wirtschaften ist. Was aus Gründen der Preisstabilität weg muss, oder nicht mehr der gewollten Optik entspricht, fliegt raus. Darunter befinden sich ständig massenhaft Lebensmittel, die gut genießbar sind – oft ist allein ihre Verpackung beschädigt oder das Verfallsdatum steht dicht bevor usw.“¹⁹

Bisher handelt es sich um einen eher losen Zusammenschluss weniger Leute, die das ‚Containern‘ betreiben. Den konkreten Ablauf ihrer Aktivitäten schildert Espi folgendermaßen:

„Unterschiedlich. Manchmal sind Leute eh unterwegs, kommen von nächtlichen Aktionen zurück und klappern den einen oder anderen Laden ab – manche machen auch stundenlange Touren durch die Gegend. Ich kenne auch Leute, die tagsüber containern, aber meistens wird im Dunkeln agiert, weil einige LadenbesitzerInnen das nicht mögen (am Tag würde ich eher direkt in den Läden nach Spenden fragen). Praktisch ist es, Handschuhe, Taschenlampe und Zange (zum Öffnen einfacher Drei-Kant-Schlösser) dabei zu haben, entsprechende Transportkapazitäten (große Rucksäcke, Fahrradtaschen oder geräumiges Auto). Na ja, und dann wandert Mensch von Laden zu Laden in der Hoffnung, möglichst viel Schokolade, Pralinen usw. zu finden...“²⁰



Dunkelheit, Zange, Handschuhe... Damit könnten von manchen vielleicht ‚kriminelle Handlungen‘ assoziiert werden. – Und so wird es zumindest zum Teil auch von den Behörden gesehen. Abdruck mit Genehmigung der AktivistInnen.

Espi zufolge ist es durchaus möglich, die Nahrungsbeschaffung auf das ‚Containern‘ zu beschränken. Allerdings würden die Aktivistinnen und Aktivisten der Projektwerkstatt nicht nur ‚containern‘, sondern vor allem im Bereich Nahrungsbeschaffung auch andere Formen der ‚Gratisökonomie‘ umsetzen:

„Im Nahrungsmittelbereich bildet Containern schon eine gute Grundlage (vor allem Brot und Gemüse finden wir in Massen) – aber es bleibt immer ein begrenztes Spektrum. Schlauer ist ein Mix aus verschiedenen Methoden... nur Container-Zeug wäre mir auf Dauer auch zu langweilig. Es gibt ja viele Varianten für Gratisessen: Reste von Wochenmärkten oder Naturkostgroßhandel, Spendenanfragen bei Öko-Firmen, Selber-Sammeln und -Machen, gezieltes Einklaunen usw. Schon sehr wenige Leute, die etwas ihrer Kreativität dafür einsetzen, können eine beachtliche Nahrungsmittelpalette schaffen, die keineswegs als ärmlich zu bezeichnen ist. Auch in anderen Lebensbereichen versuchen wir das umzusetzen – aber das mit konkreten Beispielen zu füllen würde den Rahmen sprengen...“²¹

Nach Perspektiven und Erfolgsaussichten dieses Handelns befragt, antwortet Espi:

„Durch den hohen Grad an Selbstorganisierung im Alltag, die sich nicht nur auf Nahrungsmittel beschränkt, ist z.B. die Projektwerkstatt eine materiell sehr gut ausgestattete Plattform. Die Menschen, die hier leben, sind nicht gezwungen, arbeiten zu gehen – und auch bei Aktionen brauche ich keine Schere im Kopf zu haben, ob uns deswegen Fördergelder gekürzt werden (es gibt keine!). Damit fällt es zumindest etwas leichter, Projekte und Aktionen zu machen, die sich sehr eindeutig gegen jede Form von Herrschaft richten und für ein Leben in freien Vereinbarungen werben.“²²

Interessierten Ein- oder UmsteigerInnen empfiehlt Espi:

„Wichtig ist mir, dass es überall im eigenen Alltag möglich ist, sich aus Zwängen zu lösen, d.h. es auch mit kleinen Schritten anfangen kann. Wenn Mensch dabei nicht alleine ist, sondern eine soziale Gruppe mit anderen bildet, ist das schon sehr viel leichter. Ansonsten verweise ich auf die Selbstorganisations-Webseiten. [23] Super ist es, wenn Leute diese Formen nicht nur als individuelles Projekt betreiben, sondern gezielt in Aktionen einbeziehen, z.B. Gratisessen auf öffentlichen Plätzen oder Orten, wo Sicherheitswahn besonders ausgeprägt ist. Dann entsteht Raum, um mit anderen Leuten nicht nur über die beschissenen Verhältnisse, sondern auch über Visionen zu reden... wie eine Welt ohne Eigentum und Verwertung aussehen könnte usw., das ist jedenfalls für mich besonders motivierend!“²⁴

2. Ronny Wytek und das ‚GeOb-Kollektiv‘ in Wien

Bis Mitte der 1990er war Ronny Wytek in der Flugsicherung, „in einem verantwortungsvollen und stressigen Berufsfeld“²⁵ tätig. Aus ökologischen Gründen – er konnte es nicht mehr vertreten, in einen Jet zu steigen – stieg er schließlich aus dem Berufsleben aus und wählte einen *radikal* anderen Lebensstil. Dazu motivierte ihn die folgende grundsätzliche Erkenntnis:

„Schon sehr schnell bestätigte sich mein Gefühl, dass es an der Zeit ist, aufzuhören, der Wirtschaft, der Politik, den Banken oder der gesamten Gesellschaft die Schuld für den besorgniserregenden Zustand dieser Erde zuzuschieben. Vielmehr erkannte ich mich als ein funktionierendes und sogar initiiertes Rädchen in diesem (Wahnsinns-)System. Und ich begriff, dass der wirkungsvollste Hebel (in meiner Reichweite) bei mir selbst anzusetzen ist.“²⁶

Anstatt „nur zu raunzen und zu kritisieren“, ging es Ronny – nach dem Motto „turn problems into solutions“ – darum, konkrete Lösungsansätze zu entwickeln.²⁷ Seit Ende 1996 war er, und das zum Großteil ehrenamtlich, nur noch in gemeinnützigen Vereinen tätig. Er fing an sich intensiv mit Fragen der Ernährung zu beschäftigen und wurde Vegetarier: „In dieser Vegetarier-Werdung hab’ ich zum ersten Mal einen recht entscheidenden Schritt gemacht, in Richtung Friedfertigkeit aus einem ethischen Motiv heraus.“ 1998 begann er – der schon als Kind vom Müll und den Mülltonnen fasziniert war – genauer zu beobachten, „was in unserer so genannten Wegwerfgesellschaft so alles weggeworfen wird“.²⁸ Er war schockiert darüber und gründete zusammen mit einer Freundin im Herbst 1998 das ‚GeOb-Kollektiv‘.²⁹ ‚GeOb‘ bedeutet ‚Gemüse und Obst‘, während ‚Kollektiv‘ zum einen vom lateinischen *colligere* (sammeln) kommt und zum anderen eine Gruppe meint, die ein gemeinsames Ziel verfolgt:

„Das GeOb-Kollektiv sammelt seit 1998 Gemüse und Obst und mittlerweile alles Verwertbare, um es zur Selbstversorgung zu verwenden. Beim Gesammelten handelt es sich um Ressourcen, die für den Eigentümer/die Eigentümerin keinen Wert oder sogar eine Belastung darstellen. Unsere Wegwerfgesellschaft ermöglicht somit jenen Menschen den Überfluss zu nutzen, die wenig Geld haben bzw. jenen, die die Mitverantwortung beim monetären Kreislauf nicht mittragen wollen.

Konkret heißt das, dass wir die Mülltonnen von Obst- und Gemüsemärkten sowie von Supermärkten nach Nützlichem durchsuchen.“³⁰



Ronny Wytek in einem Umsonstladen. Abdruck mit seiner Genehmigung.

Das Kollektiv ist intern nur lose organisiert. Der gemeinsamen Orientierung dient ein von Ronny verfasstes ‚Konzeptpapier‘ mit Tipps zum ‚GeOben‘. Gegenseitigen Austausch ermöglichen Sammelaktionen sowie so genannte ‚Brot- und Spiele-Feste‘. Letztere dienen der Lösung eines „Verteilungsproblems“, mit dem die ‚GeObenInnen‘ deshalb konfrontiert sind, weil sie „oft mit Nahrungsmitteln im Überfluss beschenkt werden“: „Dieses wollen wir lösen, indem wir Menschen einladen, die gegen freie Spende Nahrungsmittel beziehen und dabei auch Spaß haben wollen!“³¹

Einladung zum "Brot- und Spielefest"

GeOb

GEOb-KOLLEKTIV - WAS IST DAS?
Das GeOb-Kollektiv sammelt (lat. colligere) seit 1998 Gemüse und Obst (daher GeOb) und mittlerweile alles Verwertbare, um es zur Selbstversorgung zu verwenden. Beim Sammeln handelt es sich um Ressourcen, die für den Eigentümer/die Eigentümerin keinen Wert oder sogar eine Belastung darstellen. Unsere Wertgesellschaft ermöglicht somit jenen Menschen die wenig Geld haben bzw. jenen, die die Mühsamkeit beim anstreichen Anstreichen nicht mitbringen wollen, das Überfließen zu nutzen. Die interne Organisation des GeOb-Kollektivs ist sehr klein. Der Austausch der GeOblerinnen hat bisher vor allem über das GeOb-Kollektiv-Magazin (ein Arbeitspapier mit Tipps zum GeOben) und ab und zu über Gemeindefestivals in Zielgruppen. Mit dem "Brot- und Spielefest" gibt es nun einen Raum für den weitergehenden und lustvollen Austausch für GeOblerinnen und Menschen die sich dafür interessieren.

WARUM "BROT- UND SPIELEFEST"?
GeOblerinnen sind „leidgeplagte“ Menschen, da sie oft mit Nahrungsmitteln im Überfluss konfrontiert werden. Es handelt sich also um ein Verteilungsproblem. Dieses wollen wir lösen, indem wir Menschen einladen, die gegen ihre Speise Nahrungsmittel besitzen und dabei auch Spaß haben während der Rüte der Speiseverwertung wird genutzt, um Nebenkosten zu reduzieren und, um auch mit noch eine GeOb-Veranstaltungsreihe einzuführen. Diese Ziele sind ein Lagerhaus sind auch im "Ge" im Reichen.

WAS IST DAS "Ge"?
Die GeOblerinnen haben (denn Ge), das derzeit vor allem eine Funktion ist. In Zukunft soll dieses multifunktional genutzt werden. Als eine mit Unkenntlichkeit, Anstellungsgarantie sowie Verarbeitungs- und Beschäftigung für GeOb-Veranstaltungen. Es ist reich- und offenkundig!

"Der Müllmann ist da!"

... "Sag' ihm, wir brauchen nichts!" ...

GeOb

Einladung zum Spielefest, versendet per Mail am 24. Juni 2004.

Mittlerweile beschränkt sich das Kollektiv in seiner Sammeltätigkeit schon lange nicht mehr auf Gemüse und Obst; denn tagtäglich wandern die verschiedensten essbaren Waren aus Supermärkten oder Großküchen in die Müllcontainer. Überproduktion, veraltetes Design oder nahende Ablaufdaten sind die wichtigsten Gründe, warum einwandfreie Produkte zu Müll erklärt werden. Der Vernichtungsvorgang – das ‚Entsorgen‘ auf Deponien oder Verbrennen in Müllöfen – ist äußerst aufwändig und kostet häufig mehr als die Erzeugung der Produkte.³²

„Wenn etwas in einer Mülltonne liegt, halten es die meisten Menschen in unserer Gesellschaft für Müll. Die Herausforderung ist es, den eigenen Horizont zu erweitern und zu erkennen, welche Funktionen dieser Gegenstand noch erfüllen kann. Es handelt sich vielleicht um eine Situation, die ‚energetisches Wechselbild‘ genannt werden könnte. Das heißt: Erkennen wir überhaupt den Wert und die noch nutzbare Energie eines Lebensmittels oder Gegenstandes?

Ein Beispiel: Bevor ich mit dem GeOben begann, sah ich in den Mülltonnen des benachbarten Gemüsemarktes oft verschiedenes Obst und Gemüse und betrachtete dieses als ‚nicht-verwertbaren Müll‘. Diese Bezeichnung erhalten oft unbeschadete Lebensmittel, weil sie aus bestimmten Gründen nicht mehr verkauft werden. Ab dem Moment, wo ich mich emanzipiere und dem Weggeworfenen den – aus meiner jetzigen Sicht – entsprechenden Wert gebe, ist es auch für mich und in weiterer Folge auch für andere Menschen ein Lebensmittel. Diese Lebensmittel sind derzeit der Hauptbestandteil meiner Ernährung.“³³

2003 berichtete er in einem Interview für den Wiener Stadtteilsender ‚Radio Schöpfwerk‘ von seinen ‚Geob‘-Erfahrungen:

„Ich bin so ein zwei Mal unterwegs pro Woche und hab‘ so ein paar Lieblingsplätze, wo ich mir Dinge, die weggeworfen wurden, wieder aus den Mülltonnen hole. Da gibt es Plätze, wo ich biologisches Brot – frisch oder abgelaufen – bekomme, in Unmengen, Plätze, wo ich auch schon kalt gepresstes biologisches Olivenöl gefunden hab‘. Viele Dinge werden weggeworfen, weil ... manchmal ist das unerklärlich für mich. Zum Beispiel hab‘ ich schon mal eine Waschmittelpackung gesehen, die ist weggeworfen worden, weil ein Eck eingedepscht war. Und somit ist sie nicht verkäuflich und landet in der Mülltonne. Und ökologisch fatalerweise landet das alles in der Restmülltonne. Das ist ganz, ganz wild: Da liegt die Glasflasche neben dem Gemüse und neben dem Brot.“³⁴

Auf die Frage, inwieweit sein Verhalten sich an der Grenze zur Kriminalität – Besitzstörung oder Diebstahl – befinde, antwortete Ronny: „Mir persönlich ist meine Moral wichtiger als jedes Recht.“ Er hat sich diesbezüglich aber genau erkundigt. Solange irgendwo nicht ‚Betreten verboten‘ steht, handelt es sich beim ‚GeOben‘ um keine Besitzstörung. Und was die Frage des Diebstahls betrifft, so geht der Müll erst in das Eigentum der zuständigen Magistratsbehörde, der MA 48 über, wenn die Müllcontainer abtransportiert werden: „Und dazwischen gehört’s scheinbar niemandem.“³⁵

Ronnys erklärtes Ziel ist es also, sich abseits der Konsumgesellschaft – aber auch möglichst abseits des aktuellen Ökoprodukte-Booms – selbst versorgen zu können; und diesem Ziel kommt er mittlerweile schon relativ nahe. 2000 gab er an, pro Tag im Schnitt fünfzehn bis siebzehn Schilling für Lebensmittel auszugeben.³⁶ Mittlerweile würde er sogar ganz ohne Geld auskommen, würde er sich nicht manchmal doch z.B. Süßigkeiten, vollwertbiologische Mehlspeisen, Margarine oder einen Aufstrich aufs Brot gönnen. Weil er diese Produkte nur ganz selten auf dem Müll findet, muss er sie sich manchmal kaufen.³⁷

Ansonsten ist er bemüht, in möglichst vielen Bereichen des alltäglichen Lebens Selbstversorger zu sein bzw. auch Freunde mitzuversorgen: „Wenn ich es zu meiner Hauptaufgabe machen würde, könnte ich 15 bis 20 Menschen zu 90 % über das

‚GeOben‘ ernähren. Hierfür müsste ich aber meine Aktivitäten auf die Lebensmittelbeschaffung beschränken. Der Überfluss ist also unvorstellbar groß!“³⁸

Ronny kann sich vorstellen, in absehbarer Zeit Teile seiner Kleidung selbst herzustellen und sich somit Schritt für Schritt in Richtung Unabhängigkeit zu entwickeln. Sein Bankkonto hat er inzwischen aufgelöst. Fürs Wohnen in seiner (noch in der Zeit als Fluglotse erworbenen) Eigentumswohnung fallen nur Betriebskosten an. Längerfristig plant er, „in einem, zwei Jahrzehnten als Selbstversorger in einer Gemeinschaft am Land zu leben.“ Er ist Mitglied einer Planungsgruppe für das erste österreichische Ökodorf, das auf einer Fläche von 30 bis 50 Hektar in der Region Südburgenland/Südoststeiermark entstehen und 150 bis 300 Menschen Lebensraum bieten soll: „Angestrebt wird Selbsterhaltung in allen Bereichen des Lebens (Bildung, Medizin, Versorgung mit Lebensmitteln, Energie, Kleidung etc.), wobei ein ständiger Austausch mit der Umgebung gewahrt bleibt.“³⁹

Seine Erfahrungen mit der Planung ökologisch-„nachhaltiger Systeme“ gibt Ronny in Form von Vorträgen und Workshops, insbesondere aber bei der so genannten ‚Permakultur-Inforunde‘ weiter.⁴⁰ Ein wichtiger Teil seiner Vereinstätigkeit besteht in der Medienarbeit. Er gibt Radiointerviews, schreibt Gastkommentare für Zeitungen und Zeitschriften⁴¹ und tritt in Fernsehtalkshows auf⁴² – letzteres allerdings nur, wenn die von ihm gestellten Bedingungen erfüllt werden. Sein zentrales Anliegen besteht dabei darin, dem Publikum die ethischen Grundsätze des ‚GeObens‘ näher zu bringen, die er in drei zentralen Fragestellungen oder „Säulen“ zusammenfasst:

„Ausgangspunkt war für mich die ethische Perspektive: ‚Ich möchte so wenig Leid wie möglich verursachen‘. Dabei merkte ich, dass mit diesem Anspruch mein gesamter Lebensstil zu hinterfragen ist und ich mir einen neuen ‚gestalten‘ muss. Mich interessierten vor allem folgende Fragen: Woher kommt mein Geld? Wo wird es ‚zwischengelagert‘? Wofür gebe ich es aus?

Bei allen drei Fragen wollte ich herausfinden, was ich mit meinem Handeln mitverursache. Schon sehr schnell bestätigte sich mein Gefühl, dass es an der Zeit ist, aufzuhören, der Wirtschaft, der Politik, den Banken oder der gesamten Gesellschaft die Schuld für den besorgniserregenden Zustand dieser Erde zuzuschreiben. Vielmehr erkannte ich mich als ein funktionierendes und sogar initiiertes Rädchen in diesem (Wahnsinns-)System. Und ich begriff, dass der wirkungsvollste Hebel (in meiner Reichweite) bei mir selbst anzusetzen ist.

Woher kommt mein Geld?

Als ich in den 90er Jahren damit begann, mich mit dieser Materie auseinanderzusetzen, hatte ich eine verantwortungsvolle und gut bezahlte Anstellung in der Flugsicherung. Doch mein Gefühl damit wurde von Jahr zu Jahr schlechter. Als ich es dann aus ökologischen Gründen nicht mehr vertreten konnte, in einen Jet zu steigen, wurde mir klar, dass ich in der falschen Branche tätig war, und ich gab diesen Beruf auf. Angenehmerweise brauche ich nun kaum Geld, und darum liegt es mir fern, jemals wieder zum ‚Lohnsklaven‘ zu werden.

Wo wird mein Geld ‚zwischenlagert‘?

Damit meine ich, wo befindet es sich, bevor es ausgegeben wird? Wie fast alle Menschen in meiner Umgebung hatte auch ich ein Sparbuch bzw. ein Konto bei einer Bank. Nun lernte ich, dass mein Geld nicht in einem Safe eingesperrt, sondern dort angelegt wird, wo der Profit am größten ist. D.h. ich finanzierte mit meinem Geldfluss die Rüstungsindustrie, Atomindustrie, Gentechnikindustrie, Pharmaindustrie usw. Den Banken durfte ich keinen Vorwurf machen, denn ich gab ja den Auftrag, Zinsen zu erwirtschaften – sie handelten danach und investierten das übergebene Geld in Industriezweige oder Projekte, die eben am gewinnbringendsten sind. Diese stehen dann unter wirtschaftlichem Druck, den Profit zu maximieren, um den Anforderungen der Banken zu entsprechen. Das bekommen dann nicht nur die Arbeiter und Angestellten (Rationalisierungsmaßnahmen, Lohn- bzw. Gehaltskürzungen...) zu spüren...

Klarer Fall: Mit den Banken möchte ich nix mehr zu tun haben. Ich löste alle meine Bankverbindungen, und fühlte mich wieder um einiges leichter.

Die dritte Frage, die ich mir in meinem Lebensumgestaltungs-Prozess stellte, war: Wofür gebe ich mein Geld aus? Für mich war es wichtig zu erkennen, dass ich mit meinem Geldfluss Macht ausübe und mitverantwortlich bin, für alles was notwendig ist, um dieses Produkt/diese Dienstleistung anbieten zu können. Was die Sache erschwert, ist, dass wir KonsumentInnen von den Konsequenzen unseres Handelns getrennt und von Kräften abhängig sind, die jenseits unserer direkten Kontrolle liegen.

In diesem Zusammenhang fällt mir immer das Beispiel der Bananenproduktion ein. Um zu veranschaulichen, was jemand mitverantworten muss, wenn er/sie eine Banane im Supermarkt kauft, schildere ich kurz die Vorgangsweise der Bananenmultis: Um Landflächen zu gewinnen, werden Tausende Hektar Regenwald niedergebrannt. Unzählige Lebewesen verenden in den Flammen bzw. verlieren ihr natürliches Habitat. Die ansässige indigene Bevölkerung verliert ihr Land. Dann werden mit extremem Chemieeinsatz Monokulturen geschaffen, die Plantagenarbeiter haben dadurch eine geringe Lebenserwartung, usw. ...

Das scheint ein krasses Beispiel zu sein, doch in jedem Produkt steckt ein ‚ökologisch-sozialer Rucksack‘, den der/die KonsumentIn (meist unbewusst) mitkauft.

In diesem Zusammenhang wurde mir klar, dass ich meine Bedürfnisse hinterfragen und den Weg Richtung Nachhaltigkeit und weitgehende Selbstversorgung gehen will. Das GeOben ist dazu ein Zwischenschritt!⁴³

Allen Interessierten empfiehlt er:

„In Kurzform: Eigene Geldflüsse und Bedürfnisse hinterfragen; GeOben bzw. Teil einer ‚ErzeugerInnen-VerbraucherInnen-Initiative‘^[44] werden (um günstig und vertretbar zu Bio-Lebensmitteln zu kommen); Tauschkreismitglied werden (um Produkte und Dienstleistungen ohne Geldflüsse beziehen zu können); zu meinen (kostenlosen) Vorträgen kommen oder mich für einen Workshop einladen; Spaß haben; ‚www.oekodorf.or.at‘ besuchen; persönliches soziales Netz schaffen/stärken; Gemeinschaft gründen; Selbstversorgung anstreben; noch mehr Spaß haben!“⁴⁵

¹ *Tobias Hering*: Nichts verkommen lassen. In: Freitag. Die Ost-West Wochenzeitung. Nr. 50, 07.12.2001; zit. n. d. Online-Ausgabe: <http://www.freitag.de/2001/50/01501202.php> (Stand: 01.01.2004).

² Ebd.

³ Ebd.

⁴ *Reiner Keller*: Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. Die öffentliche Diskussion über Abfall in Deutschland und Frankreich. Opladen 1998, 30. (Zugleich: Diss., München 1997)

⁵ Vgl. dazu ebd., 70 f.; *Volker Grassmuck u. Christian Unverzagt*: Das Müll-System. Eine metarealistische Bestandsaufnahme. Frankfurt/Main 1991, 33 f. – Noch 1991 lag bei einem Bevölkerungswachstum von 7% und einem Anstieg des privaten Güterverbrauches von 63% die theoretische Müllproduktion bei plus 74%. Produziert wurde jedoch ein Plus von 125%. (Zit. n. ebd., 36). – 2001, im Abfallbericht des österreichischen Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt- und Wasserwirtschaft, wird die Steigerung der Müllproduktion in den Haushalten innerhalb von drei Jahren mit 12% angegeben. (Zit. n. d. Online-Ausgabe: <http://wko.at/up/enet/stellung/bapentwauptband.pdf>, 11 [Stand: 28.03.2004]).

⁶ Die Prioritäten des in Österreich zuständigen Ministeriums (wie Anm. 5) sind laut eigenen Angaben der „Schutz von Mensch und Umwelt“, die „Schonung der natürlichen Ressourcen“ und die „Ablagerung emissionsneutraler Rückstände unter gleichzeitiger Schonung von Deponieraum“. Zit. n. http://gpool.lfrz.at/gpool/main.cgi?catid=14653&rq=cat&tfqs=catt&catt=_umwelt&cyh_order=titel (Stand: 28.03.2004).

⁷ *Karl-Werner Brand*: Lebensstile und Umweltmentalitäten. Ein kulturelles Kontextmodell zur Analyse von Umwelthandeln im Alltag. In: Michael Hofmann, Kaspar Maase und Bernd Jürgen Warneken (Hgg.): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Tübingen 1999, 19-43, hier 19. (= Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften; Schriften, Bd. 6)

⁸ *Michael Hofmann, Kaspar Maase u. Bernd Jürgen Warneken*: Einleitung. In: dies. (Hgg.) (wie Anm. 7), 7-15, hier 7.

⁹ *Peter Hodecek u. Erich Schäfer*: Umweltbericht Abfall. Wien 1989, 231-233.

¹⁰ *Johanna Bödege-Wolf*: Menschen, Müll und Moral. Konflikte bei der Ansiedlung von Deponien und Verbrennungsanlagen – ein Beitrag zur politischen Ethik der Risikogesellschaft. Münster und Hamburg 1994, bes. 117 ff. (= Schriften des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, 29)

¹¹ Vgl. *Ronny Wytek*: Verschwendung & Konsumterror: Du sollst nicht nur raunzen und kritisieren! In: Die Furche, Nr. 51-52, 21.12.2000, 4.

¹² Eine Formulierung, die von Personen verwendet wird, die ‚Containing‘ betreiben; Auskunft von Ronny Wytek und Espi, die im Folgenden näher vorgestellt werden sollen.

¹³ Espi am 18. November 2003 in einem Mail an die Verfasserinnen.

¹⁴ 2003 stellte etwa eine Projektgruppe ‚HierarchNIE‘ einen Reader zum „Hierarchieabbau in Gruppen“ zusammen. Immer wieder wird die Projektwerkstatt Espi zufolge außerdem genutzt, um größere Events, Theateraktionen oder subversive Umzüge „gegen Ausgrenzung oder Sicherheitswahn in Gießen“ vorzubereiten.

¹⁵ Zit. n. <http://coforum.de/index.php4?Gratis%D6konomie> (Stand: 14.04.2004); ‚Coforum‘ ist eine Online-Sammlung zu verschiedenen Aspekten und Strategien alternativen Lebens.

¹⁶ Im deutschsprachigen Raum gibt es derzeit (2004) ca. 30 solche Läden – u.a. heißen sie „Umladen“ (Dresden), „abfallGUT“ (Dresden) oder „Verschenkmarkt“ (Oldenburg) –, die sich von

rein karitativen Projekten dadurch unterscheiden, „[...] dass sie für alle Menschen offen stehen. Im Gegensatz zu Tauschringen gibt es keine Verpflichtung zum Tausch, im Gegensatz zu Recycling-kaufhäusern werden für die Benutzung des Ladens zwar Spenden erbeten, es muss aber nicht für einzelne Gegenstände gezahlt werden.“ – Zit. n. <http://de.wikipedia.org/wiki/Umsonstladen> (Stand: 14.04.2004); ‚Wikipedia‘ versteht sich als allgemeine und frei zugängliche Enzyklopädie, an der alle Internetnutzerinnen und -nutzer mitarbeiten können, indem sie neue Artikel schreiben oder in bestehende Artikel verbessernd eingreifen.

¹⁷ Wie Anm. 13.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ *Projektwerkstatt Saasen* (Hg./Red.): Gratis Essen: Essen umsonst organisieren, praktische Gratis-ökonomie und Aktionsmöglichkeiten. In: Direct Action Kalender. Gießen 2004, 40 f. – Zum Projekt dieses Kalenders vgl. <http://www.projektwerkstatt.de/kalender/index.html> (Stand: 14.04.2004).

²⁰ Wie Anm. 13.

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ Gemeint sind beispielsweise die Seiten <http://www.alltagsalternative.de.vu> („Selbstorganisation in Mittelhessen“), <http://www.direct-action.de.vu/> („Kreativer Widerstand“ im Umfeld der Projektwerkstatt Saasen), <http://www.projektwerkstatt.de/von-unten>, <http://www.alltagsalternative.de.vu>.

²⁴ Wie Anm. 13. – Weitere Gruppen, die ‚Containing‘ oder Gratisökonomie im Allgemeinen betreiben, sind u.a.: W.E.G., Wertkritische Emanzipatorische Gegenbewegung (<http://ressourcenpool.norbertbrandstaetter.net/>), Food Not Bombs (<http://foodnotbombs.antistatus.com/>), Volksküche Tüwi (<http://www.tuewi.action.at/>).

²⁵ *Ronny Wytek* im Interview für Radio Schöpfwerk (Stadtteilzentrum Bassena, Wien), Sendereihe: Trafikantengespräch, Titel der Sendung: Leben aus der Tonne (vielleicht die ökologisch nachhaltigste Lebensform), 13.03.2003, 20.00–20.20.

²⁶ *Ronny Wytek* am 19.12.2003 in einem Mail an die Verfasserinnen. Vgl. weiter unten das ausführliche Zitat (Anm. 43).

²⁷ Vgl. *Ronny Wytek* (wie Anm. 11). – Ronny im Interview für Radio Schöpfwerk (wie Anm. 25).

²⁸ Ronny im Interview für Radio Schöpfwerk (wie Anm. 25).

²⁹ GeOb-Kollektiv, Johann-Strauss-Gasse 33/3, A-1040 Wien; Mail: kaufnix@gmx.at.

³⁰ Wie Anm. 26.

³¹ <http://www.permakultur.net/projekte.htm> (Stand: 14.04.2004); dort sind weiterführende Informationen zum Thema zu finden. – Vgl. dazu auch die Schilderung einer Begegnung mit Ronny bei *Manfred Greisinger*: ... wie wenig man braucht. In: ders.: Pur. 100% Leben. Allentsteig 2001, o.P., u. *Robert Sommer*: Ronny Wytek, Selbstversorger. Die Biotonne lädt zum Schmausen ein. In: Augustin, 9 (1999).

³² Recherchen von *Ed Moschitz* für die ORF-Reihe ‚Am Schauplatz‘ ergaben, dass das Thema Überproduktion in Österreich besonders heikel zu sein scheint. Im Unterschied zur Situation in anderen europäischen Ländern – Deutschland etwa – machen heimische Konzerne häufig keine exakten Angaben zum Ausmaß ihrer Überproduktion, weil sie um das Image der eigenen Produkte fürchten. (Am Schauplatz: Restlesser, ORF 2, 02.03.2004)

³³ Wie Anm. 26.

³⁴ Wie Anm. 25.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ronny in der Talkshow ‚Vera‘, ORF 2, 12.10.2000; Thema der Sendung: „Leben (fast) ohne Geld

– der sparsamste Österreicher.“

³⁷ Ronny im Interview für Radio Ö1, Sendereihe: Moment. Leben heute; Titel der Sendung: „Essen aus dem Müll“; Autorinnen: *Julia Fellerer* u. *Cornelia Schaub*; 04.01.2000.

³⁸ Wie Anm. 26.

³⁹ Für weiterführende Informationen vgl. die Homepage des Projekts „Keimblatt Ökodorf“: <http://www.oekodorf.or.at> sowie *Ronny Wytek*: Von der Erschaffung kleiner Paradiese. In: Global News, 1 (2000). Online: http://www.global2000.at/pages/gnews00_1wi1.htm (Stand: 14.04.2004).

⁴⁰ Die ‚Permakultur-Inforunde‘ findet jeden ersten Mittwoch im Monat um 18.00 im Kulturzentrum WUK (Werkstätten- und Kulturhaus, Währingerstraße 59, 1090 Wien), statt. Hier gibt es Ronny zufolge kostenlose und unverbindliche Informationen über Selbstversorgung, Permakultur, Tauschkreise und -gemeinschaften, Aktuelles zu „Keimblatt Ökodorf“, bioveganes Wirtschaften, das GeOb-Kollektiv und Bio-Sammelbestellungen.

⁴¹ Z.B. *Ronny Wytek* (wie Anm. 11); ders.: Überfluss ohne Ende. Gastkommentar in: Kontexte. Die Zeitschrift des Ökologie-Instituts, 2 (2000), 4. Online-Fassung: www.ecology.at/files/kontexte/20004.pdf; ders.: Leben (fast) ohne Geld ... wie geht das in der Praxis? In: 1. Geizhalszeitung in Österreich, Nr. 5 (Mai 2000), 5. Online-Fassung: www.schulden.at/DOWNLOAD/Zeitung5.pdf (Stand: 28.03.2004).

⁴² Z.B. in der „Barbara Karlich Show“, ORF 2, 19.01.2001 (Thema der Sendung: „Dein Geld zerirrt zwischen den Fingern.“ – mit der Texteinblendung: „Lebenskünstler ... lebt von 12 Schilling am Tag“), bei „Vera“ (wie Anm. 36; mit der Texteinblendung: „Der vermutlich sparsamste Österreicher“), in der ORF-Sendung „Sunshine Airlines“ oder der Reality-Soap „Tausche Familie“ des Privatsenders ATV+.

⁴³ Wie Anm. 26; ähnlich auch im Interview für ‚Radio Schöpfwerk‘ (wie Anm. 25).

⁴⁴ Die ErzeugerInnen VerbraucherInnen Initiative Wien bietet den Menschen im Raum Wien die Möglichkeit, bis zu 80% billiger als im Bioladen zu biologischen Lebensmitteln zu kommen, da die Initiative ehrenamtlich und selbstverwaltet funktioniert. (Die EVI-Bestellliste kann bei der Permakultur-Inforunde bezogen werden. Vgl. Anm. 40)

⁴⁵ Wie Anm. 16. – Wir bedanken uns bei Ronny Wytek, der uns Zeitungsartikel, Audio- und Videokassetten aus der ‚Permakultur-Fernleih-Bibliothek‘ zur Verfügung gestellt hat. Für eine Inventarliste dieser Bibliothek vgl. <http://www.permakultur.net/biblio2.htm> (Stand: 28.03.2004).

Der Schinder der wohnt hinter der Stadt

Gedanken über Menschen und ihren Müll

Annegret Waldner

Meine Großmutter, Jahrgang 1896, pflegte den Enkelkindern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Wartezeit vor dem Essen mit einem Kettenmärchen aus 24 Versen zu verkürzen, das mit ‚Tross Tross Trillchen, der Bauer hat ein Füllchen‘¹ begann und – statt im Ring – abrupt mit den Verszeilen ‚Der Schinder der wohnt hinter Stadt und wenn wir gegessen haben, sind wir alle satt‘ endete. Beim Kettenmärchen handelt es sich um eine Abfolge relativ sinnloser Feststellungen, die auch mit Mitteln der drastischen Steigerung im Sinne eines abrupten Abschlusses oder einer Umbiegung beendet werden können. Hermann Bausinger schreibt dazu: „In solchen Wendungen zeigt sich die Tendenz des Kinderreims, Tabus spielerisch und doch aggressiv zu durchbrechen.“² Ich erinnere mich, wie fest verankert die einzelnen Verse in meiner kindlichen Vorstellungswelt waren, aber auch, wie sehr die Erwähnung des Schinders mich erschreckte und beunruhigte. Denn was war ein Schinder und warum wohnte er hinter der Stadt?

Von Menschen und ihrem Müll

Bereits in der Frühzeit belegen archäologische Funde die menschliche Einsicht in die Notwendigkeit der Beseitigung von Abfällen. Im antiken Athen sorgten Straßenreiniger und Exkrementensammler, so genannte Koprologen, die einer Straßenpolizei unterstellt waren, für die Entsorgung des städtischen Abfalls. Dies scheint im Rom der Kaiserzeit vorrangig Privatangelegenheit der Bürger gewesen zu sein. Verbote, die Abfälle auf die Straße zu werfen, wurden wenig beachtet, sodass sich an der Tibermündung der angeschwemmte Müll der Stadt zu einem Müllberg auftürmte, an dem sich die *canalicolae* ansiedelten, die aus dem Müll noch Verwertbares herausfischten. Das frühe Mittelalter zeichnete sich im deutschen Raum durch eine vorwiegend agrarische Ordnung aus, in der Hygieneeinrichtungen wie die der antiken Stadtkulturen als weniger notwendig erachtet wurden, zumal die als Abfall anfallenden Stoffe meist direkt weiterverwendet wurden – sei es zur Viehfütterung oder zur Düngeverwertung.

Mit dem Anwachsen der Städte ab dem 14. Jahrhundert kam es zu wiederholten Sauberkeitsanordnungen der städtischen Verwaltungen, die Abfallbeseitigung blieb aber vielerorts eine Privatangelegenheit der Bürger.³ In den engen, luftarmen und finsternen Gassen der mittelalterlichen Stadt war eine Pflasterung noch selten. Die Menschen blieben oft im Morast stecken, was als gängiger Entschuldigungsgrund für Verspätungen angeführt wurde. Die Bevölkerung der mittelalterlichen Städte geriet mit den elementaren ökologischen Bedrängnissen in Konflikt, denen man mit den verschiedensten Verordnungen zu begegnen versuchte, die auf die Beseitigung von Unrat, Kadavern und streunenden Hunden hinzielten. Der halbagrarisches Status der Stadtbewohner ließ jedoch noch bis in die Neuzeit hinein zumindest in den kleinen Städten kaum eine Mentalitätsänderung zu. Im ausgehenden Mittelalter wurden dann verschiedene Handwerkszweige, die die Sauberkeit bedrohten, an den Rand der Städte abgesiedelt, Fäkalien und Kot wurden durch Bäche abgeleitet, das Wegwerfen von Unrat wurde verboten: der gewesene Bauer wurde so langsam zum Städter erzogen.⁴ Für die Beseitigung des Abfalls wurden aber auch eigene Berufsgruppen herangezogen. Die Stadtverwaltungen stellten beispielsweise Pflastermeister und Schüttmeister zu diesem Zwecke an.⁵ Die Reinigung der Abortgruben oblag bereits im 14. Jahrhundert in verschiedenen Städten bestimmten Arbeitern, die Huselfeger, Kotkönige, Könige der Nacht oder Goldgräber genannt wurden. Ab dem ausgehenden 15. Jahrhundert zählten diese zu den unehrlichen Leuten. Sie unterstanden teilweise dem Scharfrichter, der wie die Totengräber zur Beseitigung der Fäkalien herbeigerufen wurde.⁶ Die Entsorgung von Tierkadavern oblag dem Abdecker, auch Wasenmeister, Schinder oder Kleemeister genannt. Die Abdeckerei, eine schmutzige Arbeit mit starker Geruchsbelästigung, die außerhalb der Siedlungen vorgenommen wurde, schuf eine erhebliche Distanz zum städtischen Bürgertum. Ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unterstand der Schinder in der Regel dem Scharfrichter bzw. übernahm dieser auch die Aufgaben der Tiertötung und -entsorgung.⁷ Die wiederholten Verordnungen zur Abfallbeseitigung lassen den Schluss zu, dass diese wenig Erfolg zeigten und dass der Reinlichkeitsbegriff der Bürger noch weit entfernt von dem der städtischen Obrigkeiten war, dass sich diese jedoch immer wieder um ein reinliches Stadtbild bemühten.

In der Frühen Neuzeit vermehrten und wiederholten sich die Erlässe zur Reinigung der öffentlichen Stadtbereiche. Die Verschmutzung der Straßen und Gassen durch das Vieh, das in den Städten gehalten wurde, war beträchtlich. Der Gestank der Misthaufen, des Unrats und der Kloaken scheint aber bis weit in das 18. Jahrhundert hinein nicht als Belästigung empfunden worden zu sein.⁸

Die Idee der Unehrllichkeit, geboren wohl in der mittelalterlichen Handwerkerwelt, verbreitete sich als ausgrenzende Norm erst durch die Ausbildung des Zunftwesens während der Frühen Neuzeit. Ein Höhepunkt der Ausgrenzung wurde im

16./17. Jahrhundert erreicht, wobei regionale Unterschiede durchaus die Regel waren. Bedeutsam für den Verruf der Unehrllichkeit beim Handwerk war eine unsaubere stinkende Tätigkeit und deren Nähe zu den Arbeiten des Scharfrichters und des Schinders. Die Beseitigung des toten Viehs, von Schmutz und Unrat wurde erst dann als entehrend und anrühlich angesehen, als sie professionell betrieben und an ein Amt übertragen wurde. Das tote Vieh, der Kot und Schmutz durften von ehrlichen Leuten nicht berührt werden, diese Stoffe galten als seuchenbehaftet. Die Angst vor der Ansteckung tabuisierte dann die Berufsgruppe der Schinder, Gassenfeger und Bachkehrer voll und ganz. Es gab also plausible Gründe für die Unehrllichkeit.⁹ Regelungen seitens der Obrigkeit vom 16. bis weit in das 18. Jahrhundert hinein gegen die Ausgrenzung und Diffamierung von unehrllichen Leute genannten Menschen und Berufsgruppen zeigen, dass die Vorstellung von Unehrllichkeit in der Mentalität breiter Bevölkerungsschichten verbreitet war. Die Unehrllichkeit bestimmter Gruppen kann nur im Kontext der Entwicklung des ehrbaren Handwerks und der ehrbaren Gesellschaft in der Frühen Neuzeit verstanden werden, wobei der Begriff ‚ehrlich‘ hier eine sozial-mentale Kategorie darstellt, einen Habitus, der die ehrliche Geburt, die tugendhafte Lebensführung und das handwerkliche Können umfasste und das Zunft- und Bürgerrecht mit einschloss. Die Ehre bildete ein Grundprinzip der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft. Die Unehrllichkeit, die durch eine bestimmte Tätigkeit gegeben war, kann in drei große Gruppen gegliedert werden. Neben den wenig angesehenen Berufen, wie jenen des Müllers, Schäfers oder Leinwebers, war es die Personengruppe, die weitgehend anrühliche Arbeiten, die mit Schmutz, Strafe und Tod zu tun hatten, verrichtete und als dritte Gruppe die der fahrenden, unsteten Menschen.¹⁰ Am untersten Rand der unehrllichen Leute standen die Gassenfeger, die Bachfeger und die Abdecker. Sie alle verrichteten für die Gesellschaft unverzichtbare Tätigkeiten, die ihnen ein Einkommen zwar ermöglichten, sie aber in Verruf brachten.¹¹ Die Strategien der öffentlichen Hand zur verbesserten Abfallentsorgung zeitigten aber erst im 19. Jahrhundert größere Erfolge. Hier war das Bürgertum maßgeblich beteiligt, das dem Ideal der Reinlichkeit anhing und neue hygienische Grundsätze proklamierte und einforderte.¹² In der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts war die Reinigung der Straßen und Plätze zunächst eine Frage der Moral. Den Behörden der Stadt Wien erschien eine Verbindung von Reinlichkeit als neuer Zentralnorm und Strafe effektiv, sodass den seit 1781 zur Straßenreinigung herangezogenen Prostituierten bald auch männliche Strafgefangene beigegeben wurden. Der Verinnerlichung bürgerlicher Tugenden, die ihre Entsprechung in einem sauberen Erscheinungsbild fand, entsprach diese öffentliche Schmutzarbeit als Symbol der inneren Verwahrlosung und der sozialen Ausgrenzung, sodass diese Maßnahmen bei der Wiener Bevölkerung große Beachtung fanden. Der Aufklärer Friedrich Nicolai beschrieb diese Verbindung von Moral und

Sauberkeit jedoch als nicht zweckmäßig, da die Straßenreinigung als Ehrenstrafe das Prinzip der gemeinschaftlichen Säuberung der Gassen durch die Bürger, also mithin die Verbindung von Ordnung und Reinlichkeit außer Kraft setzen würde.¹³

An dieser Stelle soll auf den Begriff der Reinlichkeit als einen historischen Begriff kurz eingegangen werden: er meint ein tätiges Verhalten von Individuen und sozialen Gruppen, das auf ein Ziel, die Abgrenzung nach außen, gerichtet ist. Reinlichkeit trägt zur Ausformung sozialer Unterschiede durch die Wahrnehmung von Schmutz bei. Jede Kultur hat ihre eigenen Begriffe von Schmutz und Unreinlichkeit, die als sozial unübersichtlich eingestuft werden und nach Ordnung, Sicherheit und Stabilität verlangen. Reinlichkeit ermöglicht so eine dauerhafte Selbststeuerung von Individuen und Gruppen, ihr kommt als Wertvorstellung und praktischer Verhaltensweise eine große Bedeutung für die soziokulturelle Entwicklung von gesellschaftlichen Gruppen zu, urteilt Manuel Frey.¹⁴

Die städtischen Polizeyordnungen wurden im 18. Jahrhundert regelmäßig erneuert und zielten auf das Zusammenhörigkeitsgefühl und die Aufrechterhaltung des sozialen Friedens der Bürgerschaft hin; Ordnung ist hier als das äußerliche Geordnet-Sein zu verstehen. Die reinliche Stadt war somit ein Ausdruck der Ordnung, die das zentrale Motiv der traditionellen Sozial- und Machtstrukturen bildete.¹⁵ Der Reinlichkeitsstandard diente den Bürgern als Gradmesser der erreichten Zivilisation. Einerseits wurde die Landbevölkerung, da unreinlich, von den Bürgern nun als rückständig bezeichnet, andererseits diente die Reinlichkeit der Straße als Indiz für den Fortschritt, galt diese doch als Sinnbild der bürgerlichen Moral, auf der kein Schmutz geduldet wurde. So priesen um 1790 reisende Bürger die Sauberkeit der Stadt Wien und ihre Maßnahmen zur Straßenreinigung.¹⁶ Im 19. Jahrhundert änderte sich die spätabso-lutistische Einstellung bezüglich einer Besserung von verwahrlosten Menschen durch die Bestrafung in Form der Straßenreinigung, jetzt standen utilitaristische Erwägungen im Vordergrund. Diese erlaubten es, Menschen der Unterschicht zur öffentlichen Straßenreinigung heranzuziehen. In Nürnberg reinigten um 1800 Findelkinder unter einem Aufsichtsorgan, dem Mist-Meister, die Straßen. Auch hier galt der Grundsatz, dass die Verbindung von Reinlichkeit und abweichendem Verhalten ein sinnvoller Weg zur Verinnerlichung bürgerlicher Verhaltensnormen sei.¹⁷ Mit dem Wandel der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen im 19. Jahrhundert erwiesen sich die aus dem Mittelalter übernommenen Einrichtungen zur Abfallbeseitigung als unzulänglich. Die in den 1830er Jahren vor allem im urbanen Bereich in Form der Seuchenepidemie ausbrechende Cholera schärfte das Bewusstsein für Umwelteinflüsse als Seuchenbedingung, sodass es zuvorderst die Ärzte waren, die die Hygiene als vorbeugende Krankheitsbekämpfung propagierten.¹⁸ Im ausgehenden 19. Jahrhundert kam es seitens der städtischen Verwaltungen zu neuen Regelungen der Müllsammlung. In München

wurde 1898 auch das Verhalten der Müllmänner festgelegt: sie mussten durch eine sichtbare Nummer erkenntlich sein, um sie bei Vergehen wie Trunkenheit, unanständigem Benehmen oder Einfordern von Trinkgeld leichter identifizieren zu können. Unter Verbot gestellt wurde ferner auch das Durchwühlen von zur Abfuhr bereitgestelltem Müll, das als „Schatzgräberei“ bezeichnet wurde.¹⁹ Das Bewusstsein der städtischen Bevölkerung für die Sauberkeit in der Stadt stieg in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stark an. Sie distanzierte sich zunehmend von der Landbevölkerung, der ein Mangel an nötigem Ordnungssinn und an Empfindlichkeit gegenüber Gestank und Gerüchen nachgesagt und vorgehalten wurde. Die mangelnde Hygiene der Landbevölkerung wurde nunmehr als zunehmende Bedrohung für die Gesundheit der Städter angesehen. Die stadtnahen Bauern wehrten sich hingegen ab der letzten Jahrhundertwende zunehmend gegen die Ablagerung des Mülls nahe ihrer Gehöfte, denn die städtischen Institutionen sorgten zwar für den Abtransport der Abfälle, kümmerten sich jedoch wenig um die Folgeprobleme, die mit einer Deponierung zwangsläufig entstehen mussten. Hinzu trat im Zuge der Industrialisierung und Urbanisierung ein erster Ansatz von Umweltbewusstsein, das bis 1935 von Heimat- und Naturschützern ausging und in der Folge im Reichsnaturschutzgesetz, das bis 1976 seine Gültigkeit behalten sollte, verankert wurde.²⁰ In den Kriegs- und Zwischenkriegsjahren rückte das Problem der Abfallbeseitigung aus dem Blickfeld, im öffentlichen wie auch im privaten Bereich galt als oberste Maxime das Sammeln und Wiederverwerten von materiellen Gütern.²¹ Die Müllbeseitigung in den Kriegsjahren stellte aufgrund fehlender Lastwagen, fehlender Arbeitskräfte und fehlender Zugpferde ein wachsendes Problem für Städte und Kommunen dar. Im Ersten Weltkrieg wurden in München Soldaten zur Müllentsorgung eingesetzt, ab 1918 auch russische Kriegsgefangene.²² Ab 1940 waren in der Regel ausländische Arbeiter und später auch Kriegsgefangene in den Abfuhrbetrieben tätig. Deren schlechte Arbeitsmotivation war häufig Grund zu Beschwerden seitens der Müllunternehmer, die diese als „faul, frech und revolutionär“ bezeichneten. Es kam jedoch aufgrund der unregelmäßigen Abfuhr des Mülls immer wieder zu Klagen der Bevölkerung,²³ die auf einen gewissen Sauberkeitsstandard in den Städten anscheinend nicht mehr verzichten wollte. Nach dem Kriegsende 1945 bemühte man sich zur Abwendung drohender Seuchengefahren schon früh um die Wiederinbetriebnahme der Müllabfuhrbetriebe, wobei der Arbeitskräftemangel ein Hauptproblem darstellte. Heimgekehrte Kriegsgefangene waren oft nicht in der Lage, die schwere körperliche Arbeit zu verrichten, und verbliebene Arbeiter zogen lukrativere und einfachere Beschäftigungen vor. In München diskutierte man 1946 im Stadtrat die Heranziehung von ehemaligen, nunmehr inhaftierten NS-Parteigenossen zur Müllentsorgung, diese wurden dann auch 1947 bei der Müllabfuhr zwangsweise eingesetzt.²⁴ Zu den diesbezüglichen Ausführungen Peter Münchs ist aber anzumerken, dass der gesell-

schaftliche Status der aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrten deutschen Soldaten sicher nicht vereinbar war mit einer Arbeit im Müll, die man bisher von Mitgliedern der sozialen Unterschichten verrichten hatte lassen. Die Wirtschaftswunderjahre ab etwa 1950 brachten neben einem Anstieg des Konsums auch wachsende Müllberge. Wie Ulrike Döcker in ihrem Essay über ‚Die Ausscheidungen der Moderne‘ anführt, bemisst sich nun der Wohlstand an der Größe des Müllbergs vor der eigenen Haustür, am „Elend der Ausscheidung“. Gleichzeitig rückte neben der Zurschaustellung des immer Neuen die schamhafte Verheimlichung des eben Beseitigten: die fünfziger und sechziger Jahre waren die Zeit, in der die wilden Deponien all das fassen mussten, was man öffentlich nicht zu entsorgen wagte.²⁵ Die wachsenden Müllberge zwangen in den späten sechziger Jahren die kommunalen Verwaltungen zum Handeln, wobei man sich vielerorts auf Ausweichlösungen einigte, wie das Deponieren in Rückstandsgebieten, das Kippen in die Weltmeere, das Exportieren in die Dritte Welt. Die Idee des Recyclings entstand in den siebziger Jahren und basierte auf der Hoffnung, Waren könnten grundsätzlich einer neuerlichen Verwertung zugeführt werden.²⁶ Die in Deutschland in den achtziger Jahren entflammte Diskussion um neue Abfallkonzepte sah eine Rückverlagerung der Verantwortung in den Zuständigkeitsbereich der privaten Haushalte und Betriebe vor, die Konzepte zur Müllverwertung setzten jedoch eine Bewusstseinsänderung, einen Erziehungs- und Lernprozess bei den Müllproduzenten voraus. Das nun schrittweise eingeführte Container-System ließ das Problembewusstsein der beteiligten Bürger um den Müll und seine Vermeidung bzw. Entsorgung wachsen.²⁷ So wie sich die Einstellung der Bürger zu ihrem Müll in den letzten Jahrzehnten geändert hat – dies wird ganz deutlich bei der aktiven Trennung von Müll in den Haushalten und der regen Inanspruchnahme der Gemeinderecyclingstationen –, scheint sich auch das Bild vom Müllmann verändert zu haben. Ich erinnere mich an eine Fernsehsendung der Reihe „Was bin ich? Ein heiteres Beruferaten mit Robert Lemke“ im ARD um 1968, als der Beruf eines sehr gut gekleideten, sehr höflich und korrekt auftretenden Gastes erraten werden musste. Der Kandidat gewann, denn sein Beruf – er war Fahrer bei einer städtischen Müllabfuhr – konnte von den Mitgliedern des Rateteams nicht ermittelt werden und erweckte dann sowohl bei diesen, als auch bei den Zuschauern im Studio, als auch bei uns zuhause auf der Fernsehcouch großes Erstaunen. Sauberkeit und ordentliches Verhalten waren zumindest bis vor einigen Jahren noch keine Tugenden, die man mit der Arbeit des Müllmannes verband. Gegenwärtig scheinen sich die Pole zu verschieben: Die Entsorgung der Abfälle wird von uns selber in die Hand genommen, wir treffen uns bei den öffentlichen Entsorgungsanlagen, sanktionieren das wilde Ablagern von Müll aller Art und kreieren neue Kultfiguren wie den *Herrn Reindl* des ORF Tirol, der im Arbeitsgewand des Straßenreinigers den Bürgern und Obrigkeiten ungeschminkt die Wahrheit sagen darf.²⁸ Wir gehen so offen mit dem

Ausschluss des Unreinen und Unsauberen um, dass ich mich fragen muss: Gibt es den *Schinder, der hinter der Stadt wohnt* noch, oder haben wir es hier nur mit einer Gestalt zu tun, die zufällig in einem mündlich tradierten Kettenmärchen, einem Kinderreim, überleben durfte? Der Schinder erinnert uns an eine gesellschaftliche Praxis der Ausgrenzung, die aufgrund von Schmutz vollzogen wurde. Heute haben wir keine Ausgrenzungen dieser Art mehr nötig, aber die Ideen und die Ideale der Reinlichkeit leben in uns weiter. Ich frage mich: welche Gruppe wird die nächste in der Kette sein, die aufgrund von Makeln und Unreinlichkeit ausgegrenzt und ausgestoßen sein wird? Werden es die Hausfrauen sein, die ja eine besondere Stellung zwischen Sauberkeit und Schmutz einnehmen? Werden es die Alten, die Kranken, die Sterbenden sein? Wir schließen das Reine und Saubere ein und nehmen es für uns in Anspruch, die Unreinlichkeiten und Unsauberkeiten schließen wir aus und verordnen sie auf andere Ebenen – aber für all das haben wir auch die Verantwortung zu übernehmen, oder wir ändern die alten Kinderreime um. Dann wird es vielleicht einmal heißen: *Der Alte der wohnt hinter der Stadt und wenn wir gegessen haben, sind wir alle satt.*

- ¹ Siehe auch *Hans M. Enzensberger*: Allerleirauh. Viele schöne Kinderreime. Frankfurt 1971, 62. (Hier aber eine verkürzte Fassung mit geändertem Schluss.)
- ² *Hermann Bausinger*: Formen der Volkspoesie. Berlin ²1980, 90.
- ³ *Peter Münch*: Stadthygiene im 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 1993, 19 ff.
- ⁴ *Otto Borst*: Alltagsleben im Mittelalter. Frankfurt/Main 1983, 209 ff.
- ⁵ *Helga Wirth*: Wasserversorgung und Abfallbeseitigung in spätmittelalterlichen Städten. Diplomarbeit. Innsbruck 1993, 38.
- ⁶ Ebd., 44.
- ⁷ Ebd., 53 f.
- ⁸ *Paul Münch*: Lebensformen in der Frühen Neuzeit. Berlin 1998, 294 f.
- ⁹ *Richard v. Dülmen*: Gesellschaft der Frühen Neuzeit: Kulturelles Handeln und sozialer Prozess. Beiträge zur historischen Kulturforschung. Wien u.a. 1993, 273 ff.
- ¹⁰ Ebd., 258 f.
- ¹¹ Ebd., 267 f.
- ¹² *Münch* (wie Anm. 3), 294 f.
- ¹³ *Manuel Frey*: Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland, 1760-1860. Göttingen 1997 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 119), 250 f.
- ¹⁴ Ebd., 11 ff.
- ¹⁵ Ebd., 85.
- ¹⁶ Ebd., 192 f.
- ¹⁷ Ebd., 251.
- ¹⁸ *Münch* (wie Anm. 3), 28.
- ¹⁹ Ebd., 235.
- ²⁰ Ebd., 32 ff.
- ²¹ *Ulrike Döcker*: Die Ausscheidungen der Moderne. In: Edition Zeitthema, H. 3 (1993), 35-37, hier 37.
- ²² *Münch* (wie Anm. 3), 242.
- ²³ Ebd., 281.
- ²⁴ Ebd., 322 f.
- ²⁵ *Döcker* (wie Anm. 21), 37.
- ²⁶ Ebd.
- ²⁷ *Münch* (wie Anm. 3), 335 f.
- ²⁸ *Anmerkung der Redaktion*: ‚Herr Reindl‘, verkörpert vom Innsbrucker Kabarettisten Viktor Haid, tritt seit Ende der 1990er Jahre einmal wöchentlich mit seinem ‚Zweitonner‘ (einem Gefährt zum Transport von zwei Mülltonnen) in der regionalen Nachrichtensendung ‚Tirol heute‘ auf und zieht dort eine satirische Wochenbilanz. Er ist aber auch bei anderen Anlässen gefragt; u.a. hielt er 2003 vor der versammelten Tiroler Politprominenz die ‚Gambrinusrede‘ beim Gauderfest in Zell am Ziller.



**Müllablagerung
strengstens
verboten!**

„Press any key to continue“ – Datenmüll

Wolfgang Morscher



Datenverarbeitungsgeräte werden nach 5, längstens 7 Jahren zu Elektronikschrott. Foto: Wolfgang Morscher, 22. Juni 2004.

Digitale Systeme sind zweifellos zu ständigen Begleitern des alltäglichen Lebens in modernen Informationsgesellschaften geworden. Die damit verbundene Notwendigkeit der Bewältigung der Nebenerscheinungen und Lasten, die unsere scheinbar erleichterte Tageskapazität durch die raschen Kommunikationsmöglichkeiten wieder bremst, wird eine entscheidende Strategiefrage.

Der Computer, der sich aus der Tradition der Rechenmaschine entwickelt hat, verändert „durch die Digitalisierung sowohl die Informationsvermittlung als auch die Individualkommunikation einschneidend.“¹ Digitale Daten „als maschinen-lesbare und -bearbeitbare Repräsentation von Information“² sind für täglichen Leben zwischenzeitlich ein Überlebensfaktor ersten Ranges geworden. Sollte ein „Datenfehler“ auftreten, kann das eine persönliche oder ökonomische Notlage zur Konsequenz haben. Daten-Systeme dürfen daher nicht ausfallen.

Auch wenn großflächige Stromausfälle wie etwa am 14. August 2003 in den USA, bei dem bis zu 50 Millionen Menschen betroffen waren, nach Aussage europäischer Stromkonzerne³ relativ unwahrscheinlich sind, befinden sich moderne Informationsgesellschaften in bisher nie gekannter Abhängigkeit von dem Rohstoff Strom und Energie, um ihre digitale Grundmauer aufrecht erhalten zu können.

Am 14. Dezember 1972 wurde in der Waldviertler Ortschaft Karlstein an der Thaya die letzte Telefon-Vermittlungskraft entbehrlich,⁴ der elektromechanische Selbstwählverkehr (Wählscheibe) hatte flächendeckend das ältere System verdrängt. 1986 erfolgte die Einführung des „Österreichischen Einheitswählsystemes“, kurz OES genannt, also die Umstellung auf das digitale System mit Einzelanschlüssen anstelle von „Vierrelanschlüssen“ für jeden Haushalt.⁵ Heute „drehen mehr Menschen auf dem Weg zur Arbeit um, wenn sie ihr Mobiltelefon vergessen haben, als wenn sie die Geldbörse mit allen Ausweisen liegen gelassen haben.“⁶

„Zu den wichtigsten digitalen Kommunikationsmitteln moderner Informationsgesellschaften gehört das Internet“⁷, etwa die Internetdienste „World Wide Web“ (www) und Email⁸. Sie sind mittlerweile auch über Mobiltelefone verfügbar. Neben vielen Vorzügen der neuen Technologien bringen diese eine Verkettung ärgerlicher Folgeerscheinungen sowie auch Nachteile und Zwänge im unmittelbaren Gebrauch mit sich.

Fast jedes digitale System erzeugt „Log-Files“, also exakt auswertbare Tabellen über die erfolgten Vorgänge. Das ist zum einen notwendig, um Abrechnungen zu erstellen (Bankwesen, Kundenkarten, Parkkarten etc.). Zum anderen ist es eine rechtliche Grauzone, wie lange solche personenbezogene Daten im System bleiben. Es dürften die Daten auf Lebenszeit des jeweiligen technischen Systems erhalten bleiben. Im World Wide Web treten zwischenzeitlich Suchmaschinen wie etwa „Google“⁹ auf, die öffentliche Internet-Inhalte archivieren (vgl. Google-Funktion „Im Cache“). Während Google seinen Bestand älterer Dateien durch aktualisierte Dateien überschreibt, gibt es spezialisierte Archiviersysteme wie das „Internet Archiv“¹⁰, das seit 1996 Webseiten mehrmals jährlich „einlagert“ und derzeit einen durchsuchbaren Bestand von 30 Milliarden Seiten aufweist.¹¹ 845.000.000 Diskussionstexte¹² werden von Google im suchbaren Archiv „groups“ gehalten. Eine Rücknahme einer jemals getätigten Äußerung im www, jedes irgendwo eingetippte Suchwort, ja jeglicher Mausklick auf einer beliebigen Webseite ist natürlich auch bei den jeweiligen Serverbetreibern auf voraussichtlich längere Zeit in deren Archiven festgehalten.

Derzeit wird die digitale Überwachung von den meisten Staaten aufgerüstet. Mit den biometrischen Merkmalen (Gesichtserkennung, Iriserkennung, Fingerabdruck) werden Personal-Ausweise mit elektronischen Überwachungssystemen (Funkchips) verknüpft.¹³ Mit dem elektronischen Krankenschein („e-card – einfach gesund“¹⁴) wird ab Ende 2004 jeder EU-Bürger seine Gesundheitsdaten an Datenbanken freigeben, ein Zusammenlegen dieser Daten mit dem Personal-Ausweis ist langfristig nicht ausgeschlossen. Ab 2005 wird die Geldkarte („Bankomatkarte“) mit persönlichen Daten (Alter) verknüpft, sowie digital signaturfähig.¹⁵ Für solche Systeme gilt eine beliebige Verknüpfung von Daten ohne geregeltes Ablaufdatum.

Gekühlt mindestens haltbar bis...

Eine längere oder dauerhafte Haltbarkeit von digitalen Daten ist für den Konsumenten oder Nutzer nicht möglich. Es ist mit heutiger Standardsoftware¹⁶ fast nicht möglich, Dokumente fehlerfrei zu öffnen, die vor wenigen Jahren mit Vorgängerprodukten desselben Herstellers abgespeichert wurden. Hinzu kommen die physikalischen Probleme, die Medien einzulesen. Auch analoge Daten verfallen rasch, bei guter Aufbewahrung konnte ein Buch, Film oder Foto zwei bis drei Generationen erhalten bleiben. Bei digitalen Medien ist eine Erhaltung über fünf Jahre die Ausnahme.¹⁷

Als Versuch einer Definition kann unter Datenmüll all jene digitale Information betrachtet werden, die unter vertretbarem Aufwand nicht mehr eingelesen werden kann, die in einer unstrukturierten Datenmenge nicht auffindbar ist oder die aufgrund technischer Entwicklung in unzureichender Qualität vorliegt. Im Gegensatz zur technischen Hardware entstehen keine objektiven Entsorgungsprobleme.

Ein Großteil von Datenmüll entsteht, indem die Daten nicht mehr gelesen werden können: ein bis Mitte der 1990er Jahre verbreitetes 5 ¼ Zoll-Diskettenlaufwerk ebenso wie Schallplatten, Videokassetten, 8mm-Filme, Tonbänder und vieles andere mehr.¹⁸ Der Fortschritt von analogen zu digitalen Medien war sicher positiv, da bei digitalen Medien theoretisch Kopien in die nächste Programm-Generation ohne Qualitätsverlust übernommen werden könnten. Es ist allerdings auch damit zu rechnen, dass die Industrie nach dem „mp3-Debakel“¹⁹ ständig mit neuen Formaten, Rahmengrößen, Auflösungen etc. der digitalen Kopie entgegenwirken wird. Von IT-Technikern wird dringend zum regelmäßigen Aktualisieren eigener Daten geraten (also dem Abspeichern aller eigenen Daten in der jeweils nächsten Programm- und Geräteversion), alle auf diese Weise „nicht-gepflegten“ Datenbestände werden über die Zeit automatisch zu „Datenmüll“.



Nach derzeitigem Stand der Technik nicht vorhersehbar scheinen Entwicklungen auf dem Multimediasektor. Durch die schon jetzt auf dem Markt befindliche Vielfalt an Speichermedien scheint der zukünftige „Datenmüll“ hier vorgegeben: Filme, Fotos, Ton- oder Bild-Dokumentationen werden voraussichtlich nur relativ kurzfristigen Bestand haben. Technische Geräte werden für Konsumenten im Diskont-Lebensmittelhandel zwischen weiteren rasch verderblichen Gütern angeboten.

Kurzlebige Waren: Trauben blau, Zucchini, Notebook. Werbeeinschaltung Tiroler Tageszeitung, 24. März 2004.

Tägliche Mülltrennung

Die Nützlichkeit der raschen Kommunikation via Email ist durch tägliches Löschen von unnützen Daten „für 42 Prozent der Benutzer zum Ärgernis geworden. 3,1 Prozent an jährlicher Arbeitszeit werden für das Löschen von Emails aufgewendet.“²⁰

Im Mai 2000 trat mit dem sogenannten „Love Letter Worm“²¹ ein neuer Aspekt in die Email-Kommunikation ein: Der Virus war mit dem Betreff „I LOVE YOU“ bezeichnet und verführte mit dem Text „kindly check the attached LOVELETTER coming from me“ zur Aktivierung der Weiterverbreitung. Zwischenzeitlich hat sich die Anzahl der Viren vervielfacht: Auf den beiden zentralen Mailservern am Zentralen Informatikdienst der Universität Innsbruck beispielsweise wird derzeit jedes zweite von etwa 60.000 täglich einlangenden Emails automatisch gelöscht.²² Weiterhin ist der Anwender mit unverlangt zugesandten Werbemails („SPAM“²³) konfrontiert, da die Mailserver nicht alle derartigen Nachrichten trotz automatischer Inhaltsprüfung erkennen. Ebenso belastend für den Email-Benutzer sind Mitteilungen, die von Versendern stammen, die in Überschätzung der Bedeutung der Nachricht diese an unzählige Leute weitersenden („HOAX“). Ein Hoax (englisch für Jux, Scherz, Schabernack;

auch Schwindel) ist ein Dokument oder eine Sache, mit der versucht wird, etwas vorzutäuschen, was nicht stimmt. Das Wort kommt wahrscheinlich aus der Verkürzung von ‚Hokus‘ aus ‚Hokuspokus‘. In der Regel wird man aufgefordert, die Information weiterzugeben. Manchmal wird dabei auch dazu aufgerufen, bestimmte – mitunter schädliche – Aktionen durchzuführen.“²⁴ In diesem Zusammenhang könnten Pyramiden-Systeme, Gewinnspiele, Glücksbriefe, Tränendrüsen-Briefe oder sinnlose Petitionen ebenso erwähnt werden, wie die sich verbreitenden Sagen der Gegenwart.²⁵

Es ist nicht abzuschätzen, wie sich der Markt der digitalen Informationen weiterentwickeln wird. Besonders im World Wide Web ist der schnelle Informationsaustausch nicht nur für die Wirtschaft und Wissenschaft unerlässlich geworden. Manche erachten Internetanwendungen gerne noch als „karnevaleske Erscheinung“, wie das vielleicht Mitte der 1990er Jahre als „Ausdruck einer populären Kultur“ noch gesehen werden konnte.²⁶ Die Realität hat dieses Bild binnen kürzester Zeit gewandelt.

Dennoch sind Web-Dokumente („Links“) manchmal nicht mehr auffindbar. Einer Studie aus dem Jahr 2003 zufolge²⁷ sind 13 Prozent aller Links in wissenschaftlichen Texten nach 27 Monaten nicht mehr auffindbar. Manche Anbieter machen den Zugang auf Archivtexte kostenpflichtig,²⁸ auch wissenschaftliche Online-Ressourcen werden zunehmend kostenpflichtig, eine „Entwicklung, die den technisch möglichen freien Zugang wieder reduziert“. ²⁹ Eine Reise durch die Wüste Internet kann zudem eine „zeitaufwendige Suche im Datenmüll, also unbrauchbarem digitalen Schrott, abgelenkt von einer Belanglosigkeit zur nächsten, bedeuten“. ³⁰ „Jedenfalls das Übermaß an Daten ist hinderlicher als ihr Mangel.“³¹

Die neuen Technologien bergen Reize der Verblendung mit Information. „Die Betrachtungsweisen pendeln zwischen Techniqueuphorie und Kulturkritik, und das multimediale Zeitalter erscheint als Traum und Trauma zugleich.“³² „In der menschlichen Evolution war Information fast immer nützlich. Der Überschuss an Information ist neu für uns, wir produzieren viel schneller Information, als wir sie verarbeiten können.“³³

Herkömmlicher Müll ist für Entsorgungsunternehmen ein handelbares Wirtschaftsgut. „Datenmüll“ ist ein persönliches Problem für den Nutzer digitaler Technologien... „press any key to continue“.

- ¹ *Rüdiger Maulko*: Vom Hirtenhorn zum digitalen Telefon. In: Wulf Köpke u. Bernd Schmelz (Hgg.): Das gemeinsame Haus Europa. Handbuch zur europäischen Kulturgeschichte. Hamburg 1999, 1236-1242, hier 1242.
- ² <http://de.wikipedia.org/wiki/Daten> (Stand: Juni 2004). ‚Wikipedia‘ versteht sich als allgemeine und frei zugängliche Enzyklopädie, an der alle Internetnutzerinnen und -nutzer mitarbeiten können, indem sie neue Artikel schreiben oder in bestehende Artikel verbessernd eingreifen.
- ³ Online-Zeitung des österreichischen Verbandes für Elektrotechnik, „Derzeit kein Anlass für Besorgnis in Österreich“, 19. August 2003, <http://e2ie2i.at/var1.php?newsID=4428> (Stand: März 2004). Nur wenige Wochen später war die Stromversorgung für 55 Millionen Italiener für mehrere Nachtstunden unterbrochen; Blitzschlag verdunkelte Italien. In: Der Standard, 29. September 2003. Zit. n. d. Online-Ausgabe: <http://derstandard.at/?id=1433088> (Stand: März 2004).
- ⁴ *Eva Leberl*: 500 Jahre Europäische Postverbindungen – Aus Österreichs Postgeschichte. Wien 1990, 97.
- ⁵ Ebd.
- ⁶ *Andreas Kern*: Das Handy als universales Werkzeug. In: Der Standard, 1. Dezember 2003.
- ⁷ *Maulko* (wie Anm. 1), 1242.
- ⁸ Das Internetprotokoll TCP/IP geht auf die 1960er-Jahre zurück, auf eine ausführliche Geschichte wird hier verzichtet.
- ⁹ <http://www.google.com>.
- ¹⁰ <http://www.archive.org/>.
- ¹¹ Stand: März 2004.
- ¹² Stand: März 2004.
- ¹³ Pässe bekommen Intelligenz. In: Der Standard, 15./16. Mai 2004. Zit. n. d. Online-Ausgabe: <http://derstandard.at/?id=1666038> Pässe bekommen Intelligenz (Stand: 23.05.2004).
- ¹⁴ <http://www.sozvers.at/chipkarte/index.htm> (Stand: März 2004).
- ¹⁵ <http://futurezone.orf.at/futurezone.orf:read=detail&cid=235227&tmp=62478> (Stand: 26.06.2004).
- ¹⁶ Dazu sind Microsoft Windows und Microsoft Word zu zählen, die einen Weltmarktanteil von über 80 Prozent auf Personal-Computern haben. <http://futurezone.orf.at/futurezone.orf:read=detail&cid=211494> (Stand: 27.01.2004).
- ¹⁷ „Digital documents last forever – or five years, whichever comes first.“ Zitat von Jeff Rothenburg in *Martin Warnke*: Digitale Archive, http://kulturinformatik.uni-lueneburg.de/warnke/digitale_archive.php (Stand: Mai 2004).
- ¹⁸ *Clifford Stoll*: Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenautobahn. Frankfurt am Main 1996, 18.
- ¹⁹ Internet-mp3-Tauschbörsen wie „Napster“ bedeuteten sowohl für die Musikindustrie als auch für die Musiker große finanzielle Einbußen.
- ²⁰ <http://futurezone.orf.at/futurezone.orf:read=detail&cid=235666&tmp=46356> (Stand: Juni 2004).
- ²¹ <http://www.cert.org/advisories/CA-2000-04.html> (Stand: Juni 2004).
- ²² Aktuelle Statistik: <http://www2.uibk.ac.at/zid/systeme/mail/relaystat.html> (Stand: Juni 2004).
- ²³ Im Internetjargon steht „Spam“ für die rücksichtslose Massenübertragung unerwünschter elektronischer Nachrichten. Der Begriff „Spam“ (Spiced Pork And Meat) stammt aus dem Jahr 1937, als ein neuer Name für das Produkt „Hormel Spiced Ham“ gesucht wurde. Der Ausdruck wurde in einem Sketch der Komikertruppe Monty Python wieder populär, in dem ahnungslose Gäste in einem Restaurant darüber aufgeklärt werden, auf der Speisekarte stünden „Eier und Speck, Eier,

Würstchen und Speck, Eier und Spam, Eier, Speck und Spam“ und so weiter. In den Multi User Dungeons [MUDs] der Achtziger wurde der Ausdruck zu einem Synonym für überlange Textmeldungen. Vgl. dazu *David Shenk*: Datenmüll und Infosmog. Wege aus der Informationsflut. München 1998, 23 und <http://futurezone.orf.at/futurezone.orf?read=detail&id=226612&tmp=89918> (Stand: 12.04.2004).

²⁴ <http://www.tu-berlin.de/www/software/hoax.shtml> (Stand: März 2004).

²⁵ Vgl. dazu *Mouna Dix*: E-Mail-Hoaxes – Moderne Sagen im Internet. In: Augsburgs Volkskundliche Nachrichten, 8. Jahrgang, Heft 15, Juli 2002.

²⁶ <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/co/2141/1.html> 5. Juni 1997 (Stand Mai 2004).

²⁷ <http://www.sciencemag.org/cgi/doi/10.1126/science.1088234> (Stand März 2004).

²⁸ U.a. der Spiegel, <http://www.spiegel.de>: 0,5 Euro pro Archivtext (Stand März 2004).

²⁹ *Burkhard Pöttler*: Volkskunde und Internet. Ein junges Medium im „Netzwerk Volkskunde“. In: Netzwerk Volkskunde, Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitz zum siebzigsten Geburtstag. Wien 1999, 347-364, hier 364.

³⁰ *Stoll* (wie Anm. 18), 34.

³¹ *Georges Elgozy*: Der Computer Wahn. Gefahr und Nutzen der Informationsmaschine. Düsseldorf u. Wien 1975, 40.

³² *Klaus Schönberger*: Von „Lurkern“, „Flames“ und Datenmüll. Begegnungen im Internet. Stuttgart 1997, 1.

³³ *Shenk* (wie Anm. 23), 27.

Einmal Müllhalde und zurück

Vera Bedin und Helene Gunsch

Die CD ist kaputt. Ich lege sie aufs Regal und benutze sie, um meine ewig schmierige Ölfflasche darauf abzustellen. Daneben arrangiere ich eine Metalldose, die mein Mittagessen enthielt, auffällig grüne Erbsen aus Marokko, mit Narzissen, und binde ihr die Schleife um, die mein Geburtstagsgeschenk zierte. Zuletzt umhülle ich noch die Plastikschele, in der die Schnitzel verpackt waren mit dem Geschenkpapier, fülle sie mit Erde und säe Kresse darin. Schön. (Alles) Müll (oder was?).

Mensch-Müll-Geschichte

Der Mensch und der Müll, oder Mull wie man hierzulande zu sagen pflegt. Die Existenz dieser beiden scheint seit jeher nebeneinander einherzugehen, und ihre Geschichte kann im selben Buch geschrieben werden. Mensch, als Produzent von Gegenständen mit „Ablaufdatum“, Mensch, als Konsument von Organischem, der zum Einen Reste zurücklässt und zum Anderen das Konsumierte in verdauter Form wieder ausscheidet. Alles „Dinge“, für die wir keine weitere Verwendung mehr haben. Ist das wirklich alles Müll? Die Dinge als Bestandteil einer Kultur sind zugleich auch Seismographen für dieselbe. Der Umgang mit Dingen, verstanden als allgemeines Wissen, als Epistem, erfährt u.a. durch die industrielle Revolution einen Wandel, einen epistemischen Bruch. Die Verfügbarkeit von Gegenständen ist gestiegen, die Leistbarkeit bis in die unteren sozialen Schichten vorgedrungen und die Austauschbarkeit die vermeintlich logische Folge dieser Prozesse. In diesem Sinne verstanden fungieren Dinge als Indikatoren für Umgang und Wertschätzung einer Gesellschaft mit ihren jeweiligen Gütern. „Die Probleme der Kontextualisierung sind so vielzählig, wie die Dinge vieldeutig und zugleich multirelational sind. Gemäß der Kultur der Dinge sind ihre Kontexte so divers wie ihre Bedeutungen.“¹

Bei näherer Betrachtung der Auswirkung des Phänomens Müll, dessen Nebenerscheinung die Etablierung von Wirtschaftsbereichen ist (wie etwa der Müllentsorgung), erkennt man eine Veränderung des Begriffsinhalts bezüglich der Werterhaltung. Auffallend in diesem Zusammenhang ist eine lange Reihe von Wortkreationen. Setzt

man bei der etymologischen Bedeutung an, dann ist Müll seit dem 11. Jh. in Gebrauch und bedeutet so viel wie >trockener Abfall<. Abfall wiederum wurde ursprünglich in anderen Kontexten, z.B. im Sinne des Abfallens eines Territoriums oder des Abfallens von Gott verwendet. Wohingegen heute Begriffe wie Wertstoffsammlung, Wiederverwertung usw. Müll salonfähig gemacht haben.²

Aber was hat es wirklich auf sich, wenn man von Müll spricht? Sind dies nur Dinge, die unsere Gesellschaft nicht mehr benötigt und dann wegwirft, oder im besten Falle fachgerecht entsorgt? Was ist aber dann, wenn jemand eines dieser Dinge wieder aufhebt und eine Verwendung dafür findet? Renaissance? Wiederbelebung?

Müll und Zivilisation – Zivilisationsmüll

Aber kehren wir zurück zum Anfang der Geschichte und betrachten sie aus dem Blickwinkel der großen Müllhalden und Verbrennungsanlagen, aus dem Blickwinkel des wertlos Gewordenen und der Spontanassoziation: ein zu bekämpfendes Problem.

Da Geschichte ja bekanntlich in der Gegenwart geschrieben wird, beleuchten wir nun die Geschichte des Mülls mit dem Fanal auf das Wertlose, das es zu beseitigen gilt. So betrachtet setzt die Geschichte des Mülls, laut dem Trash-Theoretiker Christian Unverzagt, in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein. Bis dahin sei der Umgang mit dem wertlos Gewordenen als eine „recht verträgliche Liaison“³ zu bezeichnen.

Um die Frage zu klären, ob diese Liaison immer so verträglich war, bedarf es vielleicht einer eingehenden Betrachtung des Umstandes, dass vor allem Epidemien (z.B. die Pest) aufgrund der nicht ganz müllfreien Umgebungen z.T. erst die Möglichkeit hatten, die uns geläufigen Ausmaße anzunehmen.

„Als die Pferdenutzung Ende des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, wurde das Problem des Pferdemistes und der Kadaver in den Großstädten fast unerträglich. [...] 1872 wurde die Stadt (New York) von einer Epidemie heimgesucht, einer Erkrankung der Atemwege, der 18.000 Pferde zum Opfer fielen.“⁴ Das Problem waren aber nicht nur die Kadaver, über 1.000 Tonnen von Mist und die 270.000 Liter Urin, sondern auch die zahllosen Überreste zusammengebrochener Fahrzeuge.⁵

In Paris wurde 1184 das Edikt erlassen, die Straßen der Innenstadt zu pflastern, mit dem unmittelbaren Ergebnis der Befestigung der zwei wichtigsten Straßenkreuzungen. Diese waren u.a. deswegen in schlechtem Zustand, da es üblich war, sämtliche Abwässer, inklusive Nachtopf, nach dreimaligem Ruf „Vorsicht Wasser“, auf die Straße zu entsorgen. Die Folgen waren nicht nur eine Hemmung des Verkehrs, da ein

Weiterkommen auf schlammigen Wegen für Fuhrwerke mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war, sondern auch ein prekärer hygienischer Zustand, der in den wärmeren Monaten nicht ganz dezente Auswirkungen auf die Geruchskulisse hatte. Um diesem Zustand ein Ende zu bereiten, wurde ein Gesetz verabschiedet, das den Bewohnern verbot ihre Nachttöpfe auf der Straße zu entleeren. Dies hatte zur Folge, dass sie Blumentöpfe auf ihre Fensterbänke stellten, um sich so unbemerkt des Inhaltes ihrer Nachttöpfe zu entledigen.⁶

Dieses Beispiel zeigt uns nicht nur, dass Müll auch zu architektonischen „Entwicklungen“ beigetragen hat, sondern auch, dass Bevölkerungswachstum und Verstädterung in diesem Kontext ein Problem darstellen. Ursprünglich wurde der Müll aus den Siedlungen geschafft, und somit war das Problem beseitigt. Aber durch die stetig wachsende Bevölkerung und die größer werdenden Ballungszentren waren die ursprünglichen Maßnahmen nicht mehr wirksam.

Zudem entstand im letzten Jahrhundert die bis heute zu beobachtende Tendenz, Dinge mit minimaler Funktionalität, also für kurzen, oft auch nur einmaligen Gebrauch, aus langlebigen Stoffen herzustellen.

Lebensdauer

Das oben beschriebene veränderte Verhalten erweist sich insofern von volkswissenschaftlichem Interesse, als der vorhergehende Produktions- und Konsumptionsprozess genau dem Gegenteil entsprach. So war z.B. die Herstellung von Gegenständen so konzipiert, dass ihre Funktionalität und Verwendung über längere Zeit gewährleistet war. Umgekehrt war man darauf bedacht Dinge zu beanspruchen und zu verwenden, die ihrerseits mit einer Garantie der Langlebigkeit versehen waren: „[...] während Jahrhunderten waren es Menschen, deren Generationen einander im Rahmen einer stabilen Ordnung der Gegenstände ablösten, und heute sind es Generationen von Gegenständen, die sich während derselben individuellen Existenz in einem beschleunigten Rhythmus erneuern. Ehedem hat der Mensch seinen Rhythmus den Gegenständen vorgezeichnet, heute dagegen sind es die Gegenstände in ihrer unterbrochenen Bewegung, in ihrem ungeordneten Erscheinen, in ihrem Drängen und Ersetzen, ohne je dauern zu können, die den Menschen ihren Rhythmus aufdrängen.“⁷

So kaufen wir immer neue Ausgaben und Varianten von Dingen, um solche, die wir bereits besitzen, zu ersetzen. Diese sind somit der Entwicklung unserer Zivilisation zum Opfer gefallen und werden so zum Zivilisationsmüll. Reste einer Zivilisation, die ewig nach Neuem strebt. >Das Neue<, dessen Voraussetzung zur Existenz das „Verschwinden“ des Alten beinhaltet, welches wiederum der einzige Beweis dafür ist, dass

das Neue auch wirklich neu ist. Paradoxerweise produziert unsere Gesellschaft aber Müll, der als solcher sehr wohl mit dem Prädikat der Langlebigkeit versehen werden kann. Die Lebensdauer eines benutzten Gegenstandes ist im Verhältnis zu seinem Leben als „Müllling“ minimal. Die Halbwertszeit des Gebrauchs reduziert sich in diesem Fall überproportional zur Halbwertszeit des Gegenstandes, in dem er sich im „Zustand“ des Mülls befindet. Somit kann man sagen, dass wir im wörtlichen Sinn Müll herstellen.

Strahlendes Leben bis in die Ewigkeit

Mit dieser, unser eigenes Leben überdauernden, Mülllebensdauer hat sich auch der Kulturkritiker Bazon Brock beschäftigt. Im Zusammenhang von radioaktivem Müll spricht er von „göttlichem Walten“ und „Kathedralen des Mülls“⁸. „Was die Zukunft bestimmt, nennen die Menschen Schicksal, Vorsehung oder göttliches Walten. Wenn der strahlende Müll unsere Zukunft wesentlich vorherbestimmt, müssen wir die Theologie der Zerstörung um die Vermüllung ergänzen. Sie formuliert die wichtigste Bauaufgaben, die Kathedralen des Mülls, die Endlagerungsstätten, deren unabsehbarer Zeithorizont jenen bei weitem überschreitet, den man in den historischen Gotteshäusern anvisierte. Was sind schon 1000-jährige Pyramiden und Kathedralen im Vergleich zu Endlagerungsdomen, deren Kultobjekte eine Halbwertszeit oberhalb von 10.000 Jahren haben?“⁹

Wie vor einigen Jahrhunderten in Paris, ist Mensch auch heute noch erfinderisch. So werden die verschiedensten Systeme entwickelt, um der Lage – wenn auch nicht 100%ig erfolgreich – Herr zu werden, und in diesem Falle heißt die Lösung nicht wie erwartet Recycling, sondern bautechnischer Erfindungsgeist. Ähnlich äußert sich dieser z.B. auch, wenn in großen unterirdischen Salzvorkommen Hohlräume geschaffen werden, um darin strahlenden Müll zu deponieren.¹⁰

Produktion – Funktion – Müll –

Moderne Industriegesellschaften investieren wiederum die Früchte ihrer Arbeit in die Produktion. Ein nie endender Kreislauf, wie es scheint. Ein Leben, bestimmt durch Arbeit, deren Produkt größtenteils wiederum dazu verwendet wird industrielle Güter zu erstehen – ‚Konsumgesellschaft‘. Aber wie viele Produkte kann man in einem Leben erstehen? Entschieden mehr als man effektiv besitzen wird. Dieses System bedarf aber der Aufrechterhaltung, und so heißt dessen Lösung: Altes im Austausch gegen

Neues.

So ist z.B. die ursprüngliche Funktion eines Gerätes zwar noch vorhanden, aber es bedarf einer Rechtfertigung zur Ersetzung, und diese wird durch die Inkorporation von „parasitären Funktionen des Prestiges“¹¹ gewährleistet. Im Alltag bedeutet dies z.B., dass ein Auto noch fahrtüchtig ist, aber man kauft ein schöneres, größeres, technisch ausgereifteres und in Bezug auf das Material wertvolleres Modell.

Natürlich sind diese neuen Vorzüge nur eine angenehme Nebenerscheinung, denn im Grunde hat man das neue Auto ja *gebraucht*. Ungeachtet der Tatsache, dass die „Bedürfnisstillung“ ein Resultat der „Bedürfnisweckung“ ist.

Sie haben somit einen wertvollen Beitrag zur Aufrechterhaltung dieses Systems geleistet und durch ihre Investition den Vertrag unterzeichnet, weiterhin ein Mitglied dieses gut getarnten – aber im Grunde immer noch feudalen – Systems zu bleiben. Gut getarnt, denn in Ihrem Besitz befindet sich eine lange Reihe von Gütern, die Sie erworben haben, um Ihren Komfort zu steigern, und zudem sind diese in Ihren Besitz eingegangen, bevor Sie sie überhaupt zur Gänze bezahlt haben.

„Im Unterschied zum feudalen System liegt jedoch in diesem heutigen ein Element der Komplizität: Der moderne Verbraucher unterwirft sich freiwillig und erfüllt dessen Bedingung; er kauft, damit die Gesellschaft weiter produzieren kann, damit jeder weiterarbeiten kann, um die Güter, die gekauft wurden, bezahlen zu können.“¹²

Funktion – Müll – Umfunktionierung – Funktion: Metamorphose

Was geschieht, dass Müll zu dem wird, was er ist – ein wertloses Etwas? Ist er ein wertloses Etwas? Wann beginnt diese Wertlosigkeit im „Leben“ eines Gegenstandes? Und was war es vorher? Ist es das Schicksal der Dinge zu Müll zu werden, sozusagen ihre Sinnerfüllung?

Es gilt nicht herauszufiltern, wann im Werdegang eines Dings Umbrüche stattfinden, Veränderungen im Gebrauch passieren, ein Wandel der Wertigkeit vor sich geht, sondern zu erkennen, dass ein solcher überhaupt passiert und dass auch Müll seinen Rang ändern kann.

„Ein altes Holzteil hat einen anderen Rangplatz als eine leicht verschimmelte Ansammlung von Teebeuteln, und der Staub unterm Bett wird anders wahrgenommen als die Kartoffelschalen im Biomüll oder als das am Strand gefundene, halb zerstörte Plastikförmchen. Gradmesser der Wertung können Ekel, Zerstörung, Wiederverwertbarkeit oder materielle Beschaffenheit sein. Dass hier auch die Semantik eine Rolle spielt, sei wenigstens erwähnt. So hat ‚Strandgut‘ eine andere Wertigkeit als ‚Abfall‘,

obwohl es sich durchaus um gleiche Dinge handeln kann.“¹³

Wenn die ultimative Sinnerfüllung der Dinge jene wäre, zu Müll zu werden, so würde dies unweigerlich in einem ökologischen Katastrophenszenario enden. Dieses wollen wir hier jedoch nicht weiter vertiefen und wenden uns einer positiven Art der Metamorphose zu. Diese wird deutlich anhand des im folgenden Abschnitt beschriebenen Projektes, welches aufzeigt, dass Müll einen deflationären Werdegang vorweisen kann.

*Gabara-ge- Trash- Design*¹⁴

Ein Jonglieren mit Gegenständen, die bereits ihre letzte Ölung erhalten haben und für den Großteil der Menschheit ihren letzten Weg angetreten haben. Stumpfgleis Müllhalde. Wenn sie aber Glück haben, erleben sie eine Wiederauferstehung, indem sie in den Händen der Mitarbeiter von „Gabara-ge“ landen und dort – zwar vom ursprünglichen Zweck entfremdet – mit neuen Aufgaben versehen werden.

Ausgediente Karategürtel vereinigen sich zu bunten Teppichen oder dekorieren eine alte Arztliege, pardon, ein Designerliegemöbel. Rote, grüne, orange Ampelgläser werden „bearbeitet“, und jede Kugelvase wird in Zukunft vor Neid erblassen. Sonnenbrillengläser werden zu Lampen, Cd's zu Paravents und alte Kommoden zu Miniküchen. Trash-Design.

Hierbei handelt es sich nicht, wie man vermuten könnte, um ein Studio in London, Paris oder Mailand, sondern ein SÖB (Sozialökonomischer Betrieb) in Wien ist der Schauplatz und Ursprung dieser Kreationen. Dort nämlich befinden sich die Räumlichkeiten des Projekts „Gabara-ge“, einer Werkstatt mit angrenzendem Showroom. In diesen Räumen arbeiten AbsolventInnen von Langzeitdrogentherapiestationen mit dem Ziel, dadurch den Wiedereinstieg in den ersten Arbeitsmarkt zu ebnen. Deshalb entspringt die Idee der Unterbringung im 1. Bezirk nicht primär einer wirtschaftlichen, sondern einer sozialen Überlegung:

„Durch die Ansiedlung von Gabara-ge in einem Kunst- und Kulturviertel und der Möglichkeit in einer offenen Werkstatt zu arbeiten, wirkt das Projekt Gabara-ge einer gesellschaftlichen Stigmatisierung entgegen.“¹⁵

Die Werkstatt ist offen für Ideen aus verschiedenen Bereichen. So werden in Kooperation mit ArchitektInnen, KünstlerInnen und DesignerInnen im Rahmen von Workshops „Upcyclingprototypen“ kreiert. Diese werden dann, in ausgereifter Form, im Ladenlokal <Pool 7> am Rudolfsplatz zum Verkauf angeboten.

Wundersame Verwandlung anstatt „brachiales“ Recycling.

Auf *Upcycling* und *Neuinterpretation* stützt sich die Idee des Projektes. Laut dem Konzeptpapier von Garbage beruht sie darauf, „[...] Produkte, die aus dem üblichen Handelskreislauf fallen (Verbrauchsgegenstände, defekte Geräte, Ablauf der Haltbarkeit etc.) wieder zu verwenden. Sie zielt darauf ab, ausgediente oder defekte, vielleicht noch gar nicht verwendete Waren und Materialien zu sanieren und einer mitunter neuen Nutzung zuzuführen. Dies können sowohl Objekte mit einem eher künstlerischen Charakter als auch Neuinterpretationen vorhandener Gerätschaften sein [...]. So gesehen ist die Werkstatt ein Ort des Experiments, des Suchens und der Erfindung, da der finanzielle Wert der Ausgangsprodukte tendenziell null ist.“¹⁶



Objekte der Firma Garbage. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Geschäftsführung.

Sammelstelle

„In diesem Zwischenraum, zwischen Verschwindenlassenwollen und Nichtverschwindenwollen, da spielt sich das große Geschäft ab. Durch diese Reibung wird der Müll mit Wert aufgeladen.“¹⁷ Wertloses wird zu Wertvollem und wird dann doch irgendwann wieder vergessen und somit wieder wertlos, obwohl immer noch vorhanden. Unser Verhältnis zum Müll ist eindeutig ein ambivalentes.

In unseren Wohnungen stehen mehrere Behältnisse, damit wir den Müll nach verschiedenen Stoffen trennen können und ihn dann fachgerecht entsorgen. Wir bezahlen, wie vorgeschrieben, die Verwaltung für die Endentsorgung. Wir kaufen oft Produkte zu erhöhten Preisen, da schön verpackt. Wir organisieren Bürgerinitiativen, damit die neue Verbrennungsanlage nicht in der unmittelbaren Nähe unseres Wohnortes errichtet wird. Wir bezahlen bei fast jedem Einkauf für die neue Einkaufstasche. Wir wollen keine vor Ort abgefüllten Lebensmittel. Wir wollen einen neuen Müllcontainer.

Zivilisation.

Nachhaltigkeit

Nachhaltigkeit, oft gewünscht und nie erreicht!

Die „Brundtland Kommission“ für Umwelt und Entwicklung definiert Nachhaltigkeit 1987 folgendermaßen: „Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen“. Der damals alleine auf Umwelt und natürliche Ressourcen bezogene Ansatz wurde inzwischen erweitert und umfasst nun die Bereiche Ökologie, Ökonomie und Soziales unter Einbeziehung gesamtgesellschaftlicher Überlegungen. Bedenkt man die Abhängigkeiten zwischen den drei Feldern, so ist verständlich, dass sich Veränderungen bzw. Unterlassungen in einem Bereich über kurz oder lang auf die anderen Bereiche auswirken. Ständiges Prüfen und Anpassen, auch zwischen Bewahrung und Modernisierung, ist für langfristigen Erfolg unumgänglich und „Flexible Nachhaltigkeit“ vielleicht nicht nur ein Schlagwort.“¹⁸

¹ *Gudrun M. König*: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase u. Bernd-Jürgen Warneken (Hgg.): *Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*. Köln u.a. 2003.

² Zur näheren Begriffsausführung vgl. den Artikel von *Kathrin Sohm* in diesem Heft.

³ Vgl. *Christian Unverzagt*: Der Müll, die Stadt und die Kunst. In: *Der Standard – Rondo*, 17.10.2003, 10.

⁴ *Maxwell G. Lay*: Die Geschichte der Straße. Vom Trampelpfad zur Autobahn. Frankfurt/Main u. New York ²1994, 149.

⁵ Ebd., 149.

⁶ Ebd., 83 f.

⁷ *Jean Baudrillard*: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt/Main u. New York 1991, 198.

⁸ Vgl. *Bazon Brock*: Gott und Müll. In: *Kunstforum International*, Bd. 167, Nov. 2003 (= Theorien des Abfalls), 42-45, hier 43.

⁹ Ebd.

¹⁰ Darüber wurde z.B. beim 52. Geomechanik-Kolloquium Salzburg im Oktober 2003 diskutiert.

¹¹ Begriff nach *Baudrillard* (wie Anm. 7), 160.

¹² Ebd., 199.

¹³ *Helga Kämpf-Jansen*: Kunst-Staub. In: Gisela Ecker, Martina Stange u.a. (Hgg.): *Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen. Königstein im Taunus 2001* (= Kulturwissenschaftliche Gender Studies, 2), 225-239, hier 237.

¹⁴ Zu diesem Thema sind auch Artikel in den österreichischen Tageszeitungen ‚Die Presse‘ und ‚Der Standard‘ sowie in der Wiener Stadtzeitung ‚Der Falter‘ erschienen.

¹⁵ <http://www.gabarage.at> (Stand: 10.02.2004).

¹⁶ Ebd.

¹⁷ *Christian Unverzagt* (wie Anm. 3), 10.

¹⁸ So *Dirk Jarré*, Vizepräsident der Plattform europäischer Sozial-NGOs, bei der Jahrestagung des Österreichischen Komitees für soziale Arbeit (ÖKSA), „Flexible Nachhaltigkeit – Arbeit für Menschen mit Behinderung“, am 19.11.2003 in Graz.



Reparatur- und Recyclingnetzwerke

Ein Tätigkeitsbericht

Josef Eisenriegler

Ausgangssituation

Elektro- und Elektronikaltgeräte sind die am schnellsten wachsende Fraktion des gesamten Abfallaufkommens: Sie wächst dreimal so schnell wie der Durchschnitt. Derzeit werden pro Kopf und Jahr 14 kg dieses Abfalls produziert. Aufgrund der hohen Lohnkosten und der verhältnismäßig niedrigen Material- und Produktionskosten ist es oft billiger, neue Geräte anzuschaffen, anstatt die alten Geräte mit teils nur geringen Defekten reparieren zu lassen.

Am 13. Februar 2003 hat die EU eine Richtlinie verabschiedet, um diesem Problem entgegenzuwirken. Sie wird derzeit von den Mitgliedsstaaten in nationales Recht umgewandelt und ermöglicht das Umlenken dieses Abfallstroms von Deponien und Verbrennungsanlagen hin zu umweltgerechter Wiederverwendung und Wertstoff-Recycling. Die „alten“ Mitgliedsländer müssen diese Richtlinie bis 13. August 2004 in nationales Recht übernehmen (Irland und Griechenland dürfen für die rechtswirksame Umsetzung ein Jahr länger brauchen).

Laut Umweltkommissarin Margot Wallström hat die Reparatur von Elektro- und Elektronikgeräten und die nachfolgende Wiederverwendung als Second-Handgeräte Priorität. Wenn dies nicht möglich ist, sind die von der Richtlinie gesetzten Ziele im Hinblick auf die Wiederverwendung von Bauteilen und die stoffliche Wiederverwertung der verwendeten Materialien zu erreichen.¹ Wie diese Forderung in Österreich bereits umgesetzt wurde, sollen die folgenden Beispiele zeigen.

Reparatur- und Service-Zentrum R.U.S.Z.

Etwa 880.000 Menschen leben in Österreich an oder unter der Armutsgrenze. Der Faktor Arbeit stellt dabei eine entscheidende Determinante für soziale Integration oder Ausgrenzung dar. Arbeitslosigkeit trifft dabei heutzutage nicht nur gesellschaftlich tradierte Randgruppen, sondern vermehrt auch Personengruppen, die oft lange Zeit gesellschaftlich integriert waren, wie zum Beispiel ältere Arbeitnehmer.

Vor diesem Hintergrund habe ich vor ziemlich genau 6 Jahren den sozial-ökonomischen Betrieb R.U.S.Z. gegründet. In diesem Unternehmen arbeiten derzeit 65

MitarbeiterInnen – großteils ältere Langzeitarbeitslose. Als Umweltberater war es mir darüber hinaus ein Anliegen, mit diesem Projekt auch ökologische Anforderungen zu erfüllen. Die Verknüpfung der sozialen mit der ökologischen, aber auch – im makroökonomischen Sinn – der ökonomischen Dimension macht das R.U.S.Z. zu einem Best-Practice der Nachhaltigkeit.²

Im R.U.S.Z. werden elektrische und elektronische Geräte repariert. Es handelt sich dabei nicht nur um Auftragsreparaturen, sondern es werden auch Geräte in Stand gesetzt, die sonst in Abfallsammelstellen landen würden – bzw. dort schon deponiert wurden. Dadurch tragen wir zur Verlängerung der Nutzungsdauer elektrischer und elektronischer Geräte bei und liefern somit einen Beitrag zur Ressourcenschonung und zur Lösung des E-Schrott-Problems.

Die soziale Dimension wird vielschichtig erfüllt. So tragen wir durch Qualifizierung und Vermittlung ehemals Langzeitarbeitsloser zu deren Reintegration in den Arbeitsmarkt und folglich auch in die Gesellschaft bei. Auf der anderen Seite versorgen wir finanziell schwache Haushalte mit Gebrauchtgeräten bzw. mit deren Reparatur. Durch den Verkauf gebrauchter Computer liefern wir einen Beitrag zur Einbindung Einkommensschwacher in die Informationsgesellschaft.

Die ökonomische Entsprechung muss wie bei den meisten Non-Profit-Organisationen im volkswirtschaftlichen Nutzen gesehen werden. Wir können 71% der bei uns tätigen Transitarbeitskräfte in Regularbeits-Jobs vermitteln. Aus so genannten Förderfällen werden aktive Steuerzahler. Das renommierte Österreichische Forschungsinstitut IHS (Institut für höhere Studien, Wien) hat dem R.U.S.Z. in einer Evaluierungsstudie bescheinigt, dass sich dieses Projekt bereits nach 3 bis 4 Jahren rechnet.³ Die in das R.U.S.Z. investierten Förderungen werden durch die Eingliederung der Transitarbeitskräfte in den Arbeitsmarkt wieder hereingebracht: Notwendige Transferzahlungen können eingespart und zusätzliche Steuerleistungen eingespielt werden.

Demontage- und Recycling-Zentrum D.R.Z.

Das D.R.Z. ist ein Tochterbetrieb des R.U.S.Z., der vor einem Jahr eröffnet wurde und weitere 38 Arbeitsplätze im Bereich der Demontage von Elektro- und Elektronikgeräten bietet.

In Österreich werden pro Jahr 100.000 Tonnen Elektronikaltgeräte (EAG) mehr schlecht als recht entsorgt. Das soll jetzt EU-weit anders werden. Nach der soeben finalisierten EAG-Richtlinie müssen EAG in Hinkunft „umweltgerecht“ entsorgt werden.

Im Sinne der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit ist es wichtig, die Eignung von schwierigen Zielgruppen für die niederschwellige Demontearbeit, also die qualitative, aber auch die quantitative Beschäftigungswirkung zu erforschen.

Auch die optimistischsten arbeitsmarktpolitischen Prognosen für die nächsten 10 Jahre gehen davon aus, dass eine Sockelarbeitslosigkeit von rund drei Prozent gegeben sein wird. Diese Arbeitslosen werden als schlecht gebildet, qualifizierungsunwillig und/oder mit besonderen Defiziten behaftet beschrieben.

Jetzt sollen die positiven Erfahrungen mit Jobtraining-PraktikantInnen im R.U.S.Z., die seitens des AMS unter „schwierigste arbeitsmarktpolitische Zielgruppen“ fallen, auch für die geplanten Zielgruppen von D.R.Z. (KINTs⁴, Alkoholranke nach Entzug, Drogenranke auf Substitution, Haftentlassene, Behinderte) genutzt werden: Dazu ist ein besonderes Eingehen auf die oft sehr spezifischen Problemlagen dieser Personen notwendig. Eine zwei Monate dauernde Vorbereitungsphase für KINTs ist vorgesehen, die der Orientierung, der Stabilisierung und der Erstintegration in den Arbeitsprozess dienen soll. Erst danach beginnt der in Wiener sozialökonomischen Betrieben übliche zwölf Monate dauernde Transplacementprozess, der mit der Vermittlung der Mehrheit der Transitarbeitskräfte in den ersten Arbeitsmarkt endet.

Dadurch sollen Personen, die als schwer bis gar nicht in den ersten Arbeitsmarkt integrierbar gelten, Fähigkeiten und Fertigkeiten erlernen, die ab Mitte 2004 – mit Inkrafttreten der neuen Elektroaltgeräte-Verordnung – am Arbeitsmarkt nachgefragt werden. Ab 2005/2006 ist durch die Finanzierung der umweltgerechten Behandlung und Entsorgung von EAG durch die Hersteller mit einer beachtlichen Beschäftigungswirkung zu rechnen: Rund 300 finanzierte niederschwellige Arbeitsplätze stehen dann allein in Wien zur Verfügung.

¹ Zit. n. einem von *Margot Wallström* zur Verfügung gestellten Text, der in einer Sondernummer des Wiener Bezirksblattes im Rahmen des Pilotprojektes Penzing PpP erschienen ist. Die Übersetzung wurde vom Autor vorgenommen.

² Seit 2002 ist das R.U.S.Z. ein Best Practice nach: United Nations Conference on Human Settlements (Habitat).

³ Evaluierung der arbeitsmarktpolitischen Maßnahme R.U.S.Z. des IHS 2001. Die Ergebnisse der damals zu Grunde liegenden Outplacementquote von 55% wurden auf die aktuelle (seit sechsjährigem Bestehen des R.U.S.Z.) durchschnittliche Outplacementquote von 71% hochgerechnet.

⁴ KINT ist eine vom Arbeitsmarktservice eingeführte EDV-Codierung für ‚Keine Integration‘.

Oldtimer – vom Schrottplatz zum Concours d'Elegance Über Stationen des Umgangs mit historischen Kraftfahrzeugen

Johann Georg Mairhofer

1. Geopferte Schätze und Trennungsschwierigkeiten

Schlafwagen

Im Jahr 1983 entdeckte der Bildjournalist Herbert W. Hesselmann in Frankreich das Anwesen eines zurückgezogen lebenden Herrn, der in der Nachkriegszeit fünfzig automobile Raritäten zusammengetragen und in Scheunen ungeschützt abgestellt hatte. Hesselmann konnte es zunächst nicht so recht glauben, dass die extrem seltenen Exemplare – ein ‚Bugatti 57 Ventoux‘, ein ‚Cord 812‘, ein ‚Hotchkiss Grégoire‘ u.a. – einfach nur so vor sich hin rosteten und ihr Besitzer offensichtlich keinerlei Anstalten machte, Restaurierungsmaßnahmen zu setzen. Der Photograph versuchte den Franzosen über die Herkunft der Autos, seine Beweggründe des Sammelns und den weiteren Verwendungszweck zu befragen. Jedoch ließ sich dieser zu keinerlei Stellungnahme bewegen und verbat sich jegliche Konversation über seine zusehends verfallende Sammlung. Das einzige, wozu ihn Hesselmann überreden konnte, war, die Exponate photographieren zu dürfen – mit der Auflage, weder Standort noch Identität des Sammlers bekannt zu geben. Er nutzte diese Chance und veröffentlichte kurz darauf ein Buch mit einem Photoessay unter dem Titel ‚Schlafende Schönheiten. Ein wahres Automärchen‘.¹

Das ‚Geheimnis‘ der „im Dornröschenschlaf schlummernden“ Autos erregte großes Aufsehen in der Oldtimerszene. Bald gelang es einigen Neugierigen, den Fundort tatsächlich aufzuspüren. Mit zum Teil fragwürdigen Methoden drängten sie den Besitzer zum Verkauf des einen oder anderen Exponats. Der Franzose soll sich daraufhin nicht mehr sicher gefühlt haben und mitsamt seiner Sammlung an einen Ort verzogen sein, der angeblich bis heute unbekannt ist.²

Der Bericht von der ‚Entdeckung‘ der im Verfall befindlichen, ‚schlafenden‘ Sammlung weist durchaus sagenhafte Züge auf: Der angereiste Photograph findet an einem zunächst geheimen Ort einen in Scheunen versteckten, ungehobenen Schatz. Die Oldtimerszene freut sich ob des erlesenen Bestands – doch zu früh: Der Schatz



Photographie von Herbert W. Hesselmann (Ausschnitt). In: Oldtimer Markt, Nr. 3 (2004), 16.



Bei diesem Anblick bleibt nicht nur eingetieften Oldtimerfreunden das Herz stehen: Ebenso seltene wie wunderschöne Relikte der Automobilgeschichte gammeln vor sich hin wie wertloser Abfall

Photographie von Herbert W. Hesselmann mit Bilduntertitel. In: Oldtimer Markt, Nr. 3 (2004), 17.

kann nicht gehoben werden, weil sein Hüter für alles Geld der Welt nicht bereit ist, ihn heraus zu geben. In Folge des erneuten Eindringens von Schatzsuchern verschwindet der Sammler, und seine Sammlung gilt seitdem als unwiederbringlich.³ „Mythos Scheunenfund“⁴

All das gibt der Oldtimer-Szene bis heute Rätsel auf: Stammten die Fahrzeuge aus ungeklärten Besitzverhältnissen? Fürchtete ihr Besitzer polizeiliche oder steuerbehördliche Ermittlungen? Was hinderte ihn daran, die schrottreifen Autos zu verkaufen, deren Wert in erster Linie innerhalb einer bestimmten Sammlerszene hoch-„geschätzt“ wird? Und warum machte er keinerlei Anstalten, die seltenen Autos zu restaurieren und damit ihren Wert zu erhöhen? Weshalb schien er kein Interesse daran zu haben, den Verfallsprozess seiner Sammlung aufzuhalten? – Die Antworten darauf müssen spekulativ bleiben, zumal nichts bekannt ist von der Biografie dieser Person, die an einem versteckten Ort nicht historische ‚Werte‘ zu behüten versucht, sondern deren Spuren blasser werden lässt.

Während der verschwundene französische Sammler sein außergewöhnliches Faible mit niemandem teilen wollte, strebt der Künstler Michael Fröhlich aus Erkrath bei Düsseldorf mit seiner Sammlung Publizität an: Auf rund 30.000 Quadratmetern Geländefläche lässt er fünfzig erlesene Oldtimer – ‚bewusst‘ – verrotten. Was für die Oldtimerszene in ihren Sisyphos-artigen Bemühungen, historische Automobile wieder und wieder zu restaurieren, ein Schlag ins Gesicht sein muss, präsentiert dieser ‚Fahrzeugbesitzer‘ schlicht als Kunstinstallation: „Mit dieser Ausstellung will ich ausdrücken, dass die Natur stärker ist als Menschenwerk. Mir geht es darum, den Verfall der Autos hautnah zu dokumentieren. Natürlich weiß ich auch, dass ich damit für viele ein Spinner bin und mich in Kreisen der Oldtimerfreunde exkommuniziert habe.“⁵

Seine Aussage entspricht der *modernen* Idee, jede Kulturanstrengung sei gegen die Natur gerichtet – und umgekehrt: der ‚natürliche‘ Mensch sei kulturfeindlich. „Die Kultur“, schreibt Hartmut Böhme, „scheint einem geheimen Imperativ zu folgen: handle stets so, daß du dem Stoffwechsel mit der Natur, in welchem wir qua Körper stehen, möglichst entkommst.“⁶ Die Tatsache, dass dieser Stoffwechsel in der Gegenwart gestört ist und „längst einen Stich ins Pathologische bekommen hat“⁷, äußert sich auch auf dem Feld des Umgangs mit historischen Kraftfahrzeugen, mit dem ich mich in meinem Beitrag beschäftigen möchte: Sowohl der französische Sammler als auch der deutsche Künstler scheinen aus Sicht der Oldtimerfreunde einen Tic zu haben, zu spinnen. Ihr ‚Abfall‘ von der in Sammlerkreisen hochgehaltenen Verpflichtung, ein bestimmtes verkehrsgeschichtliches Erbe bestmöglich zu bewahren, könnte, wie Fröhlich vermutet, ‚Exkommunikation‘ nach sich ziehen.

Am schwersten sei es ihm gefallen, seinen ‚Jaguar XK 120 Roadster‘ zu „opfern“,

mit dem er den Sieg bei einem Nürburgringrennen für historische Fahrzeuge gewonnen hat. „Aber dann habe ich mir gesagt: Wenn Du nicht selber vorangehst, dann wird das nichts.“⁸ Ohne Kalkül ist dieses Opfer jedoch nicht unternommen worden; denn in seinem Hauptberuf führt Fröhlich ausgerechnet – eine Restaurierungswerkstatt für Oldtimer. Viele Interessenten wollen sich das *Werk* des angeblich Verrückten einmal aus der Nähe ansehen, mit dem Hintergedanken, ihn umzustimmen (wie seinen französischen Kollegen); oder es lockt sie die Herausforderung, ihn gar zum Verkauf des einen oder anderen Objekts überreden zu können. Nach dem altbewährten Vorher-Nachher-Konzept der Werbebranche wirken die restaurierten und blitzblank polierten Oldtimer im Verkaufsraum für die Besucherinnen und Besucher umso begehrenswerter, nachdem sie die im „Skulpturenpark“ inszenierten Rostlauben besichtigt haben. Der entsetzte Aufschrei, der aufgrund von Fröhlichs „Schrott-Mausoleum“ durch die Oldtimerszene ging, brachte ihm jede Menge kostenloser Publicity ein; allfällige Zweifel an seiner geistigen Verfassung nimmt er daher mit Gelassenheit hin.

Traumauto

Die Geschichte eines anderen Tics berichtet 2004 das Magazin ‚Oldtimer Praxis‘: Eine im Außendienst der pharmazeutischen Industrie tätige Dame, die seit 1975 mit ihrem ‚ALFA Romeo Bertone GT‘ insgesamt etwa 2,4 Millionen Kilometer im Berufsalltag zurückgelegt habe, denke noch immer nicht daran, auf ein anderes Fahrzeug umzusteigen. Man müsse bedenken, dass es sich hier nicht um ein Klein- oder Sonderserienfahrzeug handle, das jegliche Erhaltungs-, Instandhaltungs- und Restaurierungskosten – gemessen an seinem astronomisch hohen *Sammlerwert* – zumindest ökonomisch rechtfertigen würde. Das Modell sei in den 1960er und -70er Jahren besonders unter jungen Leuten beliebt gewesen, dann allerdings aufgrund der damals fehlenden Rostvorsorge wieder sehr schnell aus dem Straßenbild verschwunden. Die Besitzerin habe sich jedoch keineswegs gescheut, eine nach etwa 1,5 Millionen zurückgelegten Kilometern anstehende – gemessen am eigentlichen *Schrottwert* – extrem kostspielige Totalrestaurierung in Auftrag zu geben. Als Motiv ihrer Wegwerfhemmungen habe die Dame lediglich angegeben, dass ihr das Auto auch nach so langer Zeit immer noch so gut wie damals gefiele, dass es insgesamt wie maßgeschneidert für sie sei und dass sie sich nicht vorstellen könne, ein anderes zu fahren.⁹

Wenngleich hunderttausende Male produziert, war der ‚ALFA Romeo Bertone GT‘ in der damaligen Autowelt schon von seinem ersten Erscheinen im Jahr 1967 an etwas Besonderes: Sein zeitlos-ästhetisch wirkendes Design, 89 PS aus nur 1300 ccm sowie ausreichend Platz für fünf Personen und Gepäck ließen dieses Modell besonders

bei den jüngeren Autofahrern zu einem Wünsche erfüllenden und prestigeträchtigen ‚Traumauto‘ werden. – Nachdem die Dame dem Schrotthändler zwei Autos, die sie vorher gefahren hatte, ohne größere Trennungsschwierigkeiten überlassen hatte, wurde dieses dritte ihr heilig, und die „Kilometermillionärin“ möchte sich seiner bis heute nicht entledigen. Das Oldtimermagazin berichtete von diesem ‚Fall‘ als und wie von einer Kuriosität.

2. Moderne Potenz und das Erbe altartiger Modelle

Oldtimer

‚Oldtimer‘ ist die sprachgebräuchliche Bezeichnung für ein restauriertes oder gut gepflegtes historisches Fahrzeug.¹⁰ Was ein historisches Fahrzeug ist, wird seit der Verabschiedung der neunzehnten Novelle des Österreichischen Kraftfahrzeuggesetzes (KFG) folgendermaßen definiert: „Das historische Fahrzeug ist ein erhaltungswürdiges, nicht zur ständigen Verwendung bestimmtes Kraftfahrzeug, mit Baujahr 1955 oder davor, oder das älter als 25 Jahre ist und in die vom Bundesminister für Wissenschaft und Verkehr approbierte Liste (§ 131b) der historischen Fahrzeuge eingetragen ist.“ Ein gesetzlich verankerter Beirat an diesem Ministerium (jetzt: Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie) prüft die Erhaltungswürdigkeit und den Erhaltungszustand der Fahrzeuge. Bei Fahrzeugen, die nicht in die Liste eingetragen sind, hat dieser Beirat eine Empfehlung abzugeben. Das Gesetz regelt auch den Umfang des Gebrauchs: Historische Kraftwagen dürfen nur an hundertzwanzig Tagen, historische Krafträder nur an sechzig Tagen pro Jahr verwendet werden. Über die Verwendung sind fahrtenbuchartige Aufzeichnungen zu führen und der Behörde auf Verlangen vorzulegen.¹¹

In gesetzlichen Bestimmungen zeichnen sich nicht nur politische Interessen ab; sie können auch als Ausdruck oder Indikator kultureller Entwicklungen gelesen werden. Indem der Gesetzgeber ein Ministerium mit der Erstellung einer Liste erhaltungswürdiger Kraftfahrzeuge beauftragt, scheint er die kulturpolitische Absicht zu verfolgen, zukünftigen Generationen bestimmte technische Kulturgüter als Kanon oder Erbe auf Dauer zu stellen. Während die Meinungen in Motorclubs und in Fachkreisen, unter welchen Gesichtspunkten ein Fahrzeug ein Oldtimer sei oder nicht sei, sehr unterschiedlich sind und man sich jedenfalls auf keine verbindliche Definition einigen kann, legt das Gesetz artifizielle zeitliche Intervalle fest, um dem Problem der ‚Histo-

rizität‘ gewachsen zu sein. Und während manche Sammler oder Liebhaber die Auffassung vertreten, ihre Fahrzeuge sollten jeglichem alltäglichen Gebrauch entzogen sein und nur museal präsentiert werden, stellt das Gesetz ein Reglement dar, das die *‘Alltäglichkeit’* der Fahrzeuge zwar ermöglicht, gleichzeitig aber auch einschränkt. Nicht zuletzt deutet die zeitlich begrenzte Nutzungsdauer schließlich auch darauf hin, dass die betroffenen Fahrzeuge nicht mehr heutigen Umweltschutzstandards entsprechen.

Die Anfänge der in den westlichen Industrienationen verbreiteten Bewegung zur Erhaltung automobilen Kulturguts können in England ausgemacht werden. Kaum dass das Automobil die ersten Jahre seiner Bewährung auf öffentlichen Straßen hinter sich gebracht hatte, wurde 1898 in London das erste Automuseum eröffnet.¹²

In Deutschland kann die Geschichte erster Initiativen zur Erhaltung ‚ausgemusterteter‘ – nicht mehr für den Einsatz im Alltag tauglicher – Kraftfahrzeuge in besonders interessanter Weise anhand der Vereinsgeschichte des in Nürnberg im Jahr 1900 gegründeten ‚Allgemeinen Schnauferl-Clubs‘ (ASC) nachvollzogen werden, bei dem es sich um den weltweit ältesten Oldtimerclub handeln dürfte. Im Mitgliederverzeichnis des ASC scheinen in den frühen Jahren der Vereinsgeschichte nicht nur Automobilisten, sondern auch zahlreiche Automobilproduzenten und Autorennfahrer auf: Benz, Borgward, Bugatti, Caracciola, Dürkopp, Horch, Kleyer, Maybach, Opel, Porsche, Sachs, Graf Zeppelin u.a. – Mit dem für den Vereinsnamen gewählten volkstümlichen Ausdruck ‚Schnauferl‘ bezeichnete man im süddeutschen Raum an Motorleistung schwache, ältere Automobile, die gegenüber schon kräftiger motorisierten neueren Modellen den Anschein erweckten, als würden sie bei schwerer Last oder steilen Anstiegen ‚Atemnot‘ leiden. (Das einem schwer atmenden Menschen ähnliche Ansaugergeräusch rührte von den damals im Motorenbau üblichen Schnüffelventilen her.¹³) Nach dem Ersten Weltkrieg ging man daran, im Alltagsverkehr obsolet gewordene ‚Schnauferl‘ bei Korsofahrten und Schönheitskonkurrenzen zu präsentieren.¹⁴

1966 schlossen sich die bisher nur auf nationaler Ebene agierenden Oldtimerverbände in Paris zur ‚Federation Internationale de Vehicules Anciens‘ (FIVA) zusammen, deren Aufgabe es seither ist, international verbindliche Standards zur Restaurierung und Erhaltung von historischen Kraftfahrzeugen aufzustellen und diese zusammen mit den für die nationalen Mitgliedsverbände tätigen Experten, Juroren und Gutachtern auf der Basis nationaler Gesetze zu überwachen. Insgesamt sind derzeit 60 nationale Clubs oder Vereinigungen als aktive Mitglieder eingetragen. Die FIVA steht unter dem Patronat der UNESCO. Der Weltverband und die nationalen Verbände fungieren als „Gedächtnis der Dinge“¹⁵, sie verstehen sich als Patrone oder Wächter des verkehrstechnischen Kulturgutes. In dieser Hinsicht durchaus vergleichbar mit der schon viel länger existierenden Boden- und Baudenkmalpflege soll mit wissenschaftlichen

Methoden der jeweilige ‚Ursprungszustand‘ (historischer Auslieferungszustand) eines Kraftfahrzeugs ermittelt bzw. definiert werden und durch einen Apparat von Integrations- und Ausgrenzungsmechanismen einerseits sowie Dekorationen und Privilegierungen andererseits sanktioniert werden.¹⁶

In Österreich setzte die Oldtimerbewegung auf Vereinsbasis erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein, obwohl auf privater und musealer Ebene schon in der Zwischenkriegszeit Einzelstücke nicht wie üblich gegen einen Neuwagen eingetauscht, sondern als ‚Erinnerungsstücke‘ im Privat- bzw. Familien- oder Firmeneigentum¹⁷ behalten wurden. Im Jahr 1962 wurde erstmals auf die Initiative der Journalisten Erich Schmale und Henry Goldhahn sowie des durch seine Expeditionsreisen auf Motorrädern und Automobilen berühmt gewordenen Prof. Dr. Max Reisch¹⁸ aus Kufstein der Österreichische Motor-Veteranen-Club (ÖMVC) in Wien gegründet. Ab 1967 setzte die Gründung von Länderclubs ein. Die Zunahme an Vereinen machte schließlich die Gründung eines Dachverbands notwendig, der seit 1973 als Österreichischer Motor-Veteranen-Verband die Interessen der Oldtimervereine gegenüber der Politik und der FIVA vertritt. Derzeit sind in diesem Dachverband 72 Oldtimervereine Mitglied, wovon 26 Clubs ihren Vereinszweck bestimmten Autotypen (z.B. Cabriolets, Allradfahrzeuge) und Automarken widmen. Darüber hinaus gibt es eine Dunkelziffer von nicht vereinsmäßig organisierten Gruppierungen.¹⁹

Kraftwagen

1981 beschäftigte sich Hermann Bausinger, das völlige Fehlen empirischer Studien konstatierend, mit dem verbreiteten Interesse an Oldtimern und Oldtimer-Museen, wobei er den Begriff „Oldtimer“ nicht nur auf Automobile beschränkt wissen wollte. Als ein Motiv des Faibles für Oldtimer – wie überhaupt für altartige technische Objekte in Museen – erkannte er das Ausleben-Wollen von Potenzgefühlen. Dieses folge auf die Erkenntnisvermittlung, dass unsere Gesellschaften es im Zeichen modernen ‚Fortschritts‘ herrlich weit gebracht hätten.²⁰

Als eine „Agentur des Ungleichzeitigen“ (Bausinger) beschäftigt sich die Volkskunde mit *Relikten*, für die das Anachronistische – die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ – charakteristisch ist: „Relikt, das ist nicht einfach Übriggebliebenes, sondern in einem anderen Sinnzusammenhang Gegenwärtiges, in Funktion Befindliches, auch dann, wenn sich dieser Zusammenhang, diese Funktion von der unterscheidet, die in der Vergangenheit einmal bestanden haben mag,“ schrieb Konrad Köstlin 1973.²¹

Eine Werbespot für die Biermarke ‚König Pilsener‘ beginnt mit einer Garagen- oder Werkstattssituation, in der ein sportlicher junger Mann in Freizeitkleidung – Exponent einer öfters so bezeichneten ‚Erfolgsgeneration‘ – mit sorgenvoller Miene einen schrottreifen englischen Roadster mustert. Die nächste Szene zeigt dann, wie er gerade mit Schwung seine Werkzeugkiste auf dem Boden absetzt. Die durch eine kurze Aufnahme des Feilens am Werkstück angedeuteten mühevollen Restaurierungsarbeiten werden dramaturgisch durch das Bild eines Chromrings für den Drehzahlmesser verdeutlicht. Dann folgt eine Nahaufnahme des zufrieden lächelnden Restaurators. Seine Mimik deutet darauf hin, dass die Restaurierung erfolgreich beendet worden ist. Unmittelbar auf den letzten Handgriff folgend setzt Musik ein. Damit wird eine weitere Nahaufnahme untermalt, in der sich der Restaurator ein Bier ins Glas eingießt und das Etikett der Flasche zu sehen ist: Nachdem der ‚Held des Schraubenschlüssels‘ das komplexe Projekt der Restaurierung eines zunächst hoffnungslos scheinenden ‚Falls‘ erfolgreich beendet hat, hat er sich den Genuss eines Bieres der präsentierten Marke verdient. Ein in breiten Bevölkerungsschichten positives Image des Reparierens und Restaurierens, als einem „symbolischen Umgang mit Ressourcen“²² wie z.B. Oldtimern, soll auf diese Weise auf das Produkt übertragen werden: Das Auto wird zur „denk- und handlungsleitenden Orientierungsmarke“,²³ obwohl es sich hier um ein altartiges Modell handelt – um ein ‚Schnauferl‘ in Atemnot, das schon bessere Zeiten erlebt hat:

Im Zusammenhang des Aufstiegs der Automobilbranche schreibt der Kunst- und Kulturtheoretiker Bazon Brock von einer „Beseelung des Automobils“; er erkennt darin die Skulptur der edlen, luxuriösen, eleganten, sexuell stimulierenden Frau schlechthin.²⁴ Ähnlich hat die Organisations- und Technikforscherin Daniela Zenone im Zusammenhang männlichen Umgangs mit Automobilen auf eine veränderte Rezeption des Fahrzeugs hingewiesen, die sie für Italien in der Zeit um 1920 beobachtet: Unter kulturästhetischer Anleitung des Nationaldichters Gabriele d’Annunzio (1863-1938) habe sich das Automobil von einem zunächst betont ‚männlich‘ konnotierten zu einem ‚weiblichen‘ Objekt gewandelt. Die Faszination des Automobils ergab sich aus der Überlegenheit des Mannes gegenüber dem Mechanischen. Die Maschine faszinierte, weil sie beherrschbar war. In der Folge wurde das Automobil nicht mehr als mechanisches Monster, sondern als aufregendes Genussmittel wahrgenommen, welches vor allem den Männern neue Erlebnisse bereitete. Maschinen allgemein und ganz besonders Automobile wurden wie sensible und erotische Kreaturen behandelt: Es handelte sich um delikate und zugleich explosive Wesen, die sich auch in die Ideologie des Nationalismus und in imperialistische Ansprüche auf Herrschaft und Eroberung einfügten.²⁵

3. Pietätsgefühle und die Ökonomie der Wiederverwertung

Autowrack

Schrottplätze könnte man als die technische ‚Organbank‘ der Oldtimerszene bezeichnen. Der Ausdruck ‚Schrottplatz‘ ist jüngerer Datums; denn in der Frühzeit des Automobilismus und noch lange Zeit danach bezeichnete der Euphemismus ‚Autofriedhof‘ die letzte automobiler ‚Ruhestätte‘.²⁶ – Autos, als in der oben beschriebenen Weise ‚aufgeladene‘, emotional besetzte Gegenstände ‚einfach‘ wegzuwurfen, schien alles andere als einfach zu sein. Die Pietät gegenüber dem Ausrangierten, das am Ende seiner Nutzungszeit stand, schien die Bestattung auf einem ‚Friedhof‘ zu erfordern – falls es ihm nicht sogar beschieden war, „die kulturell höchste Stufe der Aufbewahrung bis zur Ewigkeit zu erreichen, nämlich die Unterbringung in Sammlungen und Museen.“²⁷

Aus volkswirtschaftlicher Sicht, so Bazon Brock, bestehe eigentlich keine Notwendigkeit zum Betrieb eines Schrottplatzes für Autos, denn „wo es keine Schwierigkeiten macht, Neues in Massen zu produzieren, und wo es zu den Wirtschaftspflichten der Konsumenten gehört, möglichst schnell immer Neues zu verbrauchen, besteht für die Ausschachtung und Wiederverwendung des Alten kein Bedarf mehr.“²⁸ – Dagegen ist es aus einer kulturökonomischen Perspektive gerade die Ausschachtung des Alten, die als ‚zeitgemäß‘ empfunden wird, während „Kein Thema [...] in unserer postmodern genannten Zeit so unzeitgemäß zu sein [scheint], wie das Neue.“²⁹

Schrottwert

In einem im Vergleich zur Automobilweltproduktion kontinuierlich steigendem Maße hat sich die Sparte der Fahrzeugrestauration und des Handels mit historischen Kraftfahrzeugen – als Nebenprodukt der immer effizienter gewordenen Altautoverwertung – herausgebildet. Die immens gestiegene Nachfrage nach preiswerten Ersatzteilen, die die Automobilindustrie wegen der sukzessiven Leerung ihrer Ersatzteillager gegenwärtig nicht mehr (oder zum Teil noch nicht wieder) befriedigen kann, motiviert gewerbliche Autoverwerter, je nach Marktlage gezielt Schrottautos bestimmter Fahrzeugtypen anzukaufen und auszuschlachten, anstatt die ganze Fuhre gleich zu verschrotten. Denn für jedes zum Schrottwert angekaufte Auto holt der Verwerter das Zehnfache aus den noch intakten Einzelteilen heraus, die er als gebrauchte Ersatzteile verkauft. Schätzungen zufolge gehen in Deutschland von ca. 3 Millionen stillgelegten Kfz noch einmal etwa die Hälfte davon in den Gebrauchtmarkt, vor allem nach Osteuropa, während

der Rest von etwa 1.000 registrierten Autoverwertern ausgeschlachtet wird. Einzelne Autoverwerter versuchen dabei sogar die aus dem Recycling gewonnenen Ersatzteile zu katalogisieren, was den Fahrzeugrestauratoren wertvolle Zeit bei der Suche erspart. So tritt diese Branche als ernst zu nehmende Konkurrenz für die Herstellerfirmen auf, die sich, um darauf reagieren zu können, verstärkt am Geschäft mit Ersatzteilen, aber auch mit überholten Altteilen aus der eigenen Autoverwertung engagieren. Viele Autoverwerter betreiben das Geschäft bereits als Grundlage für ihren Ersatzteillager, um überhaupt an das Material heran zu kommen.³⁰

Welche Bedeutung dieser Form des Recyclings heute zukommt, zeigen die folgenden statistischen Zahlen aus Österreich: Über 4 Millionen Kraftfahrzeuge sind hier derzeit gemeldet. Aneinandergereiht ergäbe das eine Kolonne von fast 20.000 Kilometern, also etwa die Hälfte des Erdumfangs. Jährlich fallen über 200.000 Autowracks an, die durch gezieltes Recycling wieder in wertvolle Rohstoffe verwandelt werden. Die Schlange der in eine Reihe gestellten Wracks würde 900 Kilometer lang sein.³¹ Solche bizarr-illusionären Rechnungen, die aufgemacht werden, um technische Entwicklungen und ihrer Konsequenzen zu veranschaulichen, können als kulturelle Symptome von besonderem kulturwissenschaftlichem Interesse sein.³²

Da Fahrzeugrestaurierungen oftmals Jahre und Jahrzehnte dauern können, weil bestimmte Ersatzteile weder von Autoverwertern, noch von Oldtimerclubs mit Spezialisierung auf Automarken und -typen und schon gar nicht vom häufig nicht mehr existenten Hersteller zu bekommen sind, streben Restauratoren, aber auch Oldtimervereine nach Autarkie und legen sich eigene Ersatzteillager an. Nach dem Motto erfahrener Restauratoren: „Ersatzteile kauft man nicht, wenn man sie braucht. Man kauft sie, wenn man sie bekommt“³³ werden auf so genannten Teilemärkten – wie z. B. jenem von Tulln in Niederösterreich – oder auf Auktionen ganze Wracks als so genannte Teilesponder oder auch nur Teile des jeweils gesuchten Fahrzeugtyps zur Ergänzung des Ersatzteillagers erworben. Die Fahrzeugfragmente werden nicht nur nach für aktuelle Fahrzeugrestaurierungen benötigten Teilen durchsucht; vielmehr wird auch über den Eigenbedarf hinausgehend gehortet, um für zukünftigen Verschleiß am Restaurierungsobjekt vorzusorgen oder mit anderen Restauratoren Teile zu tauschen. Die endgültig nicht mehr verwendbaren Reste werden zum reinen Materialwert an Schrotthändler verkauft.

4. Der Kult des Originals und die Krönung des Concours

Originalzustand

Das Anliegen ‚seriöser‘ Oldtimerrestaurierung besteht im ‚Wiederaufleben-Lassen‘ eines Fahrzeugs unter größtmöglicher Beachtung seines historischen ‚Originalzustands‘ – als ein Element dinglicher Erinnerungskultur³⁴ in immer mobiler werdenden Gesellschaften.

Faszinierend an Oldtimern scheint mithin die Vorstellung zu sein, diese atmeten die Aura der Geschichte: Der Betrachter oder die Betrachterin vermeint den Hauch einer unbekannten Vergangenheit zu spüren. Die Vergangenheit des Materials und seines Gebrauchs scheint in dem Gegenstand enthalten zu sein und dessen Geschichtlichkeit auf diese Weise sinnlich erfahrbar zu machen. Etwas ‚Altes‘ zu betrachten und zu berühren verschafft einen ästhetischen und taktilen, körperlich spürbaren Reiz, dessen Wahrnehmung kulturell anerzogen ist. Lernorte des Gefühls für Archaisch sind Museen, in denen ‚Geschichte‘ dem Publikum in Form vergangener Sachzeugnisse physisch gegenübertritt.³⁵

Moderne Identitäten sind durch hohe Ansprüche auf ‚Authentizität‘ bestimmt. ‚Authentizität‘ meint, über den Anspruch auf ‚Echtheit‘ und ‚Originalität‘ hinausgehend, „eine besondere Form der Anmutungsqualität, die erregend, faszinierend und motivierend wirken kann. Es liegt nahe, in diesem Zusammenhang an Walter Benjamins Begriff der Aura zu denken. Aura meinte bei ihm nie nur das Kunstwerk, wie manch spätere kunsthistorisch orientierte Ästhetik-Theorie uns das glauben machen wollte. Aura, so Benjamin, ist der für ‚geschichtliche Gegenstände vorgeschlagene Begriff‘.“³⁶ Wenn ‚Authentizität‘ – in Zeiten längerer Lebensalter bei zugleich abnehmender Gebrauchszeit von Alltagsdingen – bedeute „ein ‚vergessen Menschliches‘ [...] vor sich zu haben, im Objekt mit der ‚verrosteten Seele‘ konfrontiert zu sein“, dann scheine „die Sakralisierung des Mülls, die Hochschätzung des Lumpensammelns als Chiffre unserer Zeit verständlich und keineswegs abwegig“ zu sein, bemerkte Gottfried Korff 1993. Seine unter Rückgriff auf Claude Lévi-Strauss³⁷ und unter Hinweis auf George Steiner³⁸ formulierte These kann vielleicht auch auf Fallbeispiele aus der Oldtimerszene angewandt werden:

Ein solches Beispiel hat mit Bugattis zu tun – jenen in der Zwischenkriegszeit gefertigten Renn- und Sportwagen des französischen Automobilkonstruktors italienischer Herkunft Ettore Bugatti (1881-1947) aus dem elsässischen Molsheim³⁹, die in Sammlerkreisen geradezu kultartige Verehrung genießen. Ein solcher Bugatti Typ 37 A

von 1926 wurde in den 1990er-Jahren von einem südbadischen Restaurator aus dem Denkmalpflegebereich erworben. Dieses Fahrzeug entsprach den Vorstellungen eines ‚authentischen‘ Objekts aber nur teilweise, weil der US-amerikanische Vorbesitzer noch in den 1980er Jahren die originale Karosserie durch eine Replik, also einer Nachfertigung französischer Herkunft ersetzen lassen hatte. Die auf Originalchassis und -antriebseinheit aufgebaute Karosserienachfertigung hatte der Amerikaner deshalb in Auftrag gegeben, weil sich seine Vermutung, es handle sich um einen verschollenen deutschen Rennwagen, nicht erfüllt und das originale Bugatti-Alublech für ihn somit keinen Wert mehr besessen hatte. Wegen des günstigen Preises kaufte der Deutsche den Wagen dennoch, obwohl dieser mit seinen Nachbauteilen nach den strengen Kriterien der FIVA nicht mehr als ‚original‘ galt und somit stark an Geldwert einbüßte. Eigentlich hätte er mit dem hervorragend restaurierten und zudem in der für Bugattis am häufigsten verwendeten Farbe Blau⁴⁰ lackierten Fahrzeug mehr als zufrieden sein können. Aber Bugattis gelten nur dann als wirklich ‚original‘, wenn sie die im (erstmal 1954 erstellten) offiziellen Register vermerkten Motor- und Chassisnummern – die jedoch markentypisch nicht übereinstimmen – sowie die Farbgebung des Auslieferungszustands aufweisen. Da der neue Besitzer nun eben einen möglichst ‚originalen‘ Zustand anstrebte, erwarb er nach langwierigen Recherchen in der Oldtimer-Szene schließlich in Dänemark die dem Register entsprechenden und daher exakt passgenauen Originalteile Motorhaube, Seitenteile und Spritzwand: „Was zusammen gehört, sollte wieder zusammen kommen, meinte neben Grether [dem derzeitigen Besitzer und Restaurator, Anm.] glücklicherweise auch der Experte [der zu Rate gezogen worden war, Anm.]. Sein Einfluss zeigte Wirkung. Ein Foto aus Dänemark kam, das ein paar rote Blechteile im Schnee zeigte. Was wie Schrott aussah, bedeutete für Grether den Schlüssel zum Glück: ‚Es war eine einmalige Chance, an die Originale zu kommen.‘ Dass sie es waren, zeigte bereits die erste Montage. Ohne jedes Anpassen fügten sich Motorhaube und Spritzwand auf das Chassis. Und unter dem spröden roten Lack saß jenes originale Schwarz, mit dem der Typ 37 auch im ersten Bugatti-Register von 1954 gelistet war.“⁴¹ Jedoch musste von den erworbenen Originalteilen erst noch der nachträglich aufgetragene rote Lack fachgerecht abtragen werden, damit der mattschwarze Originallack zum Vorschein kam: „Das ist er [...], der Lack, den einst Molsheimer Arbeiter auftrugen. Arbeiter, die ihren Lohn von Ettore Bugatti bezogen.“⁴² – Aus diesem Kommentar spricht die besondere Wertschätzung von reliquienhaften Originalteilen bestimmter Automarken, die sich weiter erhält, obwohl viele dieser Teile mit heutigen Fertigungstechniken wesentlich perfekter ausgeführt werden könnten. Da die restlichen Karosserieteile definitiv als verschollen betrachtet wurden, mussten die Nachfertigungsteile (Heck, Boden und Instrumentenbrett) belassen und mit modernem Kunstharzlack farbgleich dem im Baujahr 1926 auf den Originalteilen

aufgebrachten Nitrolack angepasst werden.⁴³ An diesen Angaben ist zu ermessen, welche Bedeutung für einen Oldtimerbesitzer das ‚Originale‘ als Nicht-Wiederbringliches haben kann, und dies nicht nur aus Gründen der ökonomischen Wertsteigerung. Das Beispiel zeigt aber auch deutlich, dass die meisten Oldtimerbesitzer bei Restaurierungsfahrzeugen in ihrem Anspruch auf ‚totale Originalität‘ Kompromisse eingehen müssen. Um für eine seriöse Wertbemessung ‚originale‘ von nachgefertigten Teilen unterscheiden zu können, werden die Einzelteile von vielen Restauratoren penibel dokumentiert, um nicht von Experten bei Erstellung eines Wertgutachtens anlässlich eines bevorstehenden Besitzerwechsels als potentieller Betrüger entlarvt zu werden. Der in diesem Fallbeispiel genannte berufsmäßige Restaurator scheint jedenfalls nichts verbergen zu wollen: Analog zur Restaurierungsweise denkmalgeschützter Wandbemalungen, deren Schichtenaufbau an einer geeigneten Stelle offen gelegt wird, ließ er sogar an der von einem Befestigungsriemen verdeckten Stelle der Motorhaube einen Fleck der auf den Originallack aufgetragenen roten Nachlackierungsfarbe stehen.⁴⁴

Concours d'Elegance

Seit etwa 1910 wurde das gesellschaftliche Ereignis des Concours d'Elegance organisiert: ein automobiler Umzug der ‚Schönen, Reichen und Mächtigen‘, bei dem sich die erlauchten Teilnehmer in ihren reich mit Blumen geschmückten Automobilen, meist an einem Sonntag im Frühling einer Promenade oder anderen großstädtischen Prachtstraßen entlang bewegten. Dabei wurde ihr Gesamtauftritt, bestehend auch aus Kostümierung und Blumenschmuck, von einer Jury einer Wertung unterzogen, die sich also nicht dezidiert auf das Automobil bezog. Historische Vorläufer dieser Art von Concours sind die in vorautomobiler Zeit mit Equipagen oder anderen Gefährten veranstalteten Blumencorsos.

Anfänglich war der Concours d'Elegance also in erster Linie eine Prestigedemonstration höherer sozialer Schichten, die sich durch die Teilnahme ihrer gesellschaftlichen Position zu vergewissern suchten. 1929 kam es dann aber zu einer signifikanten Veränderung, als nämlich in den ausgedehnten Parkanlagen des Hotels Villa d'Este in Cernobbio am Comer See Automobilhersteller, erstmals unter der Bezeichnung Concours d'Elegance, ihre neuesten Modelle einer kapitalkräftigen Klientel vorführten – was bereits einer Art Automobilschau oder -messe gleichkam. Verbunden war diese spezielle Messe mit einem Wettbewerb um den ‚Coppa d'Oro‘, mit welchem der beste Karossier bzw. Automobilhersteller von einer kombinierten Fach- und Publikumsjury gekürt wurde.⁴⁵

Vor 18 Jahren, im Zuge der Konjunktur der Oldtimerszene in den 1980er

Jahren, wurde im kalifornischen Pebble Beach die Grundidee des Concours wieder aufgegriffen – jedoch mit dem Unterschied, dass unter dieser Bezeichnung nicht mehr Neuschöpfungen, sondern seltene historische Kraftfahrzeuge der Luxus- bzw. obersten Preisklasse (d.h. solche, die ursprünglich als Einzelanfertigung bzw. in einer Klein- oder Sonderserie produziert wurden) einer wettbewerbsmäßigen Zustandsbewertung unterzogen wurden. Seitdem fand dieser Veranstaltungstyp Nachahmer u.a. in Cernobbio (am Comer See), Schwetzingen (Baden-Württemberg), Paris und Het Loo (Niederlande).⁴⁶

Eine Einladung zum Concours d'Elegance gilt in der Oldtimerszene als die Krönung einer gelungenen Fahrzeugrestauration: Den entlang einer von Schaulustigen gesäumten Straße paradiierenden Oldtimern gelingt es, hohes Aufmerksamkeitskapital auf sich zu versammeln, welches von den mehr oder weniger prominenten Teilnehmern, ebenso wie vom Veranstalter und vom Veranstaltungsort zur Prestigeförderung genutzt wird. Ob vereinzelt oder in Gruppen vorgeführt ziehen die Oldtimer wegen ihrer Seltenheit und archaischen Anmutung alle Blicke auf sich. Den staunenden Betrachterinnen und Betrachtern ist vielleicht nicht immer bewusst, dass die meisten dieser Gefährte einen Prozess zunächst des Aufgeben-, Weggeworfen- und Vergessen-Werdens, dann der meist zufälligen Wiederauffindung und zuletzt der arbeits- und kostenintensiven Rückführung in einen bestimmten ‚ursprünglichen‘ Zustand durchlaufen haben.

5. Zwei Ausgänge: Aus dem Staub machen und Tod durch Feuer

Schrotthaufen

Eine Berühmtheit unter den Autoverwertern der Oldtimerszene war der im Oktober 2001 verstorbene Deutsche Rudi Klein, der mit 25 Jahren in die USA ausgewandert war und sich 1971 in der S. Alameda Street in Los Angeles mit dem Autoverwertungsbetrieb ‚Porche [korrekte Schreibung, Anm.⁴⁷] Foreign Auto Wrecking‘ selbständig machte. Seit der Ölkrise kaufte er schwerpunktmäßig defekte und havarierte Sport- und Luxuswagen der Marken Mercedes und Porsche auf, mit denen oder deren Teilen als Restaurierungsobjekten er Handel trieb. Im Laufe der Jahre wuchs sein Schrottplatz automobiler Raritäten – „der schönste Schrottplatz der Welt“ auf etwa 5.000 Restaurierungsobjekte: ein schier unerschöpfliches Reservoir, von dem Restauratoren noch Jahrzehnte lang zehren dürften.

„Das zu kaufen, was den Reichen zu gammelig, den Armen zu unheimlich ist. Wer traut sich schon an einen verwarzten Rolls mit Motorschaden oder einen verhunzten Ferrari mit Kabelbrand? Und selbstverständlich das schön teuer zu verkaufen, was den Reichen kaputt gegangen ist: Ein Zentralverschluss für die alte Ferrari-Felge oder eine Uhr für den antiken Rolls. Gespür, Schnelligkeit und exakt zu wissen, was man für Exoten-Schrott zahlen darf, das ist das Geheimnis von Kleins Erfolg. Die Welt von Rudi Klein ist das Morbide, Kaputte. Das Gold hinter den meterhohen Türmen aus verfaulten Porsche 356, 912, 911, Carrera, Abarth Carrera, 904 GTS und Co. Platin aus längst vergangenen, glorreichen Zeiten. Getarnt als zerfressenes Metall zwischen Gestrüpp und Disteln. Die ausgebauten Boxer-Motoren, Getriebe und Achsen schimmern in der Abendsonne von Los Angeles wie ein roh geschliffener Diamant. Glückliche, wer diesen Haufen sein eigen nennen darf. Das Schrauber-Paradies auf Erden.“⁴⁸

Der in diesem Bericht mit literarischen Mitteln zelebrierte paradiesische Zauber automobiler Morbidezza gilt mittlerweile längst auch in Hochglanzmagazinen als ‚salonfähig‘:

Die Zeitschrift ‚Autofocus. Automobile Lebensart‘, die sich seit ihrer Gründung an einen kaufkraftstarken Leserkreis mit gehobenen Ansprüchen wendet, ist üblicherweise für qualitativ hochwertig photographierte Bildstrecken bekannt, in denen perfekt restaurierte oder exzellent erhaltene automobiler Preziosen, vornehmlich aus der Riege der Luxus-, Rennsport- und Prototypenfahrzeuge, vorgestellt werden. Dagegen wagte man in der Ausgabe 5 (2003) erstmals, einen ‚Schrotthaufen‘ zu präsentieren. Man ließ das Wrack unter Atelierbedingungen und mit Großbildtechnik vom renommierten Studiofotografen Michel Zumbrunn ablichten. Es handelte sich um einen äußerst seltenen ‚SS 1 Four-Light Saloon‘ von 1935 (einem Vorläufer der Marke Jaguar), von dessen Auffindung als Scheunenfund nach 50 Jahren Standzeit in einem Begleitartikel – unter dem Titel: „Aus dem Staub gemacht“ – berichtet wurde. Der Photograph verschleierte die erheblichen Standschäden und verschiedene provisorische Maßnahmen gegen das Auseinanderfallen der Karosseriestruktur keineswegs; auch der so genannte ‚Blätterteig‘ – im Fachjargon der Restauratoren eine Bezeichnung für mehrere verleimte Holzschichten, die durch Feuchtigkeitseinwirkung aufblättern – trug zu der ästhetischen Stilisierung des Autowracks bei.⁴⁹

Feuerkarosse

In der modernen Kultur westlicher Industriegesellschaften unterlagen und unterliegen Dinge „[...] nicht mehr nur einem quasi willkürlichen Kreislauf von Werden und Vergehen [...], sondern sie haben – trotz der Wegwerfmentalität, die die Konsumgesellschaft erzeugte – ein symbolisches Bewahr- und Sicherungsinteresse bewirkt.“⁵⁰

Die häufig formulierten, *modernen* Interpretamente der Kompensation oder Flucht⁵¹ können zwar auch auf den Umgang mit obsolet gewordenen verkehrstechnischen Artefakten, allen voran Automobilen, bezogen werden; aber letztlich *passen* sie nur teilweise – denn es gibt auch *gegenläufig passende* Beispiele. Martin Scharfe weist in diesem Zusammenhang auf den Freudschen Ausdruck der Kompromissbildung hin:

„Wenn sich also dem unbewußten Wunsch, das Schlaraffenland des modernen Fortschritts ad infinitum auszukosten, die Forderung des schlechten Gewissens entgegenstellt, diesen Wunsch abzuwehren, dann kann das Resultat Kompromißbildung sein (wie Freud sagte): es könnte dann ‚in derselben Bildung – im selben Kompromiß – gleichzeitig der unbewußte Wunsch und die Abwehrforderung befriedigt werden‘.“⁵²

Schließen möchte ich deshalb mit einem in der Oldtimerszene als ‚legendär‘ geltenen Bericht, der, ein weiteres Mal, mit den Automobilen des Ettore Bugatti zu tun hat – von dem unter anderem berichtet wird, er habe wie kein anderer Automobilbauer „[...] seine Arbeiter Tage lang einen Motorblock von außen polieren lassen, was ausschließlich der Schönheit galt, kein Konstrukteur hätte daran gedacht, Räder aus Aluminium zu gießen oder aus Klaviersaiten zu fertigen, und kein Fabrikant wäre mit so geringen Verdienstspannen zufrieden gewesen wie Bugatti“:⁵³

Es war der holländische Bugattifan Guillaume Prick, der den Geburtstag Ettore Bugattis im Jahr 1881 als Beginn einer neuen Zeitrechnung propagierte: Das Jahr 124 E.B. würde demnach am 15. September 2004 n. Chr. beginnen. Alljährlich verschickte Prick, „der in seiner eigenen Bugatti-Traumwelt existiert[e]“, zu diesem Termin Neujahrsgrußkarten. In seinem Testament verfügte er, nach seinem Tod in seinem Bugatti sitzend mit Benzin übergossen und verbrannt zu werden.⁵⁴



Der Holländer Guillaume Prick am Steuer seines Bugatti. Photographie von Julius Weitmann. In: Helmut Zwickel: Die Schnellsten. Berühmte Rennwagen – legendäre Fahrer. Wien u. Heidelberg 1974, 14.

- ¹ *Herbert W. Hesselmann* (Fotos) u. *Halwart Schrader* (Text): *Schlafende Schönheiten*. Ein wahres Automärchen. Hamburg 1986.
- ² *Till Schauen*: Schlafwagen. Mythos Scheunenfund – Stammtischprosa oder Realität? In: *Oldtimer Markt*, Nr. 3 (2004), 8-17, hier bes. 12 f.
- ³ Vgl. dazu z.B. den Artikel ‚Schatz‘ im HDA (Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens), Bd. 7, Berlin u. Leipzig 1936, 1002-1015.
- ⁴ *Schauen* (wie Anm. 2), 8.
- ⁵ *Norbert Böwing* (Text) u. *Reinhard Schmid* (Fotos): *Sleeping beauties*. Schrott-Mausoleum. In: *Motor Klassik*, 10 (2001), 52-55, hier 53.
- ⁶ *Hartmut Böhme*: Vom Cultus zur Kultur(wissenschaft). – Zur historischen Semantik des Kulturbegriffs. In: Renate Glaser u. Matthias Luserke (Hg.): *Kulturwissenschaft – Literaturwissenschaft*. Positionen, Themen, Perspektiven. Wiesbaden 1996, 48-68, hier 50. Für diese und weitere Literaturhinweise sowie für das Lektorat meines Beitrags bedanke ich mich bei Reinhard Bodner.
- ⁷ *Martin Scharfe*: *Menschenwerk*. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar u. Wien 2002, 326.
- ⁸ *Böwing u. Schmid* (Wie Anm. 5), 55.
- ⁹ Zit. n. einem Artikel von *Jan-Henrik Muche* (Text) u. *Andreas Beyer* (Fotos). In: *Oldtimer Praxis*, 8 (2004), 6-11.
- ¹⁰ Der Begriff stammt aus dem angelsächsischen Raum, wo er für eine Sache (oder auch Person) steht, die einer vergangenen Zeit angehört. Während ‚Oldtimer‘ im Deutschen für ein „(gut gepflegtes, seltenes) Modell eines Autos, das nicht mehr gebaut wird, insbes. aus der Frühzeit des Automobilbaus, und deshalb Sammler- oder Liebhaberwert hat“, verwendet wird, werden im Englischen für die deutsche Bedeutung von ‚Oldtimer‘ die Bezeichnungen ‚veteran car‘ oder ‚vintage car‘ gebraucht. Zit. n. *Broder Carstensen u. Ulrich Busse*: *Anglizismen-Wörterbuch*. Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945 (3 Bd.). Bd. 1, Berlin u. New York 1994, 992-994. Für Hinweise danke ich Kathrin Sohm.
- ¹¹ BGB, Teil 1, Nr. 103 (1997), § 2 Z 43 KFG. Zit. n. http://www.porscheclassic.at/oldtimer/old_allgemein.htm (Stand: 04.03.2004).
- ¹² Vgl. dazu z.B. <http://www.fsva.ch/de/Verband/Geschichte.htm> (Stand: 13.03.2004).
- ¹³ Informationen dazu auf der Homepage des Vereins: <http://www.schnauferclub-asc.de/Tradition/Mix/Dauerbrenner/Schnauferl-lkone/schnauferl-lkone.html> (Stand: 13.03.2004).
- ¹⁴ Erwähnenswert ist z.B. der im Jahr 1925 aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des ASC im Beisein von Carl Benz veranstaltete „historische Corso“. Vgl. dazu den Chronikbericht in: *Das Schnauferl*. Offizielles Magazin des allgemeinen Schnauferlclubs, gegründet 1900. Ältestes Autler-Magazin Deutschlands. Ausgabe vom September 2003, 5 f. – Online unter http://www.schnauferclub-asc.de/Das_Schnauferl/schnauferl_september.pdf (Stand: 18.03.2004).
- ¹⁵ Vgl. *Jan Assmann*: *Das kulturelle Gedächtnis*. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 4. Aufl. München 2002, 20.
- ¹⁶ Homepage der FIVA: <http://www.fiva.org> (Stand: 18.03.2004).
- ¹⁷ Eine imposante Sammlung an Omnibussen und technischen Einsatzfahrzeugen hat im Laufe der Jahrzehnte die Österreichische Post- und Telegraphenverwaltung bzw. die heutige Postbus AG aufgebaut. Ausgewählte Exemplare daraus, die teils im Charter-, teils im saisonalen Linienbetrieb eingesetzt waren, wurden bei Oldtimermessen präsentiert; als geschlossene Sammlung können die Fahrzeuge derzeit jedoch nicht besichtigt werden. Vgl. hierzu die mit Bildbelegen reich ausgestattete Publikation von *Peter Lösch u. Hans Pötschner*: *90 Jahre Postautobus*. Bonn 1998. (= Omnibus-Archiv Österreich) sowie <http://www.postbus.at/rent/index.html> (Stand: 07.03.2004).

¹⁸ Mit der Sammlung Prof. Dr. Max Reisch (1912-85) befindet sich eine bedeutende, weil lückenlose, biographisch orientierte Automobilsammlung im Innsbrucker Riesenrundgemälde: Sie enthält alle Fahrzeuge, die auf den Reisen (Nordafrika, Indien, 40.000 km um die Welt, Sahara, Wüste Sinai, Orient) des Tiroler Geographen und Expeditionsreisenden Reisch verwendet wurden. Vgl. dazu <http://www.maxreisch.at> (Stand: 07.03.2004).

¹⁹ Zur Geschichte des ÖMVV vgl. <http://www.oemvv.at/oemmvv/geschichte/.htm> (Stand: 16.02.2004), 8.

²⁰ *Hermann Bausinger*: Technik im Alltag. Etappen der Aneignung. In: *ZfV*, 77 (1981), 227-242, hier 241.

²¹ *Konrad Köstlin*: Relikte: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. In: *Kieler Blätter für Volkskunde*, V (1973), 135-157, hier 148.

²² Vgl. dazu *Adelheid Schrutka-Rechtenstamm*: Vom Wegwerfen zum Recycling. Über den symbolischen Umgang mit Ressourcen. In: *Bayer. Jb. f. V.* 2000, 129-135, hier 129.

²³ Eine treffende Formulierung bei *Andreas Knie u. Lutz Marz*: Die Stadtmaschine. Zu einer Raumlast der organisierten Moderne. Discussion paper. Berlin 1997, 1 (gefunden bei *Zenone* [wie Anm. 25]).

²⁴ *Bazon Brock*: Autofriedhof. In: ders.: Die Re-Dekade. Kunst und Kultur der 80er Jahre. München 1990, 283-288, hier 283.

²⁵ Zit. n. *Daniela Zenone*: Das Automobil im italienischen Futurismus und Faschismus. Seine ästhetische und politische Bedeutung. Berlin 2002. Onlinepublikation: <http://skylla.wz-berlin.de/pdf/2002/ii02-115.pdf> (Stand: 22.03.2004). (= Veröffentlichung der Abteilung „Organisation und Technikgenese“ des Forschungsschwerpunktes Technik-Arbeit-Umwelt, Projektgruppe Mobilität am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung). – Für eine volkscundlich-kulturwissenschaftliche Perspektive vgl. *Martin Scharfe*: Die Nervosität des Automobilisten. In: Richard van Dülmen (Hg.): *Körper-Geschichten*. Frankfurt/Main 1996, 200-259. – Neuere Untersuchungen des Kölner Instituts für Betriebliche Gesundheitsförderung zur anthropomorphisierender Interaktion von Personen mit technischen Geräten, darunter auch dem Auto, ergaben interessante Aufschlüsse. Befragungen zufolge steht bei anthropomorphisierenden Interaktionen mit Geräten unter 13 häufigen Gerätearten an zweiter Stelle das Auto mit 18 % nach dem PC mit 26 % Anteil an der Spitze. Die Umfrage einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft ergab, dass 32 % der Befragten ihrem Auto einen Namen gaben und 12 % ihrem Auto zum Valentinstag ein Geschenk machen würden Zit. n. http://www.aok-bgf.de/aktuell/archiv/IN%202_01.pdf, 6 (Stand: 22.03.2004).

²⁶ *Brock* (wie Anm. 24), 283.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd., 286.

²⁹ *Boris Groys*: Über das Neue. Versuch einer Kulturökologie. München u. Wien 1992, 9.

³⁰ Zit. n. *Folker Kraus-Weysser*: Fauler Zauber. Vier Fotografen (Wolfgang Drehen, Matthias Schneider, Peter Vann, Malte Jürgens) erleben die morbide Faszination des Schrottplatzes. In: *Autofocus*, 7 (1999) H. 3, 74-80.

³¹ Zit. n. http://www.bmbwk.gv.at/medienpool/9225/84043_Metallrecycling.pdf (Stand: 15.03.2004)

³² Vgl. dazu die Bemerkungen bei *Martin Scharfe*: Pferdekutscher und Automobilist. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung*, 27 (1991), 139-162, hier 141 f.

³³ Zit. n. *Malte Jürgens*: Von alten Teilen und Altenteilen. In: *Motor Klassik. Das Oldtimermagazin von Auto, Motor und Sport*, 7 (2004), 3.

³⁴ Ausdruck bei *Ruth-E. Mohrmann*: Dingliche Erinnerungskultur im privaten Bereich. In: Brigitte Bönisch-Brednich u.a. (Hgg.): *Erinnern und Vergessen*. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen 5), 209-217.

³⁵ *Wolfgang Kaschuba*: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, 229.

³⁶ *Gottfried Korff*: Paradigmenwechsel im Museum? Überlegungen aus Anlass des 20jährigen Bestehens des Werkbund-Archivs, vorgetragen am 27. Mai 1993 im Martin-Gropius-Bau. Ohne Paginierung. Online unter: http://www.museumderdinge.de/interna/selbstbild_fremdbild/g_korff.php (Stand: 16.03.2004).

³⁷ Dieser beschreibt das Fehlen von Authentizität in ‚Strukturelle Anthropologie‘ als negatives Merkmal westlicher Industriegesellschaften. Zit. n. *Korff* (wie Anm. 36).

³⁸ Der Literaturwissenschaftler beschreibt in seinem Buch ‚Von realer Gegenwart‘ (Wien 1990) die wachsende Sehnsucht nach dem Primären/Authentischen in einer Welt des Sekundären/der Surrogate. Zit. n. *Korff* (wie Anm. 36).

³⁹ In der Oldtimerszene steht ‚Molsheim‘, der Standort der als Firma heute nicht mehr existenten Automobilmanufaktur von Ettore Bugatti, synonym für die Marke Bugatti.

⁴⁰ Die meisten ‚Neulinge‘ unter den Bugatti-Besitzern wünschen sich ein vermeintlich ausschließlich mit dieser Sportwagenmarke in Verbindung gebrachtes, spezielles Blau. Firmenspezifische Farbtöne (wie z.B. das für Ferrari markengeschützte ‚Rosso Corsa‘ oder das Tannengrün der englischen Sportwagenmarken Bentley Lotus, Aston Martin, Lagonda u.a.) würden ein Kapitel für sich darstellen: Entsprechende Zuschreibungen resultieren aus den Anfängen des internationalen Automobilrennsports, der als Wettstreit der Nationen aufgefasst wurde. Bis zur Einführung einer ab 1934 geltenden neuen Rennformel mussten die Rennsportwagen in jenen Rennfarben lackiert sein, die der Nationalität der Rennfahrer entsprachen (z.B. für Frankreich: Blau). Ab 1934 machte man die Rennfarbe nicht mehr von der Nationalität des Fahrers, sondern von jener des Rennstalls abhängig, sodass z. B. französische Rennställe wie Delahaye, Delage, Bugatti u.a. die Rennen in Blau bestritten – und zwar ungeachtet dessen, welcher Nationalität die Rennfahrer angehörten. Ab der Rennsaison 1968 wurde diese Unterscheidungsregel zugunsten der dominierend gewordenen Werbeinteressen von Sponsorfirmer aufgegeben. (Zit. n. Der Sport-Brockhaus. Alles vom Sport von A-Z. 3. Auflage Wiesbaden 1977, 364.)

⁴¹ Restaurierungsbericht von *Thomas Wirth* (Text) u. *Hardy Mutschler* (Fotos). In: Motor Klassik. Das Oldtimermagazin von Auto Motor und Sport, 11 (2002), 124-129, hier 127.

⁴² Ebd., 125.

⁴³ Zit. n. ebd.

⁴⁴ Zit. n. ebd., 127.

⁴⁵ Erst vor 7 Jahren wurde das mondäne Ambiente der Villa d'Este als geeignete Bühne für eine Wiederbelebung des Concorso d'Eleganza – nunmehr allerdings als Wettbewerb um die schönsten historischen Kraftfahrzeuge der automobilen Oberklasse – ausgewählt.

⁴⁶ Eingehendere historische Untersuchungen des Themas sind zwar relativ selten; aber mit Hilfe der Informationen, die auf Veranstalter-Homepage zu findenden sind, lassen sich zumindest einige Grundzüge eines Bedeutungswandels nachzeichnen. Vgl. insbesondere http://www.amwmag.com/Redaktionell/Villa_d_Este/Villat1/villat1.html (Stand: 14.03.2004).

⁴⁷ Das fehlende ‚s‘ dürfte sehr wahrscheinlich auf markenrechtliche Gründe zurückzuführen gewesen sein.

⁴⁸ *Oliver Lauter*: Pekige Porsche. Vergammelte Flügeltüren. Fassungslose Ferrari. Crash Mobiles besuchte den schönsten Schrottplatz der Welt: Rudi Kleins Porche Wrecking in Los Angeles. In:

http://www.daz24.de/15_archiv/05_cm/1101/1_1.htm (= DAZ 24. Der Auto-Anzeiger) (Stand: 08.03.2004).

⁴⁹ *Halwart Schrader* (Text) u. *Michel Zumbrunn* (Fotos): Aus dem Staub gemacht. In: *Autofocus. Automobile Lebensart von Auto, Motor und Sport*, 5 (2003), 86-93.

⁵⁰ Zit. n. *Gottfried Korff*: Dinge: unsäglich kultiviert. Notizen zur volkskundlichen Sachkultur-forschung. In: Franz Grieshofer u. Margot Schindler (Hgg.): *Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege*. Wien 1999 (= Festschrift für Klaus Beitz zum 70. Geburtstag), 273-290, hier 290.

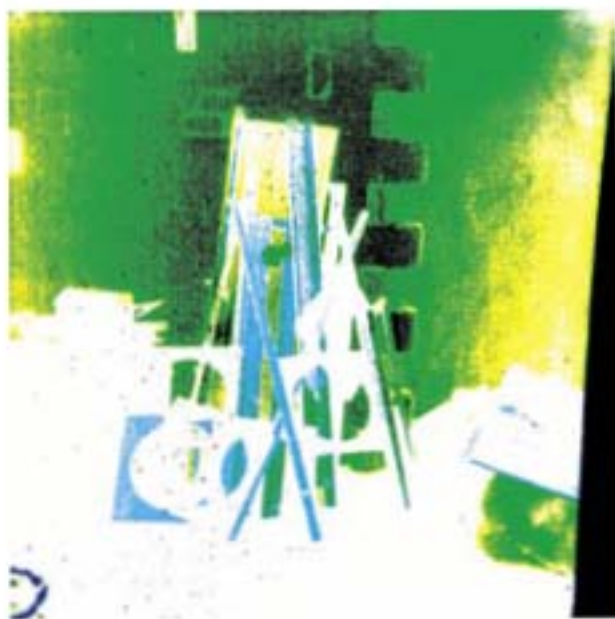
⁵¹ Vgl. dazu *Scharfe* (wie Anm. 7), 318. Für Hinweise danke ich Kathrin Sohm und Reinhard Bodner.

⁵² Ebd.

⁵³ *Klaus Lempke*: Die alten Autos der alten Schlümpfe. In: *Stern Illustrierte* 22 (1977), 192-199, hier 197; zit. n. *Völker Fischer*: Nostalgie. Geschichte und Kunst als Trödelmarkt. Luzern u. Frankfurt/Main 1980, 91.

⁵⁴ Zit. n. *Helmut Zwickl*: Die Schnellsten. Berühmte Rennwagen – legendäre Fahrer. Wien u. Heidelberg 1974, 19. – Zu den besonderen Zusammenhängen zwischen Automobil und Feuer sei abschließend verwiesen auf *Gerburg Treusch-Dieter*: Die Geburt des Autos aus dem Feuer. Das Ende einer Himmelfahrt. Onlinepublikation 2001 unter <http://www.treusch-dieter.de/tartefakte/auto01.html> (Stand: 15.03.2004).





Das Kapitel „*Design der Entbehrung. Zum Gebrauch von Abfall in der modernen Ästhetik*“ (S. 145 – 151) von Malte Borsdorf ist nicht Open Access verfügbar.

Umweltkrippen, Erinnerungswohnzimmer, Müllaltäre Über die Müll-Projekte von Hans Kirchmair und ‚Kultur am Land‘

Tanja Beinstingl

„Müll ist nicht innovativ, sagte mir ein Amt, als ich um Unterstützung für unser ‚Kultur am Land‘-Projekt für ansuchte. Da hab’ ich mal im Lexikon nachschauen müssen, was denn innovativ nun wirklich heißt, denn viele Begriffe hat jeder im Mund und wenn’d dann fragst, was es genau heißt, weiß es keiner. [...]. Innovativ ist er nicht, aber er muss neu sein, denn die Verpackung ist heut’ schon gleich wichtig wie der Inhalt – ich weiß wovon ich rede, ich komm’ aus der Werbung. Früher war Müll alt, als man noch jeden Nagel geradegeklopft hat, heute ist der Müll jung und ‚neu‘.“ (Hans ‚Haki‘ Kirchmair)¹

I.

‚Kultur am Land‘ hat seinen Sitz in der rund 2.500 Einwohner zählenden Gemeinde Buch bei Jenbach. Der stark landwirtschaftlich geprägte Ort liegt im Unterinntal, ca. 35 km von Innsbruck entfernt. In einem aufgelassenen Gasthaus, dem früheren ‚Kirchenwirt‘ im Ortsteil St. Margarethen, fand der 1986 gegründete Verein Platz für sein Lokal. ‚Kultur am Land‘ versteht sich als „Nahversorger mit Kultur“,² das Angebot umfasst u.a. Konzerte, Kabarett, Theater, Ausstellungen, Lesungen, Workshops (Salsa-Tanzkurs, Trommeln, Malen, afrikanische Batik u.a.m.) sowie ein umfangreiches Kinder- und Jugendprogramm.³

Der Vereinsname und die breite Palette von Veranstaltungen deuten auf ein Kulturkonzept hin, das für regionale bzw. lokale Kulturinitiativen häufig kennzeichnend ist: Im ländlichen Raum soll eine ‚Kultur‘ vertreten werden, die dem lokalen Defizit entspringt, eine ‚Kultur‘, die es bisher am Ort noch nicht gab.⁴ „Kulturarbeit am Land“ möchte eine Alternative zu den etablierten dörflichen Traditionen und Veranstaltungen anbieten und alle interessierten Menschen einladen, sich aktiv daran zu beteiligen, „grenzenlos, alterslos, vorurteilslos“⁵. Das Einzugsgebiet des Publikums umfasst den Bezirk Schwaz und reicht fallweise von Innsbruck bis Kufstein.

Obmann des Vereins ist der Bildhauer und Dekorateur Hans Kirchmair (Jg. 1947), der abwechselnd in St. Margarethen und in Griechenland lebt. – 1986, im Jahr der

Vereinsgründung, erreichte sein „kultureller Kampf“⁶⁶ einen ersten, Aufsehen erregenden Höhepunkt. Noch rechtzeitig vor Weihnachten war es ihm nämlich gelungen, die „erste Umweltkrippe Europas“⁶⁷ im Kellerlokal des Vereins aufzustellen. Zu diesem Zweck hatte er den Raum zweigeteilt und entsprechend adaptiert. Den Hintergrund bildete eine dunkle Höhlenform, vor der sich drei lebensgroße weiße Gestalten abhoben, in Schutzanzüge gehüllte Schaufensterpuppen mit Gasmasken vor dem Gesicht. In den Händen des vermeintlichen Josef tickte ein Geigerzähler. Maria hielt ein Schild in Händen, mit der Aufschrift: „41 JAHRE NACH HIROSHIMA / 5000 MISSGEBURTEN JÄHRLICH / AUCH DIESES KIND / KAM MISSGEBOREN AUF DIE WELT / WIR SIND MITSCHULDIG ...“ Zwischen den beiden lag in einem aufgeschnittenem Ölfass eine Kinderpuppe mit Gasmaske in „seltsam zusammengekauert Haltung“⁶⁸, der Boden war übersät mit Müll, Aludosen und Zigarettenskippen. Die dritte, kniende Gestalt entpuppte sich als lebendig, sie riss sich die Gasmaske vom Gesicht und starb einen inszenierten Tod.



Umweltkrippe, Buch 1986. Foto: Hans Kirchmair.

Die rechte Seite des länglichen Raumes war mit Kriegsmaterial und Stacheldraht bestückt, während die linke Seite einen durch Umweltschäden zerstörten Wald darstellte: dürre Bäume und Wegweiser „Zur Autobahn“ und nach „Wackersdorf“. Der Krippe gegenüber saß eine Schaufensterpuppe, die Haki mit dem Titel „Der brave Bürger“ versehen hatte. Sie hing einer Marionette gleich an dünnen Fäden, die von einer menschlichen Hand gehalten wurden, konnte sich auf Knopfdruck bewegen und sprechen, allerdings beschränkte sich ihr Vokabular auf: „Ja, jawohl, ja, ja...“. Auf

dem Tisch vor der Puppe stand eine Bierflasche und quoll ein Aschenbecher über, ein Plastikchristbaum sollte für Weihnachtsstimmung sorgen. Beim „Braven Bürger“ handelte es sich um eine ältere Installation Hakis, die er vorher schon in verschiedenen Gasthäusern und Cafés ausgestellt hatte.

An Stelle der am ‚Krippele-Bauen‘ und ‚Schauen‘ sonst häufig und liebevoll interessierten Volkskundler berichtete August Koiseegg, Maler, Schriftsteller und damals Maurer bei der TIWAG (Tiroler Wasserkraft AG) in Jenbach, im ‚Gaismair Kalender 1988‘:

„Damit ist die Erste Umweltkrippe Europas eröffnet. Leider befinden sich unter den Zuschauern fast durchwegs Leute, die wissen, wie weit an die Kehle das Wasser uns steht. Die, die es nötiger hätten, solches zu erfahren, die Unwissenden und Ignoranten des Dorfes, für die Haki eigentlich die Krippe gebaut hat, bleiben zum Großteil der Veranstaltung fern, schauen sich lieber eine handgeschnitzte Tiroler Krippe mit Ochs und Esel an, aus für mich unerfindlichen Gründen.

Was bewirkt sie nun, die Umweltkrippe in der kleinen Dorfgemeinde?

Sie bringt die Leute zum Reden. Sie reden viel über den Haki, der sich wieder was Negatives hat einfallen lassen. Sie greifen den Haki persönlich an. Wenn er weit genug weg ist, trauen sie sich. Diese Dorfhelden beschimpfen und verleumden mit Vorliebe Leute, die sich nicht rechtfertigen können, weil sie nicht anwesend sind. Die christlichen unter diesen Verleumdern sind der Meinung, daß Haki überhaupt das Recht nicht zustehe eine Krippe herzustellen, weil er selber in der Kirche nie zu sehen sei.“⁹

Die Gemüter im Ort gingen hoch; heiße Debatten wurden geführt, wie Haki sich erinnert.¹⁰ Sowohl im österreichischen als auch im deutschen Fernsehen wurde damals über St. Margarethen berichtet. Da es seine Intention war, die Menschen zusammenzubringen, nicht sie zu entzweien, organisierte er kurz darauf eine Podiumsdiskussion, zu der er Kommunalpolitiker und Kirchenräte einlud. Die Kritiker unter ihnen sahen die Krippe als Symbol des Christentums missbraucht. Sie griffen Haki auch persönlich an, etwa was seine Lebensweise im Allgemeinen, sein seit Jahren im Rohbau befindliches Haus und die im Garten wachsenden Brennnesseln anging. Dagegen erklärten die Verteidiger, zu denen u.a. der Innsbrucker katholische Theologe Józef Niewiadomski gehörte, in verschiedenen Ländern Europas würden Krippen „[...] weltliche Begebenheiten miteinschließen und sich kritisch mit der politischen Realität auseinandersetzen“.¹¹

Die zum Teil heftigen Reaktionen der „Dorfhelden“ auf Hakis Sakrileg des *Ver-greifens* an einem zentralen Weihnachtsrequisit – in Tirol, dem „österreichische[n] Krippenland Nummer eins“¹² – deuten auf Werthorizonte hin, die sich momentan verschieben oder bereits verschoben haben. 2004, im Rückblick, bewertet Haki seine

damalige Aktion als sehr positiv. Sie habe vieles in Bewegung gesetzt; und im Nachhinein hätten ihm einige Menschen zugestanden, dass er damals doch recht gehabt hätte mit dem, was er aufzeigen wollte.¹³ – Würde eine Umweltkrippe heute noch auf ähnlich aufgeregte Reaktionen stoßen? Oder würde der damals innovative Entwerfungsakt mittlerweile *gleich gültig* geworden sein?

Bis heute wird Haki der Vorwurf gemacht, in seinen Werken und Aktionen „zu negativ“ zu sein. Und andererseits: Schon 1988 hatte August Koiseegg anlässlich einer anderen Weihnachtsaktion Hakis – der auf Tonband dokumentierten „Herbergsuche“ eines jugoslawischen Gastarbeiterpaares – festgestellt, dieser habe ihn dazu bewegt, „über eine katholische Angelegenheit, über einen sogenannten alten, löchrigen Hut, dem ich sonst keine Bedeutung mehr beigemessen hätte“ zu schreiben.¹⁴

II.

„Sperrmüllhäufen haben schon immer eine Faszination auf mich ausgeübt. Als die Sperrmüllhäufen noch auf den Straßen waren, in den Siedlungen, da hab’ ich gesehen, wie die Hausfrauen hinter den Vorhängen herausgeschaut haben, was ich alles herausgezogen hab, weil sie zum Teil neidig waren, aber sich selber nicht getraut haben, hinzugehen und zu stieren. Einmal hab’ ich einen Holzkoffer rausgezerrt, da kommt ein alter Mann vorbei und fragt, was tust’ denn mit dem? Ich sag’, ich überleg’ grad, wie ich ihn nach Hause bring’, denn wenn ich ihn da stehen lass’, ist er weg. Wir kommen in ein Gespräch und reden sicher eine Viertelstunde, der Schlusssatz von dem Mann war ‚Verkauft mir den Koffer?‘ Die ganze Geschichte war dann die: (...) Er hat das schon die ganze Zeit beobachtet, hat gesehen, wer ihn hinein geschmissen hat und hat sich nicht getraut hinzugehen und den Koffer herauszuholen. Er hat auch mich dann beobachtet, wie ich den Koffer herausgezogen hab’ und dann das Gespräch begonnen. Am Ende hat er mir den Koffer wirklich abgekauft, ich hab’ ihn ihm nicht gratis gegeben, er hat mir auch den Preis gezahlt.“¹⁵

Müll als Material und Gegenstand hat Haki seit den 1980er Jahren nicht mehr losgelassen. Als Sammler und Künstler nähert er sich dem Thema vor allem auf der Ebene der affektiven Besetzung von Müll im Alltag und fragt dabei nach gesellschaftlichen Moralisierungsvorgängen und den damit einhergehenden Verschiebungen im kulturellen Gefüge. Für seine Projekte findet er immer wieder Unterstützung in der Lokal-, Landes- und Europapolitik, bei Umweltserviceorganisationen und Entsorgungsunternehmen sowie beim ‚Verband Abfallberatung Österreich‘ (VABÖ). So errichtete er z.B. im Juni 2003 auf dem Pfundplatz in der Innenstadt von Schwaz ein „Kitsch-Kunst-Gefühls- und Erinnerungswohnzimmer“ im Stil der 1960er und -70er Jahre – eine Freilicht-Installation aus Polstermöbeln, Tisch und Teppichen, Zei-

tungen, einer Uhr und einer venezianischen Gondel inklusive Schlagermelodien vom Plattenspieler. „Weg von der Wegwerfgesellschaft“, lautete der Appell des anwesenden Umweltstadtrates, während Vertreter der ATM (Abfallwirtschaft Tirol Mitte) und von Tiroler Secondhand-Einrichtungen an ihren Infoständen für eine Forcierung des „Reparaturgedankens“ eintraten.¹⁶

„Mit dem Müll schmeißen wir auch viel an Erinnerung weg“, erklärt Haki zu diesem Projekt. Und auch als ‚Kultur am Land‘ wenig später, im Oktober desselben Jahres, sein gesamtes Monatsprogramm unter das Motto ‚Müllkultur – Kulturmüll‘ stellte, fühlte er sich in seiner Einsicht bestätigt,

„[...] dass Müll ganz was Philosophisches ist, und zwar stellt sich mir immer wieder die Frage: Wann ist etwas Müll? Wann beginnt etwas Müll zu sein und wann hört es wieder auf? (...) Ich hatte da ein Erlebnis, das mich auf diese Frage aufmerksam werden ließ. Wir hatten ja vor unserem ‚Kultur am Land‘-Lokal ein Drahtgitter gefüllt mit Müll aufgestellt, und unter anderem hatte ich auch ein Heiligenbild am Müllplatz gefunden und mit einem Nagel oben an der Skulptur befestigt. Am nächsten Tag bekam ich einen Anruf von einer alten Frau aus dem Dorf. ‚Haki, was tust‘ denn mit dem Heiligenbild?‘, fragt sie mich. Nix, hab‘ i g’sagt, das hab‘ ich aus dem Müll. Sie hätte es so gern, sagt sie. Ja, klar kann sie es haben. Es war nichts besonderes, ein billiger Druck und durch den Nagel auch schon beschädigt. Mich hat es verwundert und auf die Frage gestoßen – was ist Müll? Was für den einen Müll ist, muss für den anderen noch lange kein Müll sein.“¹⁷



Müllskulptur von Dietmar Damerau, mit Heiligenbild.
Foto: Tanja Beinstingl.

Das Wegwerfen religiöser Symbole wird trotz ihrer schwindenden Bedeutung und des oft geringen Materialwertes häufig als „irgendwie unwürdig“ empfunden. Hierfür

mögen mehrere Gründe vorliegen, zum einen verknüpfen ältere Personen mit diesen Objekten seit der Kindheit eine hohe Bedeutsamkeit, zum anderen könnten Fragen der „Gestaltheiligkeit“ (Leopold Schmidt) eine Rolle spielen, die es wichtig erscheinen lassen, dem Objekt auch bei seiner Entsorgung Würde zukommen zu lassen. Eine adäquate Lösung ist in vielen Fällen eine Schenkung an das Museum.¹⁸

Unter Einbeziehung der Bevölkerung und des öffentlichen Raumes organisierte das Team der Kulturinitiative eine Reihe von Veranstaltungen. Um nur einige der Höhepunkte des Programms zu nennen:

Müllskulpturen von Dietmar Damerau



Müllskulptur von Dietmar Damerau. Foto: Tanja Beinstingl.

„Die Müllskulpturen des Dietmar Damerau aus Griechenland sind so witzig gemacht (...) ich hab' soviel Spaß an den Sachen, die er aus Müll produziert, er ist sehr kreativ, hinterhältig witzig, auf dem Niveau von Karl Valentin oder Charly Chaplin, wenn man das so vergleichen will.“¹⁹

Der 1935 in Preußisch Holland (Ostpreußen) geborene Bildhauer und Maler Dietmar Damerau führt ein bewegtes Leben; nach langen „Wanderjahren“ lebt er mittlerweile in Griechenland: „In keine Schablone passend, keiner Richtung angehörend, keinem -ismus zuordenbar sind seine Themen die große Welt, die gesamte Natur. Kunst bedeutet für ihn ‚Aus-sich-selbst-schöpfen‘ und führt oft ins Hintersinnige und Scurrile. Nach der Ausstellung bei Kultur am Land kommen seine Skulpturen ins ‚Museum Synthese‘ in München und sind dann nicht mehr zu verkaufen.“²⁰ Dameraus Skulpturen entstanden aus Müll, angespült in Griechenland, verwoben zur neuen Gestalt.

Müll-Monster-Bauen für Kinder

Am überdachten Vorplatz von ‚Kultur am Land‘ wurde Müll aus den Containern am Bauhof bereitgestellt, um Kinder in ihrer Kreativität anzuregen.

„Zur Kinderveranstaltung kamen auch zwei verhaltensauffällige Buben, so zehn zwölf Jahr‘, mit ihrer Betreuerin. Sie sind schon recht rabiat hereingekommen (...) Man hat ihnen nicht viel angemerkt, nur ein kleines Bewegungsdefizit vielleicht, und sie haben begonnen, die Müllsäcke aufzureißen. Die Therapeutin wollt‘ gleich einschreiten, da hab‘ ich gesagt, sie soll sie nur lassen, es ist ja alles Müll, sie können nichts kaputtmachen, warum hier Grenzen setzen. [...]. Wie einfach wäre das, nur so als Utopie, vier fünf Mal im Jahr mit den Kindern in den Recyclinghof zu gehen, wo sie wüten, toben und schlagen können.“²¹

Entgegen der bemerkenswerten Erwartung der Organisatoren, dass Monstren – ein Teil der Metaphorik des „Müll-Systems“ – geboren werden würden, hatten die fertigen Skulpturen zum Teil eher den Charakter von ‚Gebrauchsgegenständen‘: Flugzeuge, Go-Karts, Sessel, u.a.m.

„Abfall zum Zuhören – aus Müll wird Musik“²² – ReCyCling mit dem Ensemble C2

Für dieses Konzert hatten die vier Musiker des ‚Jazzavantgarde Ensembles C2‘ über den Sommer auf verschiedensten Müllinstrumenten geübt. Das Ensemble setzte sich aus Helmut Sprenger („Es-, Bass-, Katalysatorklarinette und sonstiger Schrott“), Hanno Winder (Gitarre mit Müll), Gerhard Gruber (Autofelgen, Kugellager, Marimba) und Andi Schiffer („Bremsbeläge, Staubsaugerschlauch und anderer Krimskrams“) zusammen. Veranstaltungsort war der Recyclinghof Brixlegg, der Haki zufolge ein außergewöhnlich gutes Ambiente für das Konzert bot. Das Publikum war aufgefordert, sich selbst Müllinstrumente auszusuchen, auf denen es mittrommeln konnte.²³

„Die Mitarbeiter vom Sperrmüllhof haben schon über die Sommermonate Stühle und andere witzige Sitzgelegenheiten auf die Seite getan, auch eine Badewanne haben wir aufgestellt. Wir haben gesagt, das ist das erste Konzert, wo sich die Leut‘ nach der Veranstaltung die Stühle kaufen können, und ich hab‘ mir gedacht, wir werden drei vier Stühl‘ verkaufen. Das Geld wollten wir für das Schulprojekt in Afrika aufwenden, welches wir mitbetreuen. Am Ende hatten wir vierzig Stühle verkauft, sicher auch einige für den guten Zweck, aber die meisten haben sie schon genommen, weil sie ihnen so gut gefallen haben, weil sie witzig waren. Dabei war das alles Müll. [...]. Wenn du die Leut‘ beobachtet hast, die sind rein und sofort zu den Containern hin, weil da haben sie wertfrei schauen können – es war ja ein Konzert!“²⁴

Erweiterungen: Ränder der Gesellschaft und Sprachmülldeponien

„Die Leute glauben immer, Müll ist nur ein Milchpackerl. [...]. Deshalb wollten wir den Müll mit all seinen Facetten zeigen, wollten ihm freien Raum geben zum Durchdenken, und wir wollten vor allem auch das Publikum mit einbeziehen.“²⁵

In den bisher erwähnten Veranstaltungen wurde die „aggressive Präsenz“²⁶ des Mülls thematisiert und Abfall zum ‚Wertstoff‘ für Kreativität und Innovation. Abzurunden versuchte ‚Kultur am Land‘ sein Oktoberprogramm durch Aktionen, denen ein erweiterter oder ‚entgrenzender‘ Begriff von ‚Müll‘ zugrunde gelegt wurde: „Müll ist nicht nur Abfall. Müll ist facettenreich“, wird Haki in einem Artikel der Tiroler Tageszeitung zitiert. Er meint: „Müll hat gesellschaftliche [...] Dimensionen, es können damit im schlimmsten Extremfall sogar Menschen mit Handicaps verstanden werden.“²⁷ Und er berichtet:

„Da haben wir auch eine Veranstaltung gemacht, wir nennen das natürlich nicht ‚Menschlichen Müll‘, sondern ‚Menschen am Rande der Gesellschaft‘. Wir haben uns zusammengesetzt, einfach so, ohne Podiumsdiskussion, und sie haben uns aus ihrem Leben erzählt. Es waren verschiedene Leut‘ aus dem Bezirk Schwaz und Innsbruck, aber ganz bewusst keine, die auf Entwöhnung sind. In Innsbruck gibt es das betreute Wohnen, wo die Leute noch Probleme mit Alkohol haben (...) Diese Veranstaltung hat bei den alkoholkranken Menschen Gefühle in Gang gesetzt, das hätte man nicht geglaubt. Einer der Sandler stammt aus Jenbach, und weil er so gerne in seine alte Heimat mitfahren wollte, hat er es geschafft, den ganzen Tag trocken zu bleiben. Dabei ist er auf Schnaps drauf im Moment und ich frag‘ mich, was da in ihm vorgegangen ist, dass er das zusammengebracht hat. Sein Betreuer hat mir erzählt, dass er an dem Tag dreimal geduscht hat, das ist was besonderes, denn normal duscht er kaum einmal in der Woche. Für mich ist das die wirkliche Belohnung, diese Leute zu treffen und ihre zum Teil sehr tragischen Geschichten zu hören (...) Wir haben sie ernst genommen, einfach so, wie sie sind.“²⁸

Hinzu kam, um ein weiteres Beispiel zu nennen, eine Lesung, in der August Koisegg und Herbert Gasparin, Deutschprofessor in Innsbruck, „sprachlichen Müll“ (angelsächsisch: *Verbage*²⁹), Fundstücke aus Zeitungen und Magazinen, Sprichwörter, Werbebotschaften u.a.m., vorführten – kein neues, sondern ein mittlerweile gängiges Verfahren der Kritik heutiger Kommunikationsdefizite und sprachlicher Überproduktion: „Der Mensch ist beschmiert und bekleckert mit Sprache, er ist verunstaltet mit einer Fähigkeit und Fertigkeit, die ihn hätte zivilisieren und kultivieren sollen, die ihn jedoch reduziert und verkommen lässt in einem Schriften- und Sprachenmüll. Seine Welt ist in eine Müllhalde verwandelt, seine Städte sind ein Müllhaufen – Umweltverschmutzung durch Sprachmüll. Man kann sogar von einer Sprachverseuchung

bzw. Verseuchung durch den Sprachmüll sprechen,“ spitzt es – nur eine Aussage unter vielen – der türkisch-deutsche Sprachdidaktiker Yüksel Pazarkaya zu.³⁰

III.

Nach einem Resümee der Veranstaltungsreihe befragt, berichtete Haki mir vom insgesamt eher geringen Publikumsecho und stellte dazu die folgenden Überlegungen an:

„Im Nachhinein (...) die Veranstaltungen waren, bis auf das Konzert, großteils schwach besucht, so zwischen dreißig und vierzig Leut', ich hätt' mir mehr gewünscht, auch für die Diskussionen, aber es war ein Lernprozess (...) Ich hab' mit vielen Leuten geredet. Zum Beispiel hab' ich eine Künstlerin angerufen und erzähl' ihr von den Veranstaltungen, da sagt sie, ma [mei'/',mein Gott', Anm.], Haki, wenn du sowas nochmal machst, will ich auch mitmachen, grad' der sprachliche Müll würd' mich interessieren, da frag' ich sie, warum sie denn nicht gekommen ist, sie bekommt das Programm ja zugeschickt. Darauf sagt sie, ich muss dir was sagen, ich hab' die Überschrift Müll gelesen und nicht mehr weitergelesen! – Das hat mir zu denken gegeben. Ich hab' auch noch bewusst mit anderen Leuten geredet, in der Männersauna, am Straßenrand, und jeder hat mir bestätigt, dass das Wort Müll in unserer Gesellschaft so negativ besetzt ist, da geht man nicht hin, da entwertet man sich selber.“³¹

Der angesprochene Zusammenhang der negativen Besetzung von ‚Müll‘ war es auch, der Ende Oktober schließlich dazu führte, dass eine der geplanten ‚Kultur am Land‘-Veranstaltungen abgesagt werden musste. Angekündigt war eine Aktion, in der die „verschiedenen Aspekte der ‚Vermüllung‘ unserer Landschaft“ – vor allem jener der Tiroler Tourismusregionen – aufgezeigt werden sollten:³² „Wir rufen die Besucher dazu auf, eigene Beiträge wie Fotos von Landschaftsmüll oder Lieblingsplätzen oder Müllfundstücke mitzubringen – sie werden zum Schluss zu einem gemeinsamen ‚Altar‘ aufgebaut.“³³

Als Schauplatz der Veranstaltung war der Ansitz Schloss Melans in der Nähe des Marienwallfahrtsortes Absam vorgesehen – aber, berichtet Haki, „wegen der Religiosität in Tirol hat das derjenige verboten, bei dem es hätte stattfinden sollen. Er wollte das nicht in seinem Haus, das wär' dermaßen entwertend.“³⁴

Der ‚Fall‘ des Absamer Müllaltars sorgte zwar für zum Teil durchaus ähnliche Reaktionen, wie die St. Margarethener Umweltkrippe von 1986; aber er würde eine eingehendere Betrachtung verdienen, die über den Aspekt der Provokation von Religiosität, des „alten, löchrigen Huts“ (Koisegg), hinaus gehen müsste.³⁵ Als eine interessante Analogie könnte etwa die Konzeptkunst Winfried Baumanns angeführt werden, auf die in letzter Zeit Bazon Brock nachdrücklich hingewiesen hat: Baumann

entwickelt Pläne für Müllkathedralen und müllbeladene Altäre oder fordert, Deponien nach den Proportionsschemata etwa der Aachener Pfalzkapelle oder des Kölner Doms zu errichten. In seinen bildhauerischen Arbeiten werden der Müll und seine giftige Strahlung – als bestimmendes Element einer „neuen Wirklichkeit“ und „entscheidende Kulturproduktion“ – anbetungswürdig; „wir brauchen den tödlichen und deswegen anbetungswürdigen Dreck nicht mehr in lebensfernen Gegenden unter die Erde verbannen, oder durch allgegenwärtige Verteilung zu minimieren, das heißt zu versuchen, ihn unsichtbar werden zu lassen“, schreibt Brock.³⁶ – Eben damit, mit der Frage des sichtbaren Landschaftsmülls beschäftigt sich in Tirol namentlich Landesumweltanwalt Sigbert Riccabona,³⁷ der gemeinsam mit dem ebenfalls in Schloss Melans wohnhaften Künstlerehepaar Werner und Gerlinde Richter Initiator des abgesagten Altarprojekts war.

Haki zufolge ist es nicht ausgeschlossen, dass das Vorhaben demnächst bei einer anderen Gelegenheit nachgeholt wird. Jedenfalls schmiedet er bereits neue Pläne für Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekte rund um „Müllkultur und Kulturmüll“. Dabei scheint „Müll“ sich als allgemeiner *kulturiniativer* Überbegriff und somit als Folie für ganz unterschiedliche Aktivitäten anzubieten. „Haki schleppt viele fertige Ideen mit sicher herum“, hat August Koisegg schon 1986 geschrieben, und: „Es erleichtert ihn, so oft er eine davon für die Allgemeinheit zugänglich machen kann.“³⁸

IV.

„Mein Atelier ist ein Müll-Lager, also für mich nicht, aber für jeden, der hereinkommt (...) es ist voll mit Dingen, die weggeschmissen worden sind. Einmal ist ein Geschäftsmann vorbeigekommen, er hat mich nicht gleich gefunden, weil ich ganz hinten beim Arbeiten war (...) ich bin dann vor [nach vorn, Anm.] gekommen, da steht er da (...) mitten im Raum, die Hände nach oben (...) den Kopf zurückgelegt und die Augen geschlossen, da frag ich ihn, was war denn das jetzt? Er sagt, ich bin zu dir gekommen, meine Seele aufzutanken. – Hier im Müll die Seele auftanken! Das war das schönste Lob für mich.“³⁹



Müll-Eingang bei Kultur am Land,
Foto: Tanja Beinstingl.

¹ *Hans Kirchmair* in einem Interview, das die Verf. am Donnerstag, 23.10.2003 (19.00-21.00) in dessen Jenbacher Atelier (Achenseestraße 59) aufgenommen hat. Transkription der ausgewählten Zitate großteils durch Übertragung in normales Schriftdeutsch. (...) markiert Sprechpause; [...] markiert Ausschluss.

² Eigendefinition auf der Homepage: <http://www.kulturamland.at> (Stand: 26.03.2004).

³ Kinderräume. In: BZ (Bezirkszeitung Schwaz), 09.11.1994, o.P. Zu nennen wären Spielefeste, Bastelnachmittage, Erlebniswanderungen und eine Kinderliteraturwerkstätte. – Im Rahmen der Kinderliteraturwerkstätte entstanden die folgenden im Eigenverlag von ‚Kultur am Land‘ verlegten Büchlein: *August Koisegg* u. *WERK* (Red.): Mutige Geschichten. Geschrieben von Kindern mit Illustrationen von Kindern. 1. Kinderliteraturwerkstätte 1993. Buch/St. Margarethen 1993; dies. (Red.): Kinderräume. Geschrieben von Kindern mit Illustrationen von Kindern. 2. Kinderliteraturwerkstätte 1994. Buch/St. Margarethen 1994.

⁴ *Heinz Schilling* (Hg.): Kulturinitiativen – Initiativkultur. Reportagen aus dem Land um Frankfurt. Frankfurt/Main 1983, 20. (= Kulturanthropologie Notizen, 15) – Vgl. zu diesem Thema auch die Untersuchung von *Thomas Michel*: Kulturinnovatoren in der Provinz. Individuelle Motive und öffentliches Handeln einer ländlichen Kulturinitiative. Frankfurt/Main 1985. (= Kulturanthropologie Notizen, 21)

⁵ Homepage (wie Anm. 2).

⁶ Die Formulierung findet sich im Untertitel einer von Georg Oberthanner, Mitarbeiter der Universitätsbibliothek Innsbruck, erstellten Dokumentation von Zeitungsartikeln, die er dem Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat. – *Georg Oberthanner*: Kultur am Land. Der kulturelle Kampf des Hans „Haki“ Kirchmair. (Mit zwei Beilagen) Inzing 2003. (= Kulturinitiativen, Kulturvereine und Kulturveranstalter in Tirol von A bis Z: eine Dokumentation, zusammengestellt und hg. v. Georg Oberthanner)

⁷ *August Koisegg*: Umweltkrippe. In: Gaismair Kalender 1988, hg. im Selbstverlag der Michael-Gaismair-Gesellschaft. Innsbruck 1987, 130 f., hier 130.

⁸ Ebd., 131.

⁹ Ebd.

¹⁰ *Hans Kirchmair* in einem Interview, das die Verf. am Dienstag, 06.04.2004 (16.00-17.30) in dessen Jenbacher Atelier (Achenseestraße 59) aufgenommen hat.

¹¹ Ebd.

¹² So z.B. *Paul Kaufmann*: Brauchtum in Österreich. Feste, Sitten, Glaube. Wien 1982, 49.

¹³ Interview (wie Anm. 10).

¹⁴ Vgl. dazu *August Koisegg*: Maria und Josef heute. Herbergsuche in Tirol. In: Gaismair Kalender 1988 (wie Anm. 7), 65 f., hier 66.

¹⁵ Interview (wie Anm. 1).

¹⁶ „Reparieren besser als neu“. Aufsehen erregende Aktion am Weltumwelttag am Schwazer Pfundplatz. In: Bezirksblatt Schwaz, Nr. 24, 11. Juni 2003, 13.

¹⁷ Interview (wie Anm. 1).

¹⁸ Zit. n. *Christine Aka*: Wegwerfen tabu? Zeichen katholischer Sinnwelten im Säkularisierungsprozeß. In: Brednich, Rolf W. u. Schmitt, Heinz (Hgg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster u.a. 1997, 427-434.

¹⁹ Interview (wie Anm. 1).

²⁰ Veranstaltungs- und Informationszeitschrift des Vereins ‚Kultur am Land‘, 5 (Oktober/November

2003), o.P.; Ankündigung auf der Homepage: <http://www.kulturamland.at> (Stand: 25.10.2003). – Die Sammlung des ‚Museum Synthese e.V.‘ umfasst derzeit ca. 1.200 Objekte von 53 zeitgenössischen europäischen Künstlern; zit. n. d. Homepage: <http://www.museum-synthese.de/> (Stand: 17.04.2004). – Für Informationen zur Person Dietmar Dameraus vgl. auch: <http://www.bbk-bayern.de/verzeichnis/detail2.phtml?kunr=1190> (Stand: 17.04.2004).

²¹ Interview (wie Anm. 1).

²² Veranstaltungs- und Informationszeitschrift sowie Homepage (wie Anm. 20).

²³ Ebd.

²⁴ Interview (wie Anm. 1).

²⁵ Ebd.

²⁶ Vgl. dazu *Sonja Windmüller*: Zeichen gegen das Chaos. Kulturwissenschaftliches Abfallrecycling. In: ZfV, 99 (2003), H. 2, 237-247, hier 242 ff.

²⁷ Vom Abfall bis zur Musik aus Müllinstrumenten. Zu Wort kommen Menschen am Rande der Gesellschaft, Kinder und Künstler machen Kunst aus Müll, Musiker bringen Müll zum Klingen. In: TT, 10.02.2003. Zit. n. d. Online-Ausgabe: http://tirol.com/unterland/artikel_20031002_235313.html?UI=b (Stand: 17.04.2004).

²⁸ Interview (wie Anm. 1).

²⁹ Wortmüll. Die Angelsachsen kennen einen Begriff, dessen Sprachmelodie schon alles sagt: Verbage, zusammengesetzt aus „verb“ (Wort) und „garbage“ (Müll). In: Die Presse (Wien), 22.02.2000.

³⁰ <http://www.diezeitschrift.de/42001/positionen2.htm> (Stand: 17.04.2004).

³¹ Interview (wie Anm. 1).

³² Mit ähnlichen Intentionen wie z.B. *Gianni Bodini*: Die Alpen: nach Gebrauch wegwerfen. (Italienisch: Le alpi usa & getta). Innsbruck 1996.

³³ Veranstaltungs- und Informationszeitschrift sowie Homepage (wie Anm. 20).

³⁴ Interview (wie Anm. 1).

³⁵ Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Fallbeispiel, das hier nur kurz angerissen werden kann, ist vorgemerkt.

³⁶ *Bazon Brock* im Katalog „Winfried Baumann, Arbeiten von 1986-1989“, zit. n. ders.: Gott und Müll. In: Kunstforum International, Bd. 167, Nov. 2003 (= Theorien des Abfalls), 43-45, hier 45.

³⁷ Vgl. dazu die Publikationsliste des Landesumweltanwalts auf der Homepage <http://www.tirol.gv.at/themen/umwelt/landesumweltanwalt/veroeffentlichungen.shtml>. (Stand: 17.04.2004).

³⁸ *August Koisegg* (wie Anm. 7), 130.

³⁹ Interview (wie Anm. 1).



Auf der Kippe und im Museum

Kleine rumänische Notizen zur Kulturanalyse des Weggeworfenen und Aufbewahrten

Reinhard Bodner

Blau, Gelb und Rot

Einer der Eindrücke von unserer Ankunft in Cluj-Napoca/Kolozsvár (Klausenburg), an das ich mich – ein Jahr später – zu erinnern versuche, war die irritierende Allgegenwart der rumänischen Nationalfarben in dieser Stadt. Nicht nur die unzähligen an blau, gelb und rot gestrichenen Masten hängenden Fahnen, die die Straßen vom Flughafen bis ins Zentrum säumten, fielen uns auf, sondern während eines ersten Rundgangs dann auch: blau-gelb-rote Straßenbegrenzungspoller, Zäune und Geländer, Parkbänke und Spielplatzgeräte, Straßenlaternen und Lichterketten aus Glühbirnen und Wimpeln, Gehsteigkanten, Blumenarrangements – und schließlich: Mülltonnen, Abfallkübel und Papierkörbe, ebenfalls im patriotischen ‚Kolorit‘, lackiert oder in Airbrush-Technik gestaltet.¹

Initiator des Projekts zur Mehrung des „Stolzes“ in der Stadt ist Bürgermeister Gheorge Funar, der als Mitglied der rechtspopulistischen PRM (‚Partidul România Mare‘ = ‚Partei Großrumänien‘) für eine „Rumänisierung“ des multiethnischen Regierungsbezirkes Cluj eintritt. Anstatt dem über zwanzigprozentigen ungarischen Bevölkerungsteil sein gesetzliches Recht auf zweisprachige Ortstafeln zuzugestehen, hat er an den Stadteinfahrten Schilder aufstellen lassen, die darauf hinweisen, dass in Rumänien gemäß Artikel 16 der Verfassung Rumänisch die offizielle Landessprache ist.²

Aufgrund der hohen Fahnen- und Flaggendichte, und weil mittlerweile nahezu alles, was sich in öffentlichem Besitz befindet, blau, gelb und rot angestrichen oder besprüht worden ist, gewinnt man als Außenstehender unwillkürlich den Eindruck, jeden Augenblick müsste eine Militärparade oder ein Festzug über den Platz marschieren. Reiseberichte oder Reportagen aus jüngerer Zeit notieren diesen Umstand und stellen das Projekt als überzogen und ins Groteske kippend dar. Die Stadt wirke „wie ein großer, eintöniger Jahrmarkt“³, es sei dort „ungefähr so, wie man sich Disneyland vorstellt“⁴.

In der Klausenburger Bevölkerung überwogen dagegen zunächst positive oder gleichgültige Reaktionen – bis ein ‚Detail am Rande‘ für Aufsehen sorgte: es handelte sich um die einheitlich „rumänisierte“ Gestalt der verschiedenen Abfallbehälter, die

auf Kritik stieß – weniger noch, weil sich die Ungarn dadurch diskriminiert gefühlt hätten, sondern vielmehr deshalb, weil die Aktion den „Ärger feinsinnigerer Patrioten“ unter den Rumänen auf sich zog.⁵ Auf sie schien vom Neben- oder: Ineinander von nationaler Symbolik und Müll eine beleidigende Wirkung ausgegangen zu sein. Wurde die Fahne, die besonders in Transsilvanien als „[...] hochdeterminierte[r] Bedeutungsträger [...] bestimmte Ordnungen und Ordnungsvorstellungen“⁶ symbolisiert, dadurch ‚in den Schmutz gezogen‘, dass für jedermann die Möglichkeit bestand, seinen Müll in die Trikolore-Container loszuwerfen? Damit korrespondierte jedenfalls der Spott im ungarischen Teil der Bevölkerung, wo die rumänisch markierten Tonnen ‚begrüßt‘ und für ‚angemessen‘ erklärt wurden.⁷ – In der Folgezeit nahmen sich des Themas Medien wie ‚Radio Cluj‘ an, das auf Mittelwelle mehr als hundert Kilometer über die Stadtgrenze hinaus zu empfangen ist und als „ein Hort rechtspopulistischer Propaganda“⁸ gilt. Schließlich musste sich der seit 1992 amtierende Funar im Mai 2002 auf Initiative politischer Gegner einer nationalistischen Partei, der er ehemals angehört hatte, in einem Gerichtsverfahren verantworten: wegen Missbrauchs der Nationalfarben und Beleidigung nationaler Symbole.

Sonja Windmüller zufolge ist „[...] die strukturelle Ambivalenz des Abfalls [...] zugleich sein herausragendes Spezifikum“; seine Wahrnehmung und die damit in Beziehung stehenden Handlungen sind disparat.⁹ – Intendiert war mit der Einführung der einheitlich gestalteten Behälter das deutlichere *Hervorkehren* der nationalistischen Stadtverwaltung als jener Ordnung, die den Müll diszipliniert. Aber bald sollte sich auch eine *umgekehrte* Lesart als möglich erweisen, derzufolge die Container ihren Inhalt, mehr jedenfalls als dessen Kontrolle repräsentierten – was als Angriff auf die Würde der Fahne und die damit verbundenen Emotionen gewertet wurde und vor Gericht verhandelt werden musste.¹⁰ – In dem Verfahren gelang es Funar letztlich jedoch sich gegen die Klägerseite durchzusetzen. Die Farbgebung der Container wurde beibehalten.

Cocioc

Ich möchte in unmittelbarer topographischer Nachbarschaft bleiben und einen zweiten Bericht einführen.

An einem Sonntag im Juli 1990 besucht der in Bukarest geborene und seit 1973 in Deutschland lebende Filmemacher Andrei Schwartz (Jg. 1955) zum ersten Mal die illegale Barackensiedlung neben und auf einer Müllkippe am Stadtrand von Cluj, der sein Dokumentarfilm ‚Wasteland. Auf der Kippe‘ (D/RU 1997) gewidmet ist. Von wenigen Ausnahmen abgesehen sind es Roma (laut offiziellen Angaben derzeit 2,22 %

der Stadtbevölkerung), die hier durch Recycling-Arbeiten: das Sortieren und Verwerten von Papier, Plastik, Aluminium, Email, Glas sowie Spray- und Konservendosen ihren Lebensunterhalt verdienen.

Die Ankunft, nach fast zwanzigjähriger Emigration, hat nichts Unvertrautes, sondern wird von *Déjà-vus* – Empfindungen des schon einmal Erlebthabens, oder auch: Deckerinnerungen für Verdrängtes¹¹ – begleitet: Während in den schwarzweiß-gefilmten Anfangssequenzen ein beladener Mülltransporter eine breite, staubige Straße entlang fährt und sich seinem Ziel nähert, erzählt Schwartz vom Bukarest der 1960er-Jahre. Am Ende *seiner* Straße habe es auch eine Müllkippe gegeben, wo er häufig gespielt habe. An die Roma, die dort gelebt haben, bis sie vom Abfall „aufgesammelt“ worden seien, erinnert er sich nur vage. Als Kind sollte er von ihnen ferngehalten werden. Viele Lügen kursierten über sie. Jetzt vergleicht er sie mit den Juden im polnischen Ghetto. Aber den Namen ihrer Siedlung, die eines Tages dem Erdboden gleich gemacht, weggeschoben worden sei, weiß er noch: *Cocioc*¹² sei sie genannt worden.

„One morning, on my way to school, I noticed the empty space by the rubbish tip. They had razed everything to the ground. I never saw those gypsies again.“¹³

Noch bevor, und nun in Farbe, die Erzählung des Films einsetzt, erhalten wir mit dem knappen Bericht über das Schicksal von *Cocioc* einen bemerkenswerten Wink. Denn während die Lasten der Stadt verschoben und entladen worden sind, ist, aus dem Off gesprochen, „*Erinnerung* auf dem Grunde des Vergessens *und nicht umgekehrt*“ erwacht – und deutlich wird: dieses Vergessen befindet sich in einer Beziehung zum sich Wiederholenden, das auf uns zurückkommen kann.¹⁴ Erst kürzlich hat der Bürgermeister, der weitem als nationalistischer Hardliner bekannt ist, angedroht, mit der Romasiedlung am Rande seiner Stadt dasselbe zu machen, was in Schwartz' Erinnerung mit *Cocioc* geschehen ist. Weil die Polizei angewiesen worden ist, den Abriss der Siedlung sofort einzuleiten, falls Journalisten darauf aufmerksam würden, gelingt es Schwartz dann auch erst nach langen Verhandlungen mit den Bewohnern Dreherlaubnis zu erhalten. Ausschlaggebend dafür ist letztlich die Unterstützung der in Cluj tätigen belgischen Ärzte von MSF („*Medicins Sans Frontiers*“ = „Ärzte ohne Grenzen“), die für die Siedlung an der Kippe vor einiger Zeit eine Wasserleitung errichtet haben und sich für eine Verbesserung der dortigen Arbeitssituation einsetzen.

MSF ist seit 1991 in Rumänien tätig und unterstützt derzeit (2003) ein Dutzend Romasiedlungen in den siebenbürgischen Regierungsbezirken Cluj, Salaj und Bistrita. Ausschlaggebend dafür sind die drei Auswahlkriterien „poverty, number of families agglomerated, marginalization and social exclusion“. Eines der zentralen Anliegen besteht in der Verbesserung der sanitären Situation durch den Bau von Latrinen so-

wie Müllverbrennungs- und Kanalisationsanlagen. Müllarbeit wird von MSF als eine Möglichkeit zur Verbesserung der sozialen Situation in den – als „new societies in exile“ begriffenen – Siedlungen unterstützt; Verbesserungen der Organisation und des Arbeitsablaufs des „waste processing(s)“ sollen angestrebt werden.¹⁵

Sinn der Gewebe

„What is junk? Junk is the antiworld of the technological civilization, the stuff that is useless, discarded, utterly lacking in appeal, the unadvertised object. We are aware of junk as a symptom of disorder, of things gone wrong, of waste, a negative in the balance sheet of civilization.“ (Miles Orvell)¹⁶

Cluj war im Herbst 2002 Ausgangs- und Endpunkt einer zehntägigen, vor allem museologisch interessierten Exkursion unseres Instituts. Ich möchte dem Verlauf der damaligen Reise folgen, zwei Tage überspringen und mich an einen Nachmittag im ‚Muzeul de Etnografie‘ erinnern, das 1908 in Braşov (Kronstadt) gegründet worden ist. Es geht mir allerdings nicht um einen ‚vollständigen‘ Bericht, sondern eher um das Hervorheben einiger Details.

Geführt wurden wir von der Ethnografin Ligia Fulga, die nach der ‚Wende‘ von 1989/90 die Direktion des Museums übernommen und nach mehreren Auslandsaufenthalten ein Konzept zu seiner Modernisierung realisiert hatte. Zunächst war der ausgestellte Bestand radikal reduziert worden. Während sich im Depot über 20.000 Objekte befinden, zeigt die permanente Ausstellung heute eine Auswahl von 300 Exponaten, die nur der Veranschaulichung einer besonderen Einzelfacette dienen sollen: der „Welt der Textilien“. – „Der großzügige Titel ‚Textilbesitz‘ [rum. und engl. aber *Patrimoniul Textil* bzw. *The textile heritage*, Anm.] der Ausstellung erlaubt eine ungewöhnlich moderne, ethnologische Interpretation dieser sinnlich erfassbaren, ertastbaren und sichtbaren Welt,“ heißt es im Ausstellungskatalog, und: „Es gelingt den Sinn der Gewebe zu enträtseln, ihre Verbreitung, Grenzen, Muster, die Verschiedenheiten, ein Ergebnis der verschiedensten Herstellungsweisen und des unterschiedlichsten Wissens und Können [sic.], die [sic.] von Generation [zu Generation] weitergegeben wurden, sichtbar zu machen.“¹⁷ – Bei den Exponaten handelt es sich einerseits um Rohstoffe (Baumwolle, Leinen, Seide, Schafwolle, Damast, Samt) aus den verschiedenen Regionen Siebenbürgens und andererseits um Geräte zur Veranschaulichung von Handwerkstechniken (Spinnen, Weben, Bleichen, Veredelung, Dekoration, Besticken, Bedrucken): Ligia Fulga zufolge um derart „Gewöhnliches“, dass nach wie vor die überwältigende Mehrheit der Stadtbevölkerung keinen Sinn in einem Ausstellungsbesuch erkennen könne. Ihr zufolge besteht der Auftrag ethnografi-

scher Museen zwar im „improvement“ regionaler Identität durch Kulturgüter; der aktuelle Stellenwert dieser Güter in der Öffentlichkeit sei allerdings gering. Ihr Museum nennt sie daher mit Nachdruck einen „Prestigeraum“: „It's for improving the quality of these fabrics.“ Ein Bewusstsein von Qualität, gerade was das hier ausschließlich hervor gehobene „textile Erbe“ angehe, müsse erst wieder entstehen: „Das Publikum kommt aus dem Ausland. Aber für die Leute hier in Transsilvanien ist das nichts Spezielles, nichts Besonderes.“ Daher komme es häufig vor, dass das Museum Geräte – etwa Handwebstühle oder Spinnräder aus dem letzten Drittel des 19. Jh.s – übernehme, die sonst weggeworfen würden oder bereits weggeworfen worden seien, oder dass Objekte auf Speichern oder dem Sperrmüll ausfindig gemacht würden.¹⁸

Häufiger Bezugspunkt der Überlegungen Ligia Fulgas ist der Dichter und Philosoph Lucian Blaga (1895-1961), der in Braşov das rumänische Lyzeum besucht, in Wien Philosophie studiert und 1938-1948 an der Universität Cluj Kulturtheorie gelehrt hatte. Ein zentraler Gedanke seiner kulturmorphologischen Studien bestehe – mit einem schönen Bild – darin, dass die rumänische Kultur und Zivilisation „[...] immer das stilistische Flußbett einer Volkskultur“ als Basis brauche.¹⁹ Im Kommunismus galt sein Lob der Vielfalt dörflicher Lebensweisen bald als verdächtig. Ceauşescu hatte die Schaffung „agroindustrieller Zentren“ und die gewaltsame Nivellierung regionaler Unterschiede angeordnet. Besonders die Umgebung von Braşov war betroffen, als Bulldozer mit dem Einebnen ganzer Dörfer begannen. Argumentiert wurde besonders mit dem Aspekt der Sauberkeit. Die unzureichende sanitäre Situation dort sei dem ‚Fortschritt‘ der sozialistischen Zivilisation hinderlich. ‚Flussbette‘ wurden trocken gelegt, ‚Flussläufe‘ begradigt; und Blaga in Cluj war zu dieser Zeit längst nur noch als Angestellter der Universitätsbibliothek beschäftigt.

Ligia Fulgas „Prestigeraum“ zeugt, in seinem *exponierten* Ziel des „improvements“ von einer kulturoptimistischen Grundhaltung: „Unter den heutigen Bedingungen (nach Kommunismus, Industrialisierung, Desakralisierung) ist Blagas Kultur-Modell, das noch keine gleichwertige Replik kennt, neu zu durchdenken, denn auch ohne eine aktive ‚Dorfkultur‘, mit einer jetzt aufgebrochenen Tradition, hat die rumänische Kultur nicht aufgehört, ihre Persönlichkeit zu bewahren“, formuliert dazu die Klausenburger Germanistin Elena Viorel.²⁰

Wie ein im Foyer aufliegendes Gästebuch zeigt, wird das Museum neben ausländischen Gästen (dem überwiegenden Teil des Publikums) großteils nur noch von heimischen Schulklassen besucht. Das Ziel der museumspädagogischen Führungen, so eine Mitarbeiterin, bestehe im „Kultivieren“, dem Fördern und Pflegen einer Welt repräsentativer Güter: der „Welt der Textilien“, *auf die mehr Wert gelegt werden soll*: „Das Publikum ist hier [in Braşov] noch nicht ausgebildet“.

Am Ende der Diskussion bittet Frau Fulga einen Mitarbeiter etwas zu holen,

das sich in einer Schublade ihres Schreibtisches befinde. Als er zurückkommt, bringt er einiges mit, das wir bereits auf dem Weg zum Museum gesehen haben: eine Dracula-Kaffeetasse, ein T-Shirt mit Dracula-Aufdruck, eine Dracula-Plüschiigur. Es handelt sich um beliebte, in Braşov, einem der Zentren der Vermarktung des Vlad Ţepeş-„Mythos“²¹, allgegenwärtige Souvenirs. Es könne nicht sein, erklärt Ligia Fulga, während die Dinge im Kreis herumgehen und einige von uns Déjà-vus erleben, dass Touristen nur derartige, „kitschige“ Produkte aus Braşov mit nach Hause nehmen würden: „Wir haben ein Problem. Die amerikanische Mode ist überall. Und das ist schlecht für Europa. Wir sind verschiedene Kulturen, wir brauchen verschiedene Kulturen. Aber diese Mode, diese Tendenz ist nicht produktiv.“

Struktur

„Damit der Müll bald Schnee von gestern ist.“ (Gore-Tex)²²

Es ist Winter, in der Zeit vor Weihnachten desselben Jahres, als Schwartz zum zweiten Mal in die Barackensiedlung kommt, um seine Dreharbeiten aufzunehmen. Die Müllhalde ist schneebedeckt. Er kommentiert: „When it freezes, the rubbish stops stinking, they said on the dump. And I was lucky. Last week it had minus twenty degree Celsius. Now it was only half that cold. But who knows what January will bring.“

In der modernen Stadt wird die winterliche Naturgewalt überwiegend negativ bewertet. *Schneeräumung* ist das Handlungsgebot gegen ein mögliches *Schneechaos*, sofern Schnee nicht, wie etwa in der Weihnachtszeit, als beschauliche Kulisse eingesetzt werden kann.²³ – Auf der Deponie am Stadtrand verbessert die Kälte des Winters hingegen, wie zunächst gezeigt wird, die Arbeitsbedingungen der Müllsortierenden und der Filmcrew. Ein wesentliches Attribut des Mülls und seiner „aggressiven Präsenz“²⁴ ist momentan eingedämmt: er stinkt nicht mehr. Nun filmt die Kamera, wie die Arbeit des Sortierens aufgenommen wird. Arbeiter ziehen mit Eisenharken starrgefrorenes Plastik aus dem Schnee. Beim nachträglichen Ansehen des Materials wird es den gefilmten Personen so vorkommen, als seien sie viel weniger schmutzig und der Müll viel weniger hässlich: Protagonisten und Requisiten eines Films in einer Schneekulisse.

Insgesamt sind es fünfundzwanzig Clans, deren Mitglieder hier arbeiten und wohnen. Nur lose Verbindungen bestehen zu den wenigen Außenseitern, die nirgends dazugehören: einer namenlosen Schwangeren etwa, über die fast nichts in Erfahrung zu bringen ist, oder Niculaie, einem der zwei einzigen Rumänen auf der Kippe. Wie viele Bewohner der Siedlung hat er vom Ende der kollektivistischen Agroindustrie nach

der ‚Wende‘ nicht profitiert, sondern seine Anstellung als Schafhirt verloren. Ähnlich ergangen ist es Lazăr, der den Verkauf des sortierten Mülls in Cluj organisiert: Früher, bevor er im Zuge der Neuaufteilung der Böden alles verloren hat, ist er Bauer gewesen. Nun gehört das gesamte Land in der Umgebung einem einzigen Schäfer, dessen Schafe den Kippenbewohnern „den Boden unter den Füßen wegfressen“. Dennoch zeigt eine Reihe neuerer Hütten, dass in den letzten Jahren immer mehr Familien hierher gezogen sind. Vormittags kommen zusehends auch Personen aus Cluj hinzu, die ebenfalls durch Müllarbeit Geld verdienen wollen:

„In the 70s there weren't nearly as many Gypsies on the dump. Apart from me, there was Rosuca, her and one other. Back then, you need not worry about leaving even money lying around. These days you go over to the truck and everything gets stolen. That's the way they are now. There's no structure any more. What chance do I have when everyone grabs for every load? All I get are the left-overs“,

erzählt eine ältere Frau, die dreißig Winter hier verbracht hat und – gegenüber früheren, besseren Zeiten – den Verlust von Ordnung beklagt. Befinden wir uns nun, da mehr und mehr Leute hierher kommen, in einem gesetzlosen Gebiet, in dem nichts mehr Bestand hat? – Schwartz zeigt, dass eine solche Auskunft täuscht, so gern wir ihr zunächst vielleicht Glauben schenken möchten. Schon bald stellt sich das besorgt ausgerufene Chaos des „no structure“ als strukturier- und organisierbar heraus. Nach und nach treten einzelne Protagonisten aus der Menge der anfangs nur undeutlich voneinander Abzugrenzenden hervor oder werden hervorgehoben. Müll wird erwartet, abgeladen, durchsucht und sortiert. Lkws werden mit dem Sortierten, in Säcken Verpackten beladen und fahren in Richtung Stadt zurück.

Weiter ist unter anderem zu erfahren: Fünfzehn Kilo Brot sind in der Währung der Siedlung ein Tagesverdienst. Der Brotpreis steigt. Ein Leib Brot kostet mittlerweile 1.000 Lei. Für fünfundsechzig Kilo Papier würde Lazăr in Cluj 24.500 Lei erhalten; er bekommt aber nur 14.500, weil er seinen Geschäftspartnern den Rest noch schuldet. Metall bringt höhere Einkünfte. 4.000 Lei, damals umgerechnet ca. 2 Dollar, verdient jedes der Kinder – Alin, Gabi, Niculaie und Aurel –, wenn es in der Nacht dreißig Kilo Papier gesammelt hat. Am Tag kann ein Kind ungefähr fünf Säcke sammeln. Wenn er eine Wagenladung Papier bekommt, kann Nelu, ihr Vater, in nur zwei Stunden 20.000 Lei verdienen. Der Lkw-Fahrer ist zu fünfzig Prozent beteiligt.

Der Taxifahrer, der Schwartz am Morgen zur Siedlung bringt, weiß aus verlässlicher Quelle vom Wohlstand der Roma, die immer nur amerikanischen Whiskey trinken würden. Und jedenfalls nicht umsonst scheinen sie ihrem Arbeits- und Wohnort einen schillernden Namen gegeben zu haben:

„Where's the name 'Dallas' from?" – „It must be from the film. Don't you know the film with Bobby and Pamela?" – „What's the film got to do with it?" – „What indeed... They named this here after the film because there are so many people involved there, too. All the relatives play a part. Just like us here. The whole gang. Just like in the film. 'You are all together, just like in Dallas,' someone once said. And the name has stuck: Dallas. In Dallas, there was a big family like ours, too."

„Wie im Film' (produziert 1978-1991) – in dem unerwartete Ölfunde zu gigantischem Reichtum verhelfen und ein ganzer Clan nach eigenen Gesetzen zu leben beginnt – ist auch auf der Kippe die Frage nach Einnahmen und Investitionen, Ausgaben und Schulden, Erfolg und Misserfolg ständig präsent. Ihr Vater, erzählen die Kinder, ist hierher gezogen, weil man ihm als Kuhhirt auf einem Bauernhof bei Mileu in der Nähe von Tzaga nur drei Prozent der Gesamteinnahmen bezahlen wollte. Wenn zweikrallige Eisenharken zum Sortieren zum Einsatz kommen, kann die Geschwindigkeit beim Arbeiten gesteigert werden. Aber in der Nacht, wenn jemand mit einer Lampe vorausgeht, geht es mit bloßen Händen schneller. Und würde die Wasserleitung wieder funktionieren, könnte man auch wieder mehr mit gesäuberten leeren Glasflaschen handeln.

Ikonen

„Der Gedanke, das geistige Vermächtnis der Geschichte sei eigentlich der Müll der Vergangenheit, oder zumindest durchsetzt mit dem Müll der Vergangenheit, ist mir ein höchst unerfreulicher, unerfreulich wie denn überhaupt der Gedanke, auf einem Müllberg, über einer Kloake zu leben, deren Gestank man gar nicht mehr bemerkt, weil man schon immer da lebt.“ (Wolfgang Klein)²⁵

Ich folge dem Exkursionsverlauf weiter nach Bukarest und versuche mich an einen Nachmittag im dortigen ‚Muzeul Țăranului Român', dem ‚Rumänischen Bauernmuseum', zu erinnern.

Das Museum ist in einem repräsentativen Palastgebäude im so genannten neorömischen Stil untergebracht, dessen Bau 1912 von König Carol I. in Auftrag gegeben worden war, aber erst 29 Jahre später abgeschlossen werden konnte. Ziel war es, einen Palast „zur Ehre der Kunst unserer Vorfahren“ nach dem Vorbild klösterlicher Kirchenbauten zu errichten: das ‚Muzeul de Artă Națională'. 1931 wurde darin eine international beachtete Ausstellung bäuerlicher Kunst eröffnet.

Nach 1953 aber musste die gesamte ethnografische Sammlung das Gebäude verlassen, weil darin nun das ‚Muzeul de Istorie a Partidului Comunist, a mișcării revoluționare și democratice din România' („Museum der Geschichte der Kommunistischen

Partei und der revolutionären und demokratischen Bewegung in Rumänien') einzog.²⁶ Für sechsunddreißig Jahre prägten daraufhin bombastische Ölgemälde und Gipsbüsten – von Marx, Lenin und Ceaușescu, ebenso aber auch von heute unbekannten Ministern, Beamten, Sekretären oder Dichtern – das Bild des Museums. Hinzu kamen Gussmodelle von Panzern und Soldaten der Armee, eine Galerie von Parteisymbolen sowie Fahnen, Flaggen und Wimpel in Blau, Gelb und Rot, mit dem Wappen der Sozialistischen Volksrepublik.

Als uns Magdalena Andreescu, die uns durch das Museum geführt hat, zeigt, in welcher Richtung sich die Toiletten befinden, meint sie, wir würden auf dem Weg dorthin eine Überraschung erleben. Über eine Treppe gelangt man in einen Kellerraum und muss an einem unter dicken Heizungsrohren aufgestellten, notdürftig gezimmerten Regal vorbeigehen. Darin ist, als „*instalație politică*“, ein groteskes Sammelsurium all dessen untergebracht, woran in der Zeit Ceaușescus Hunderte Schulklassen aus dem ganzen Land vorbeigeführt worden sind. – Auch Andreescu kann sich an solche Pilgerbesuche erinnern, an allgegenwärtige purpurrote Wandverhänge und die meterhohen Ölgemälde, vor denen man mehrere Schritte zurücktreten und zu denen man steil emporblicken musste: *Ikonen* der Staats- und Parteigeschichte.²⁷ Sie erzählt von den pathetischen Reden während der damaligen Museumsführungen und vom „Kitsch“, der schrecklich gewesen sei.²⁸ – Vorbei an dem Regal und weiteren Büsten und Plastiken, die auf dem Boden abgestellt sind, gelangt man zu einer ‚Wahlzelle‘ aus der Ceaușescu-Zeit. Man muss hindurchtreten, ohne dann eine Wahlmöglichkeit zu haben. Da ist nämlich nur eine Toilette.

Von 1953 bis 1990 machte die aus dem Museum verdrängte, mehrfach umbenannte ethnografische Sammlung eine Odyssee durch verschiedene, nicht adäquate Ersatzgebäude durch und war großteils nicht öffentlich zugänglich. Erst nach der ‚Wende‘ endete die Beschlagnahmung des ursprünglichen Gebäudes durch die KP, und die Sammlung konnte dorthin zurückkehren. Unter der Direktion des Bildhauers und Malers Horia Bernea (geb. 1938) wurde daraufhin über einen Zeitraum von zehn Jahren das ‚Muzeul Țăranului Român‘ konzipiert: als ein „*memento*, telling about that ‚way of being‘ proper to the Romanians, which they have inherited from their ancestors“²⁹. – Wie aber sollte dabei mit dem Vermächtnis der jüngeren Geschichte des Gebäudes umgegangen werden? War denn überhaupt ein Nutzen für die Gegenwart darin zu erkennen, zu ihrer Erklärung jenes ‚Erbe‘ heranzuziehen, das auf das Haus gekommen war? – Die Frage, stellte man sie so, würde wohl für Empörung sorgen. *Selbstverständlich*, müsste die gängige Antwort lauten, *macht das Sinn*. (Aber solche Vorstellungen: *die selbstverständlich Sinn machen*, verdienen es volkskundlich befragt zu werden.)

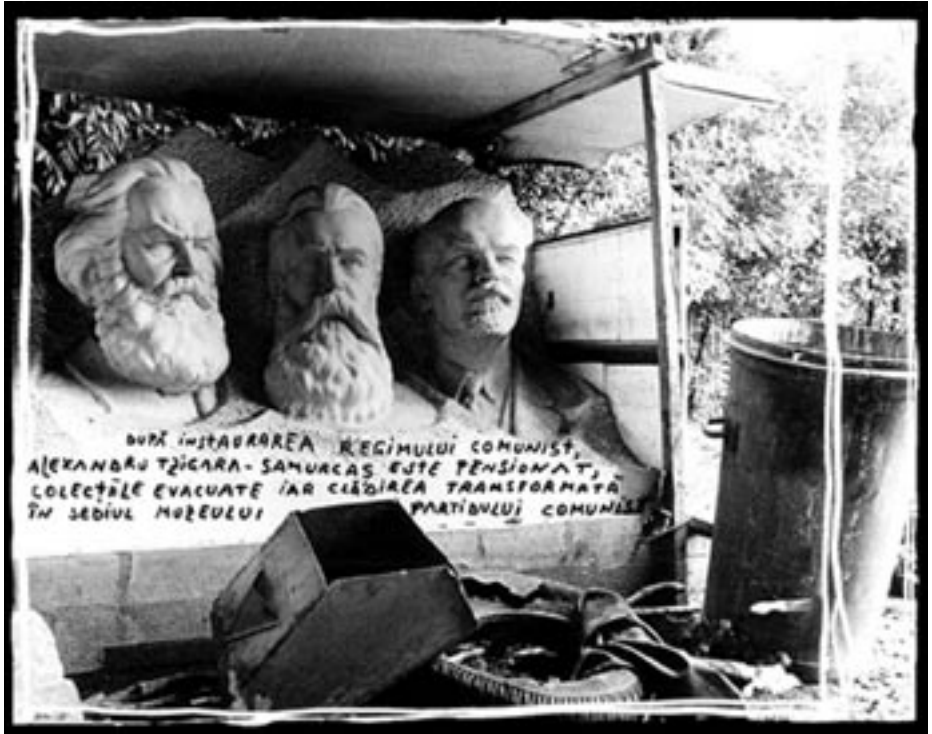


Foto Muzeul Țăranului Român, Bukarest (mit freundlicher Genehmigung von Magdalena Andreescu).

Die Wandverhänge und Ölbilder des ehemaligen Parteimuseums wurden abgenommen, die Büsten aus den Sälen geräumt und in Depoträumen untergebracht. Handelte es sich dabei nunmehr um den „Müll der Vergangenheit“? Und galt es die „Müllpilgerschaft“ jetzt zu beenden?³⁰ – Fotos zeigen, wie die einst erhabenen Stirnen und Bärte Staub anzusetzen begannen – und noch mehr: in welcher Nähe sie sich nun zum Schutt und den Abfällen der aufwändigen Umbauarbeiten befanden.

„As staff, we had the challenge of changing what was once a political showcase into a modern museum. To start we stored some of the less important items in our ‘horror chamber’, the basement. Then, in place of the old doctrine we introduced a new museology.” (Horia Bernea)³¹

Heute besitzt das Museum eine Sammlung von 100.000 Objekten.³² Die permanente Ausstellung ist in 14 Hallen untergebracht, die auf zwei Stockwerke verteilt sind. Während das Erdgeschoß dem „Christlichen Gesetz“ („Legea Creștinească“) gewidmet ist, vermittelt das erste Stockwerk „Die Ordnung des Lebens“ („Rânduiala Vieții“).

Nicht zufällig beginnt der Museumsrundgang in zwei dem Thema „Icoane“ (Ikonen) gewidmeten Sälen im Erdgeschoß. Als „*supra-pictură*“ und „*trans-pictură*“³³ hat Bernea die dort präsentierten Holz- und Glasikonen aus verschiedenen Regionen Rumäniens bezeichnet. Sie sind nicht *Abbild* einer Wirklichkeit; ihre Botschaft muss als Schrift, die sich *über* und *durch* Bilder vermittelt, als bildhaftes Wort, gelesen und begriffen werden. Besonderer Wert wird dabei auf die Sensibilisierung des Betrachters für Prozesse der Herstellung sowie Anzeichen des Gebrauchs und der Abnützung gelegt. Kratzspuren auf einer prachtvollen Marienikone stellen sich bei genauerer Betrachtung als Schachbrettmuster heraus und erinnern an die Soldaten der sozialistischen Armee, für die dieses Werk einmal zum Müll der Vergangenheit gehört hat (aber als solcher brauchbar gewesen ist). – An Stellen wie dieser liegen die „Wunden“ der Vergangenheit, von denen in der Darstellung der Geschichte des Bauernmuseums ausdrücklich die Rede ist, offen oder scheinen durch. Bei weitem nicht alle Spuren einer Epoche sind getilgt worden, in der das Sammeln, Dokumentieren und Präsentieren christlicher Objekte zumeist nur unter großen Schwierigkeiten möglich war.³⁴

„Wenn du jemandem demütig sagst: Verzeih mir, wirst du die Teufel ausbrennen.“ – Dieses Sprichwort zählt zu den Mottos der Ikonensäle. Vergeben, „das Gegenteil des passiven Vergessens“, ist hier ‚Christliches Gesetz‘. In vielen Sprachen (*pardon, perdono, Vergebung, forgiving*) befindet es sich in semantischer Nähe zur *Gabe*, für die man „der *Hypothese* nach nichts zurückzuerhalten erwartet“: ein Zeichen gegen das auf uns Zurückkommende – oder, mit Paul Ricœur, ein Versuch, mit „[...] der infernalischen Logik einer von Generation zu Generation wiederholten Rache [zu] brechen“.³⁵

Dreck

Auf Initiative der MSF-Ärzte ist es gelungen, die Klausenburger Schulbehörden davon zu überzeugen, zwanzig Kinder aus Dallas in zwei Klassenzimmern einer Schule im Stadtteil Someșeni unterzubringen. Dort lernen sie nun seit zwei Monaten das Alphabet. Ihr Unterricht beginnt eine halbe Stunde später als jener der anderen Kinder, nach einer verpflichtenden Händereinigung mit Seife in den Schultoiletten: „The headmaster must have seen to many hospital soap operas in his time. Despite this, the district doctor still thinks that these children are a health risk and could infect other pupils. So the headmaster has located them in a side block.“ Auch im Unterricht scheint das Vermitteln einer bestimmten Idee von ‚Sauberkeit‘ vordringlicher Gegenstand zu sein:

„I’ve got a dog called Nero / I wash him with one detergent-Dero / And with scented soap / What a beautiful doggy!“,

lautet übersetzt der Text eines Liedes, das die junge Lehrerin ihren Schützlingen beigebracht hat. Die Ankunft der Kinder wird von Ansteckungsängsten, überzogenen Vorsichtsmaßnahmen und parfümierter Seife begleitet. Welcher Raum soll ihnen, die nicht auf der Kippe bleiben, sondern in die Stadt kommen, zugewiesen werden? – Am Ende des Schuljahres schaffen es alle eine Klasse weiterzukommen. Die Lehrerinnen und Lehrer sind mittlerweile begeistert von ihnen. Dennoch haben sie es bis jetzt vermieden, sie und ihre Eltern in Dallas zu besuchen.

Es ist nicht der einzige Kontakt der Roma mit der Stadt, den Andrei Schwartz mitverfolgt hat. Zwar ist Dallas Produkt einer aktuellen Abschiebungspolitik; aber die Mitglieder der ausgegrenzten Gruppe verharren nicht als Opfer der Verhältnisse in einem „Ghetto“, von dem er am Anfang ausgegangen ist. Die Deponie, wird deutlich, befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft zur Stadt. Und dass deren Abfälle dort *abgeladen* werden, heißt nicht, dass sie damit ‚restlos‘ *entsorgt* und nicht mehr vorhanden wären.³⁶ Vielmehr kommen sie ständig auf jene Kultur zurück, von der sie produziert worden sind – trotz aller panischen Anstrengungen, die unternommen werden, um das ‚Schmutzige‘ als „Dunkelfeld der Kultur“ an oder hinter deren Ränder zu schieben³⁷.

Dem morgendlichen Bad der Kinder vor dem Weg zum Schulbus – „How much dirt can a bowl of water take?“, fragt Schwartz – wird noch ein anderes Bad gegenübergestellt. In der Nähe von Dallas befindet sich ein Salzsee, dessen Schlamm heilende Wirkung haben soll – zumindest nach Meinung jener Stadtbewohner, die hierher kommen, um sich von Kopf bis Fuß damit einzuschmieren: „The gypsies, who sometimes come here straight from the dump can't understand why this people chose to cover themselves with mud.“

Feiner Unfug

„Museen sind Unfug, eine Zeitverschwendung. Man sollte nichts aus zweiter Hand erwerben.“ (Auguste Renoir)³⁸

Vom Erdgeschoß in den ersten Stock, vom „Christlichen Gesetz“ zu den Utensilien der „Ordnung des Lebens“: Hier wird, wie es einer der museologischen Begleittexte formuliert, „aus dem Buch eines Dorfes zitiert“, ohne der Tatsache Beachtung zu schenken, dass „das Feld“ (hier definiert als „that area in a village which is made from sky and earth and water and wood and mountains and clouds...“) fehlt. Aus dem Feld mitgenommen hat Magdalena Andreescu zum Beispiel den Bericht von dem Fenster, das aus der Hauswand gebrochen und in einer Ecke des Hofes abgestellt worden ist:

„How much?’ we asked the owner of the house. – ‚I won’t charge you anything, just take it if you need it.’

But his wife interfered and said ‚no’. No, no, no?! We stubbornly insisted but she simply kept saying ‚no’! Later she added: – ‚How could I give you that window? All my life I have been looking at things through it.’ [...]“³⁹

Der Besitzer des Hauses möchte für das Fenster nichts mehr verlangen. Er würde es nur noch wegwerfen. Es kann einfach mitgenommen werden: eine Gabe an das Museum. Aber augenblicklich wäre hinzuzufügen: Indem eine solche Gabe *als Gabe* erkannt wird, beginnt das Museum in der *Schuld* des Besitzers zu stehen, auch wenn dieser keine Gegenleistung gefordert hat. Die Gabe verlangt *als Gabe* nach Anerkennung. – Karl-Josef Pazzini beschreibt diesen Vorgang am Beispiel des Wiener Freud-Museums: „Es taucht der Versuch auf, ein Äquivalent zu bestimmen, zu richten, richtig zu machen, und von da an bin ich in der Schuld. Das ist das Motiv der Nachlassverwaltung und Museumsgründung, ein Motiv der Ausrichtung des Materials.“⁴⁰ – Wohin also das Fenster hängen? Wie ‚angemessen’, ‚sachgerecht’ damit umgehen? – Das Bild drinnen, hinter dem Fenster, und das Bild draußen, das durch das Fenster hindurch zu sehen gewesen ist, sind unwiederbringlich. Die Vorstellung sie wieder lebendig machen zu können, indem man ihnen ein bestimmtes Diorama ausrichtet, ist illusorisch; auch wenn es vielleicht lange als besondere Kompetenz gegolten hat, fast beiläufig, als ob, darauf vergessen zu wollen.

Durch die im ‚Muzeul Țăranului’ aufgehängten Fenster sehen die Besucherin und der Besucher auf von Horia Bernea bemalten Puppen, die Trachten aus dem Banat, der Walachei, Moldawien und Siebenbürgen oder, wie in einer 2002 gezeigten temporären Ausstellung, die farbenfrohe Alltags- und Festkleidung der Roma tragen. Aber wer sich ihnen nähert, bemerkt: es handelt sich um keine ‚lebensechten’ Figuren, die in einem Schaubild Aufstellung genommen hätten und sich dort bücken oder strecken würden, um ‚charakteristische’ Arbeiten zu verrichten. Der Blick geht in die leeren Augenhöhlen zerkratzter Gesichter: Masken toter Gäste.



Foto Muzeul Țăranului Român, Bukarest (mit freundlicher Genehmigung von Magdalena Andreescu)

Ausdrücklich ist die Sammlung des Bauernmuseums um „Gesetz“ und „Ordnung“ gruppiert worden – Kategorien, an die geglaubt wird (oder worden ist), obwohl alles für das Gegenteil spricht (oder gesprochen hat): Möglichkeiten vergangenen Lebens, die dem Besucher nun *anhand* von Utensilien ‚aus zweiter Hand‘ näher gebracht werden sollen. – „Unfug“ und „Zeitverschwendung“? – Die Art und Weise, in der Horia Berneas künstlerisches Konzept um solche Vorwürfe weiß oder von ihnen ahnt, gehört mit zu den hervorragenden Qualitäten des Museums. In zwei Sälen, die Arbeitsgeräten und -stätten (der Schmiede, der Wagenmacherei, der Töpferwerkstätte, der Mühle, dem Webstuhl) gewidmet sind, ließ er einen durchlaufenden Boden aus mit Goldfolie überzogenen kleinen Fliesen einfügen. Eine ähnlich verschwenderische Geste der Referenz reichem vergangenen Wissen gegenüber ist auch das Anhäufen und Auftürmen einer ‚Un-Zahl‘ von Exponaten. Der Besucher stößt auf ‚traumhaft‘ verdichtete Arsenalen verzierter Ostereier, steht unter hohen Wänden voller bemalter Keramikschüsseln, oder wird von einer ‚Über-Fülle‘ hölzerner Stühle und Hocker angehalten. Die Objekte aus allen Teilen des Landes sind vom Zwang des sogenannten ‚originalen‘ Zusammenhangs gelöst, zerstreut und im Museum neu zusammengefügt worden. Die Irritation der Exponate durch künstlerische ‚Eingriffe‘ – Bild- und Textwerke Berneas, die das Gezeigte provozieren, ihm vorstehen oder es verdecken wollen – ist dabei ein wichtiges Gestaltungsprinzip. So werden die Objekte nicht – ‚mit Fug und Recht‘ – zu Beweis-Stücken umfunktioniert, als ob sie sich, mit einem Bild, das er gebraucht, „im Gerichtshof der Geschichte“ befinden würden.⁴¹ Eingefordert wird stattdessen die nachdrückliche Unfügsamkeit in der Begegnung. Sie stellt sich als eine befreiende Möglichkeit des Zugangs zu vergangenen Gesetzen und Ordnungen heraus, und zu den Hinterlassenschaften, die in den Besitz des Museums gekommen sind.

Kino

„In dieser gräßlichen Schneelandschaft, wo selbst das Feuer sich prostituieren muß, um den Schmutz der Menschen zu tilgen, ist Liebe unmöglich. Eine Paarung im Müll, wäre das nicht Hurerei, die zum Himmel schrie?“ (Gerd Henniger)⁴²

Die Ausflüge der aus Dallas kommenden Erwachsenen und Kinder nach Cluj folgen nicht allein ökonomischen oder schulischen Interessen. Schwartz begleitete sie auch ins Kino. Abgesehen von der Leidenschaft der jungen Männer für Jean Claude Van Damme-Movies (wie für Bodybuilding im Allgemeinen) sind es in erster Linie indische Filme, die als besondere Attraktion gelten⁴³: „An Indian film is something to make yourself fine for. [...] They'd be happy if there'd be nothing but Indian films.“ Wie be-

reits vor einem Jahr zeigt das Klausenburger Kino den Liebesfilm ‚Immeasurable Love‘. Wir sehen ein Mädchen in einem weißen Kleid, das singend in einem Wasserfall sitzt. Und ein adeliger Verehrer tritt über eine Wiese seiner Angebeteten entgegen. Er streckt die Arme nach ihr aus und will sie umfassen – da löst sie sich plötzlich in Luft auf.

Irene Vögeli, die in einem von ihr erstellten ‚Schmutz-Glossar‘ auf Schwartz’ Film eingeht, meint, die Bewohner von Dallas seien „Im Grunde genommen [...] *Experten* in Sachen Kitsch. [...]. Wie die heile Welt in einem indischen Film, der dazu gemacht ist, dass der Betrachter in Rührung schwelgen kann, so spielen auch die Bewohner der Müllhalde – gezwungenermaßen – heile Welt. Dabei ist ihnen bestimmt bewusst, dass die Normalität, die sie stets aufrechtzuerhalten bedacht sind, illusionär geprägt ist.“⁴⁴ Zwar dürfte bei einer solchen Reflexion die Frage nicht ausgeblendet bleiben, ob und wie die Klausenburger Normalität *jenseits* der Kippe nicht ebenfalls „illusionär geprägt“ ist („Disneyland“ lautete einer der oben zitierten Ausdrücke zur städtischen Fassade); mitnehmen möchte ich aber den Fingerzeig auf jene Bedürfnisse, die durch „Kitsch“ nur dem gesellschaftlich notwendigen Schein nach befriedigt sind. *Erfahrung (Expertise)* „in Sachen Kitsch“ sind ist „Indiz [...] für die Herrschaft der einen über die anderen, die es nicht merken.“⁴⁵ Das Schwelgen im Kitschigen und die Rührung darüber können – wie das panische Vermeiden von Müll – als Symptome moderner Normalität analysiert werden. Es rühren sich Bedürfnisse und Gefühle, die nicht ‚restlos‘ zum Verschwinden gebracht werden können. Und so gesehen wäre die Frage nach dem Bewusst-Sein solcher Zusammenhänge vielleicht anders zu stellen und würde sich eher auf jenes beliebte Interesse beziehen, das darin besteht ihre Präsenz zu ignorieren, auch wenn ganz offensichtlich alles dagegen spricht.

Wenig später fragt Schwartz nach, wie es auf der Kippe um die *Erfahrung* von Liebe und um Liebesdinge bestellt ist. „But do you want everyone to call you a dirty dog next day if you’ve done it in front of the children?“, fragt der junge Mann zurück, bei dem er sich erkundigt hat, wie es ihm und seiner Frau jemals gelingen würde miteinander zu schlafen, angesichts der ständigen Nähe der Kinder auf engem Raum. Intime Gelegenheiten würden sich nur ergeben, wenn man erkläre ein Bad nehmen zu wollen.

Ein anderes junges Paar sind Sebu und Aurica gewesen; als wir mehr über sie erfahren, sind sie gerade auf dramatische Weise verstorben. In der Neujahrsnacht dürften sie, von einer Party zurückgekehrt, zuviel Plastikabfälle in den Ofen gestopft haben. Um drei Uhr morgens ist ihre Hütte in Flammen aufgegangen. Aus den verkohlten Leichenresten wird am nächsten Morgen der Schluss gezogen, die beiden hätten sich bis zu ihrem Tod an den Händen gehalten. Jetzt haben Sebus Großmutter Dica, deren Sohn Nelu und acht Kinder – Familienmitglieder, die uns mittlerweile vertraut geworden sind – kein Dach mehr über dem Kopf.

An dieser Stelle wären, wie an anderen auch, die *Voraussetzungen* dafür vorhanden, dass die filmische Darstellung, die sich ‚auf der Kippe‘ zwischen dokumentarischen Bestrebungen und so genanntem ‚Betroffenheitskino‘ befände, in Pathos verfele.⁴⁶ Aber der Geruch täuscht. Es kommt anders.

Zunächst erfahren wir, dass der Priester aus Cluj sich eigentlich weigern wollte die Begräbniszeremonie abzuhalten. Aber weil der Beerdigungsplatz am Friedhof bereits bezahlt worden ist – und er außerdem Politiker ist, für den Stadtrat kandidiert und jede Stimme zählt – kommt das Begräbnis doch noch zustande. Begleitet von Fideln, geschmückten Fahnen, Blumengebinden, tragischen Gesten, Tränen und Dikas Klagerufen werden Sebu und Aurica zu Grabe getragen.

Aber am Ende des Films ist es „Zeit für die Stars aus Dallas, ihre Gage ausbezahlt zu bekommen“. Jeder erhält 25.000 Lei. Pro Kind gibt es 2.500 Lei extra. Für sieben Kinder gibt es also 17.500 Lei. – Das Begräbnis von Sebu und Aurica ist, einen Tag nach seinem wirklichen Stattfinden, für Schwartz nachgespielt worden.

Was wir gesehen haben, war ein „kleines Fernsehspiel“.⁴⁷

Aus Ruinen

„Die entscheidendste Bedeutung alles einmal Hervorgebrachten ist die eines musealen Zeugnisses für die bis dahin verpaßten Gelegenheiten in der Geschichte einer Kulturgemeinschaft.

Aber: Was im Museum diese Kraft der Erinnerung an unumgängliche Verluste, an Verzicht auf Titanismus und Gottesanmaßung zu bezeugen mag, stammt aus dem Müll und ist nicht wiederauferstanden aus Ruinen.“ (Bazon Brock)⁴⁸

Noch einmal möchte ich dem Verlauf unserer Exkursion folgen. Ich überspringe einen weiteren Tag, kehre nach Siebenbürgen zurück und versuche mich an einen Sonntagmorgen zu erinnern, an dem wir uns mit der Germanistin Johanna Bottesch trafen, um gemeinsam den evangelischen Gottesdienst in Neppendorf (rum. Turnișor) zu besuchen.

In der von Sibiu (Hermannstadt) eingemeindeten Ortschaft, ca. 2 km südwestlich vom Stadtzentrum gelegen, leben heute neben Roma, Rumänen und Siebenbürger Sachsen noch knapp über hundert Landler: Nachkommen von im 18. Jh. unter Maria Theresia unfreiwillig nach Siebenbürgen ‚transmigrierten‘, großteils aus dem Salzkammergut stammenden österreichischen Protestanten. Bottesch hat eine Reihe von Publikationen, insbesondere zur Dialektologie der Landler in den drei Ortschaften Neppendorf, Großpold (rum. Apoldul de Sus) und Großau (rum. Cristian) vorgelegt. Am Nachmittag werden sie und ihr Mann Martin Bottesch uns ein 2002 erschie-

nenes umfangreiches Werk in zwei Bänden zeigen: ‚Die siebenbürgischen Landler. Eine Spurensicherung‘. – „Der Grundgedanke des Projekts,“ wird in der Einleitung des Buches zu lesen sein, „war eine Spuren-, Sicherung‘, nicht eine Spuren-, Suche‘. Es galt in erster Linie, dasjenige von dem so beeindruckend reichen kulturellen Erbe der Siebenbürger Landler zu recherchieren und zu dokumentieren, das zu Anfang der neunziger Jahre in den drei Dörfern noch mehr als nur *fragmentarisch* vorhanden bzw. recherchierbar war und nicht ‚gesucht‘ werden musste.“⁴⁹

Bis ins 18. Jh. war die außerhalb des befestigten Hermannstadt gelegene Kirche „nur eine notdürftig instandgesetzte *Ruine*“⁵⁰ gewesen. Der sächsischen Gemeindebevölkerung, die Mitte des 16. Jh.s zum evangelischen Glauben übergetreten war, hatte – nach den Türkeneinfällen (Ende des 15. Jh.s) sowie Großbränden während des Bürgerkriegs (Anfang des 17. Jh.s) und des Kuruzenkriegs (Anfang des 18. Jh.s) – stets die Kraft gefehlt, das ehemals katholische Gotteshaus zu erneuern. Eine Wiederherstellung und der Ausbau des Gebäudes waren erst im Anschluss an die Ansiedlung der aus Österreich deportierten Protestanten (1734) möglich. Durch eine großzügige Spende der Landler gelang es 1747, auf die steinernen Reste des alten, halb verfallenen Kirchturmes die Ziegelmauern eines neuen Turmes zu setzen.⁵¹

Unter anderem über diese wechselvolle Geschichte, die hier nur kurz angetupft werden konnte, erhält man heute Aufschlüsse in einem Nebenraum (dem ehemaligen Bibelstundenraum) des Gebäudes, wo ein kleines, der Geschichte und Kultur der Sachsen und Landler in Neppendorf gewidmetes Museum untergebracht ist:

„1984 haben wir 250 Jahre seit dem ersten Kommen der Landler gefeiert, in einer zweitägigen Feier. Und damals kam dann der Gedanke auf: könnte man nicht auch mal eine Ausstellung machen. Und wir haben von der ganzen Gemeinde, von den Sachsen und auch von den Lndlern, Ausstellungsstücke gesammelt. Obwohl: damals waren das noch keine Ausstellungsstücke, es waren ja Gebrauchsgegenstände, man hat ja mit denen gelebt. Also eine Landlerstube, eine Sachsenstube – Puppen wurden genäht mit den Trachtenstücken – Stickereien, Keramik, alte Bilder, alles Mögliche,“

berichtete Pfarrer Dietrich Galter.⁵² Nach dem Jubiläumsjahr wurde die Ausstellung laufend mit Gegenständen ergänzt. In diesem Zeitraum durfte jährlich nur eine bestimmte Anzahl von Rumäniendeutschen das Land verlassen. Für jeden einzelnen kassierte Rumänien von der BRD ein hohes Kopfgeld. So kam es, dass die Landler bis 1989 in allen drei Gemeinden die Bevölkerungsmehrheit stellten. Erst 1990/91, als die Grenzen geöffnet wurden, begann eine massenhafte Abwanderungswelle nach Deutschland. Besonders junge Leute erhofften sich dort eine bessere Zukunft, weil sie der ökonomischen Weiterentwicklung Rumäniens nicht trauten. Zwei Drittel der Landler siedelten damals aus, was für die Ortschaften den Niedergang ihrer Wirtschaftskraft bedeutete.⁵³

Wenn in einer ersten Etappe der Landlergeschichte dem Verfall Einhalt geboten wurde und Ruinen instand gesetzt wurden, dann gilt es nun, Anfang des 21. Jh.s – in einer späten und (im Sinne Lévi-Strauss') ‚erkalteten‘ Phase – erneut mit dem Verfall *fertig zu werden*. Im Unterschied zur Zeit der „Spuren-Sicherung“ Anfang der 1990er-Jahre geht der suchende Blick mittlerweile oft auf nur mehr *fragmentarisch* Vorhandenes, auf „Ruinen, von denen das geschichtliche Leben abbröckelt und die solcherart herrenlos sich mit Natur verschwistern.“⁵⁴ – Von einem Besuch in Großau oder Großpold rät Frau Bottesch uns deshalb auch ab. Die Atmosphäre dort sei mittlerweile gespenstisch. Die Häuser würden entweder zum Verkauf stehen oder verfallen. Nur wenige seien noch bewohnt oder bewohnbar. Spürbar sei eine Endzeitstimmung, die sich, schon vor 1989 aufgekommen, mittlerweile vehement verstärkt habe.

Museen sind keine Zwischenlager, sondern *Endlager* – das hat Konrad Köstlin, unter anderem auf das *österreichische* Landlermuseum in Bad Goisern Bezug nehmend, eindringlich beschrieben: „Mit ihrer Musealisierung werden die Gegenstände endgültig aus dem Alltag ausgesondert, sie können nur kulturell, als Symbole, wieder belebt werden.“⁵⁵ Der Museumsraum in Neppendorf ist heute zum Bersten voll mit Objekten: Kommoden, Schulbänke und Truhen, Geräte, Geschirr und Keramik, Gesang-, Gebet- und Lesebücher, Schaukästen mit Trachtenpuppen, bestickte Bettbezüge, Höfe in Modellbaunachbildung, Hüte, bestickte Kappen, Uniformen der Feuerwehr und des Männergesangsvereins, Wimpel und Abzeichen, mit Sinnsprüchen bestickter Wandschmuck, Porträtfotografien oder -gemälde und daneben eine Reihe von Schautafeln mit Abbildungen, die mit engen handschriftlichen Kommentaren versehen sind: „Einiges über Beerdigung und Nachbarschaftsbeistand“, „Die Blasmusik als vitaler Faktor im Leben der Neppendorfer“, „Neppendorfer Kindersegen – diese Bilder wurden zusammengetragen 1986“, „Einiges aus der Neppendorfer Landwirtschaft“, „Die Neppendorfer liebten immer das Schöne, die Gemeinschaft und die Arbeit“. – Der Raum ist gleichzeitig Museums- und Speicherraum. Nicht alles kann also präsentiert werden. Vieles steht in Pappkartons verstaubt auf dem Boden. Die Besuchergruppe drängt sich dazwischen. Auf dem Tonband vermischen sich die Antworten Pfarrer Galters und anderer Mitglieder der Kirchgemeinde mit unseren Fragen zu einem mehrstimmigen, aufgeregten, hallenden Text, aus dem ich nur mehr ab und zu einzelne Episoden heraushören kann: von einer besonderen Art von „Christleuchtern“, die am Morgen des Christtages in Kreuzform aufgestellt werden und hinter dem Hochalter angesehen werden können, – von den Beerdigungen in früherer Zeit, – von einer Tochter, die ein Stipendium in Marburg in Deutschland hat, – von der Hoffnungslosigkeit der Jugend, – oder von dem rumänischen Schüler, der sonntags hier die Orgel spielt, gut vom Blatt, aber schlecht nach dem Rhythmus der gesungenen Sprache. – Vieles in kurzer Zeit; und nicht alle Zusammenhänge

lassen sich für uns erschließen: „Da brauchen Sie Jahre, bis Sie das alles ganz genau angeschaut haben,“ meint Pfarrer Galter; und mit besonderer Exaktheit verweist er immer wieder auf die Namen jener Autorinnen und Autoren, die Publikationen zu Einzelaspekten der Landlerkultur längst oder schon seit längerer Zeit *zu Ende geschrieben* haben: „Das müssen Sie alles einzeln kauen.“

Während ein Teil unserer Gruppe noch durch den Museumsraum geführt wird, ist der andere bereits wieder ins Hauptschiff getreten. Die Museumsführung ist auch eine Kirchenführung und umgekehrt. Vieles in der Kirche – die „an diesem Sonntag durch eine Besuchergruppe aus Innsbruck halb voll geworden ist“ – ist *muséal*; während die im Museum angehäuften Dinge eine Dimension gewinnen, die früher die Kirche innehatte: unsere Begleiter und wir stehen vor Zeichen, die gegen die „ewige Verdammnis des Abfalls“ aufbewahrt worden sind.⁵⁶ – „Es ist eine Wohltat hier drinnen“, lautet einer der letzten Sätze Pfarrer Galters auf dem Tonband.

An der Grenze

„Am Rande der Westkarpaten, gleich hinter der ungarischen Zollstation, liegt Oradea. Die Fassaden des mittelalterlichen Stadtzentrums sind frisch renoviert, in der Einkaufszone der 250.000-Einwohner-Grenzstadt flanieren Teenies auf Plateauschuhen, und in den Cafés piepen unablässig die Handys gut gekleideter Geschäftsleute. Ein paar Kilometer weiter nördlich aber findet der freie Fall in den sozialen Abgrund statt: auf der städtischen Müllkippe im Stadtteil Episcopia Bihor. In einem Sumpfgebiet, wo fauliges Wasser Blasen wirft und der Rauch kokelnden Abfalls zum Himmel steigt, leben ‚die Schwarzen‘.“ (Rolf Bauerdick, *Die Brigitte-Reportage*)⁵⁷

Ich habe versucht, abwechselnd einige Aspekte einer zehntägigen volkswissenschaftlichen Exkursion und eines einstündigen Dokumentarfilms hervorzuheben. Einerseits ging es überwiegend um Fragestellungen, die mit Museen in Rumänien zu tun haben. Andererseits wurden Beobachtungen eines Films über das Leben auf einer rumänischen Mülldeponie nacherzählt und kurz reflektiert. Der Grundgedanke, der hinter einer solchen Zusammenschau steht, ist nicht neu und hat, über spiegelbildliche Analogien des Wegwerfens und Aufbewahrens hinausgehend, mit einer „gemeinsamen Grenze“ zu tun, die „von Gegenständen in beiden Richtungen überschritten werden kann.“ (Aleida Assmann)⁵⁸. Für den kulturanalytischen Blick auf diese Grenze ist es hilfreich, sich an Orten zu orientieren, die dies- und jenseits von ihr liegen und durch sie getrennt werden. Unangemessen wäre hingegen ein Verfahren, dass die Grenze verschwimmen ließe, um auf fließende Übergänge oder sich gegenseitig relativierende Sphären abzuheben.⁵⁹ Denn was jenseits der „Prestigeräume“ und ihres goldenen

Bodens liegt: der gefrorene Grund der Kippe, ist symptomatisch für eine gesellschaftspolitische Situation, für ökonomische Dominanz und Repression. Auch wenn unsere Exkursion, Empfehlungen der Nationalen Tourismusorganisation ‚ONT Carpați‘ folgend, als eine ‚Rundreise‘ angelegt war und sich die eingeplanten ‚Rundgänge‘ auf zumeist schön renovierte Stadtzentren beschränkten – krassen Beispielen gesellschaftlicher Hierarchien und Exklusionen sind wir dennoch oft begegnet. Zunächst einmal folgt das Schreiben-Wollen darüber daher auch nur dem Wunsch (möglichst) genug-zu-tun und es (eher) zu vermeiden zu wenig zu tun.

Schließen möchte ich mit ein paar Hinweisen auf eine (mittlerweile preisgekrönte) Fotoreportage, die 2002 in der deutschen ‚Brigitte‘ erschienen ist und sich mit einer Müllhalde bei Oradea (Großwardein) – an der *europäischen* (ungarischen) Grenze, „sechs Autostunden östlich von Wien“ – beschäftigt. 120 bis 200 „Schwarze“, auch „Cigany“ oder „Aasfresser“ genannt, leben dort im Unrat. Wie in Dallas sind es bis auf wenige Ausnahmen Roma. „Von den ungezählten kirchlichen und sozialen Hilfswerken aus Westeuropa, die nach dem Sturz Ceaușescus Rumänien flächendeckend mit karitativen Einrichtungen versorgten, hat bislang keines den Weg nach Episcopia Bihor gefunden. Und die Roma verlassen ihren Hort des Elends so gut wie nie,“ berichtet der Autor und Fotograf Rolf Bauerdick. Hier unterscheidet sich sein Bericht von Schwartz’ Film über die *Akteure* aus Dallas. Weitaus geringer, auch angesichts der aktuellen Inflation, ist in Episcopia Bihor außerdem der Ertrag der Müllarbeit: „Für ein Kilo Blech bezahlt der Schrottfirma ‚Comar‘ 80 Lei, 130 Lei gibt es für ein Kilo Eisen. Das ist nicht einmal ein Cent.“ Handelsbeziehungen mit der Stadt lohnen sich kaum. Keines der Kinder besucht die Schule. Es gibt keine Wasserleitung. Baracken als Wohn- und Übernachtungsgelegenheit fehlen. Bauerdick berichtet von einem in Flammen aufgehenden Autowrack, das Kindern als Schlafplatz gedient hat. Es sei gelungen, drei von ihnen unverseht aus dem Feuer zu holen. – In Oradea sei das Problem bis vor kurzem von der Stadtpolitik ignoriert worden. Nun habe die neu gewählte Bürgermeisterin Rozalia Biro versprochen, die Lebensbedingungen der auf der Müllhalde Lebenden zu verbessern. Zunächst gelte es einmal statistisch festzustellen, wer dort überhaupt lebe.

Nicht gesagt ist, um noch einmal nach Dallas zurückzublenden, dass die vergleichsweise verbesserte Situation dort stabil wäre. Am Ende des Films ist die Struktur, die uns vorgeführt worden ist, massiv gefährdet wieder in sich zusammenzustürzen. Die Drohung die Siedlung abzureißen ist erneuert worden. Und Schwartz zählt die Namen jener Darsteller auf, die bald nach der Fertigstellung des Films verstorben sind. – ‚Wasteland‘ schließt unter anderem mit dem Hinweis auf Gheorge Funars Bestätigung im Amt. Am Ende hat sich der Bürgermeister doch wieder knapp gegen seine Kontrahenten durchsetzen können.

¹ Dazu bereits *Stephan Bachter*, *Claudia Preis* und *Michael Schwendinger*: Wo Dracula allgegenwärtig ist. Als Volkskundler unterwegs im postsozialistischen Rumänien. In: AVN, 9 (2003), H. 1, 71-77, hier 75.

² Vgl. *Keno Verseck*: Per Ausweis zur Hoffnung. In: taz, 12.04.2002.

³ Ebd.

⁴ Reisebericht eines SoFiA-Volontärs (2002): <http://www.bistum-trier.de/zivi/sofia-trier/nachrichten/rundbriefe/rb021030-1.pdf>; Stand aller im Folgenden angeführten Internetquellen: 06.12.2003.

⁵ *Lothar Müller*: Wo eine Grenze ist, da will man auch hinüber. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 43, 21.02.2003, 12.

⁶ *Harm-Peer Zimmermann*: Wie mit Vereinsfahnen Politik gemacht wurde. Preußische Zustände 1871 bis 1914. In: Hess. Bl. f. Vk., 36 (2001): Das Militärische im Volksleben, 67-81, hier 67. – Im Anschluss an die Pariser Februarrevolution kam es auch in Rumänien zu Unruhen. 40.000 Menschen versammelten sich in Blaj (Blasendorf), um ein vereintes Rumänien und eine Eingliederung Siebenbürgens in diesen Staat zu fordern. Sie bildeten eine provisorische Regierung und schufen die Nationalflagge in ihrer heutigen Gestalt. Zit. n. *Karl-Heinz Hesmer*: Flaggen und Wappen der Welt. Geschichte und Symbolik der Flaggen und Wappen aller Staaten. Gütersloh 1992, 10 u. 131.

⁷ Vielleicht würden demnächst auch noch die Farben der Verkehrsampeln geändert werden oder blau-gelb-rote Formationen von Tauben über den Dächern kreisen, mutmaßt etwa der ungarische Student *Mihai Rad*: How to love your country ... The red, the yellow and the blue! In: UniPlanet. International online student magazine. Zuletzt geändert am 13.12.2002. In: <http://ezdragon.cortland.edu/log/ro/ro44/ro44.htm>.

⁸ *Roland Hofwiler*: Der rechte Griff zum Radio. Vom Baltikum bis zum Balkan sprießen rechtsextreme und rechtspopulistische Sender aus dem Boden. In: taz, 21.05.2002, 17.

⁹ *Sonja Windmüller*: Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem. Diss. Marburg 2002, 307.

¹⁰ Vgl. dazu ebd., 80; sowie zur soldatischen „Disziplinierung“ des Mülls und der „militärischen Semantik der Abfallbeseitigungsgeräte“: 71 ff. – Zu den emotionalen Bedeutungsebenen von Fahnen und der kritischen Befragung ihrer „Dingbeseelung“ vgl. *Petra*, *Olaf* u. *Elisabeth Bockhorn*: Von Fahnenmeeren und noch mehr Fahnen. Kurze Anmerkungen zu Fahne, Flagge & Co. In: Salzburger Volkskultur, 20. Jg., H. April 1996, 77-87.

¹¹ Zu *Sigmund Freuds* Auffassungen des Déjà-vus, die hier nur kurz angedeutet werden konnten, vgl.: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum. Frankfurt/Main 2002. FTB 10438 (= Werke im TB, hg. v. I. Grubrich Simitis, redigiert v. I. Meyer-Palmedo), 329; ders.: Das Unheimliche. In: FTB 10454, 156; ders.: Über fausse reconnaissance (déjà raconté) während der psychoanalytischen Arbeit. In: Ergänzungsband zur Studienausgabe. Frankfurt/Main 1975, 229-238. – Ähnliche Überlegungen zur Anfangssequenz von ‚Wasteland‘ in der Rezension von *Jan Distelmeyer*: Auf der Kippe. In: <http://www.filmzentrale.com/rezis/aufderkippe.htm>.

¹² Der Ausdruck ist mehrdeutig und dürfte hier am ehesten mit ‚Schlamm‘ oder ‚Tümpel‘ zu übersetzen sein. Freundliche Auskunft von Diana Moraru, Augsburg, der ich an dieser Stelle für ihre Hilfe bei der Schreibung der rumänischen Ausdrücke im Text herzlich danken möchte.

¹³ Dieses und alle folgenden Zitate nach der englischen Fassung des Films; die deutsche Fassung konnte ich leider nicht heranziehen.

¹⁴ *Martin Heidegger*: Sein und Zeit. Tübingen 1963, § 68, 339; Hervorhebung im Original.

- ¹⁵ *Medicins Sans Frontiers in Roumania*: <http://www.dntcj.ro/NGOs/med-sans-fr/msfinrom.htm>.
- ¹⁶ *Miles Orvell*: The Real Thing. Imitation und Authenticity in American Culture 1880-1940. London 1989, 287.
- ¹⁷ *Ligia Fulga u.a.*: Die Welt der Textilien. Volkskunde Museum Braşov. Dt. Übers. v. E. Hellmann. Braşov 2000, 2.
- ¹⁸ Dieses und die weiter unten folgenden Zitate sind meiner Aufnahme der Museumsführung durch Ligia Fulga sowie Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen mit anschließender Diskussion (26.09.2002) entnommen. Feldforschungsarchiv des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde (Innsbruck): Exkursion Rumänien, MC 4. – Die Sprache (Deutsch bzw. Englisch) wurde jeweils beibehalten.
- ¹⁹ Zit. n. *Elena Viorel*: Zum Begriff „Kultur“ im Rumänischen: Das Modell des Dichter-Philosophen Lucian Blaga (1895-1961). In: http://www.inst.at/ausstellung/enzy/kultur/rumaen_viorel.htm#FNT3 (= Enzyklopädie vielsprachiger Kulturwissenschaften, Wien). Die Autorin nimmt Bezug auf Blagas Hauptwerk, seine 1936-37 entstandene ‚Trilogia culturii‘ (‚Trilogie der Kultur‘).
- ²⁰ *Viorel* (wie Anm. 19), ohne Paginierung.
- ²¹ Vgl. dazu *Bachter* u.a. (wie Anm. 1), 71 f.
- ²² Produktpräsentation Schutzbekleidung: http://www.gore-tex.de/published/gfe_navnode/de.act.tof.www.disp.html.
- ²³ Vgl. dazu *Christoph Köck*: Winterfest. Zur komplementären Gestaltung von Jahreszeiten in städtischen und ländlichen Umwelten. In: ders. u. Burkhard Lauterbach (Hgg.): Volkskundliche Fallstudien. Profile empirischer Kulturforschung heute. Münster 1998 (= Münchener Beiträge zur Volkskunde, 22), 187-209; insbes. (zur schmutzigen Präsenz des Schnees in der Stadt), 196 f.
- ²⁴ Vgl. dazu *Sonja Windmüller*: Zeichen gegen das Chaos: Kulturwissenschaftliches Abfallrecycling. In: *ZfV*, 99 (2003), H. 2, 237-247, hier 242 ff.
- ²⁵ *Wolfgang Klein*: Das Vermächtnis der Geschichte, der Müll der Vergangenheit oder: Wie wichtig ist zu wissen, was die Menschen früher getan oder geglaubt haben, für das, was wir jetzt tun oder glauben? In: *LiLi. Zs. f. Literaturwissenschaft und Linguistik*, 25 (Dez. 1995), H. 100, 77-100, hier 84.
- ²⁶ Zit. n. *Horia Bernea u.a.*: Muzeul Țăranului Român – The Romanian Peasant’s Museum. Bukarest 1995, ohne Paginierung.
- ²⁷ Die Rede von Ikonen hat „[...] in den letzten Jahren eine galoppierende Inflation mitgemacht“, wie *Manfred Papst* pointiert feststellt: Umstellt von Ikonen. In: *NZZ Folio*, Nr. 9, 2002, 25. – Das Begriffsverständnis kann dementsprechend breit ausfallen und bleibt häufig diffus. – Ich gebrauche den Ausdruck Ikone hier, weil er im Rahmen des Bukarester Museums auf ein Bildkonzept hindeutet, in dem äußere Realität abgelehnt und stattdessen eine andere, ‚höhere‘ Wirklichkeit repräsentiert wird. Die Museumsgeschichte in der Ceauşescu-Zeit kann in diesem ‚Rahmen‘ unter dem Aspekt politischer Ikonisierung gesehen werden. – Zum Thema „Ikonen und Gedächtnis“ vgl. *Oliver Haid*: Aus 1000 Jahren ... Ikonen der Algunder Geschichte. Meran 2002, 14 f., dem ich für Hinweise danke.
- ²⁸ Gedächtnisprotokoll zum Gespräch mit Magdalena Andreescu (27.09.2002). Das Werturteil ‚Kitsch‘ findet sich auch in der Darstellung der Museumsgeschichte: http://www.itcnet.ro/mtr/html_en/history.htm.
- ²⁹ Homepage (wie Anm. 28); Hervorhebung von mir.
- ³⁰ Zwei Ausdrücke von *Klein* (wie Anm. 25), 100.
- ³¹ *Horia Bernea*: Return of a native force. In: *The Museums Journal* (London), 95 (1995), H. 5, 31 f., hier 31.

- ³² Zu den Sammelschwerpunkten gehören Keramik, Kleidung, textile Inneneinrichtung, Einrichtungsgegenstände aus Holz und Eisen sowie religiöse Gegenstände. Vgl. dazu http://www.itcnet.ro/mtr/html_en/collections/collections.htm.
- ³³ *Costion Nicolescu u.a.*: Ziua Crucii. Ausstellungsbroschüre. Bukarest 2002, ohne Paginierung.
- ³⁴ Zur Museums Geschichte vgl. *Irina Nicolau*: Le musée du paysan roumain. Histoire et histoires. In: *Ethnologie française*, 25 (1995), 411-424 (mit engl. u. dt. Zfg.). – 1997 gewann das Museum den EMYA (European Museum Of The Year-Award).
- ³⁵ *Paul Ricœur*: Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen. Göttingen 1998 (= Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge, 2), 145, 148 u. 155.
- ³⁶ Vgl. dazu *Martin Scharfe*: Müllkippen. Vom Wegwerfen, Vergessen, Verstecken, Verdrängen; und vom Denkmal. In: *Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde*, Jg. 3, (1988), H. 1, 15-20; über Schuldgefühle und das Bedürfnis nach Erleichterung: 17 f.
- ³⁷ *Horst Baier*: Schmutz – Über Abfälle in der Zivilisation Europas. Konstanz 1991 (= Konstanzer Universitätsreden, 178), 22 u. 31.
- ³⁸ Gefunden als Motto von *Alberto Manguel*: Die Muse im Museum. In: ders.: *Im Spiegelreich*. Berlin 1999, 189-199, hier 189.
- ³⁹ http://www.itcnet.ro/mtr/html_en/blue_key/windows.htm.
- ⁴⁰ *Karl-Josef Pazzini*: Die Toten bilden. Über eine Aufgabe des Museums. In: Gisela Ecker u.a. (Hgg.): *Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen*. Königstein/Taunus 2001 (= Kulturwissenschaftliche Gender Studies, 2), 49-58, hier 49 f., bezieht sich hier auf die Überlegungen, die Jacques Derrida in ‚Falschgeld‘ (dt. München 1993) zur Gabe angestellt hat.
- ⁴¹ *Bernea* (wie Anm. 31), 32.
- ⁴² *Gerd Henniger*: Müllkippe. In: *Akzente. Zs. f. Literatur*, 24 (1977), H. 6, 540-545, hier 542.
- ⁴³ Romanes, die Sprache der Roma, ist dem indischen Sanskrit entsprungen. Ein Verstehen der Sprache der indischen Filme kann aber ausgeschlossen werden. Für Hinweise danke ich Kathrin Sohm.
- ⁴⁴ *Irene Vögeli*: Schmutz-Glossar. Verben und Wörter zum Unreinen und Reinen. In: *Kunstforum International*, Bd. 167, Nov. 2003 (= Theorien des Abfalls), 151-173, hier 165.
- ⁴⁵ *Martin Scharfe*: Die Volkskunst und ihre Metamorphose. In: *ZfV*, 70 (1974), 215-245, hier 241.
- ⁴⁶ Vgl. dazu *Dietrich Kuhlbrodt*: Andrei Schwartz' Dokumentarfilm ‚Auf der Kippe‘. In: *Frankfurter Rundschau*, 27.05.1998, 7.
- ⁴⁷ Der Film wurde für die gleichnamige Sendereihe des ZDF produziert.
- ⁴⁸ *Bazon Brock*: Die Ruine als Modell der Differenz. Die Ruine als Form der Vermittlung von Fragment und Totalität. In: ders.: *Ästhetik gegen erzwungene Unmittelbarkeit*. Die Gottsucherbande. In: *Schriften 1978-1986*. In Zusammenarbeit mit dem Autor hg. v. Nicola v. Velsen. Köln 1986, 176-184, hier 184. – Hilfreich für das Folgende war außerdem besonders die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Untersuchung von *Andreas Schmidt*: Die Ruine. In: Rolf W. Brednich u. Heinz Schmitt (Hgg.): *Symbole zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. Sept. 1995. Münster usw. 1997, 496-504.
- ⁴⁹ Einleitung. In: *Martin Bottesch, Franz Grieshofer u. Wilfried Schabus* (Hgg.): *Die Siebenbürgischen Landler. Eine Spurensicherung*. 2. Bd. Wien, Köln u. Weimar 2002, 19; Hervorhebung von mir. – Wenngleich dort nicht ausdrücklich auf *Carlo Ginzburg* Bezug genommen wird, vgl. zur historiographischen Methode der Spurensicherung dessen Aufsatz: *Spurensicherung*. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche

nach sich selbst. In: ders.: Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. München 1988, 78-125.

⁵⁰ Die Evangelische Kirche von Neppendorf. Sibiu, o.J. (zweite Hälfte 1990er-Jahre); Hervorhebung von mir.

⁵¹ K.-H. Galter: Kurze Neppendorfer Chronik. Sibiu 1997.

⁵² Dieses und die weiter unten folgenden Zitate sind meiner Aufnahme des Gottesdienstes und der Museumsführung durch Pfarrer Dietrich Galter und Mitglieder der Kirchgemeinde (29.09.2002) entnommen. Feldforschungsarchiv des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde (Innsbruck): Exkursion Rumänien, MC 6/7.

⁵³ Für eine ausführliche Darstellung und genaue Angaben zu den Bevölkerungszahlen vgl. *Martin Bottesch*: Die siebenbürgischen Landlergemeinden nach 1989. In: ders. u.a. (Hgg.) (wie Anm. 49), 125-151, insbesondere 126 ff.

⁵⁴ *Hartmut Böhme*: Natur und Subjekt. Frankfurt/Main 1988, 375.

⁵⁵ *Konrad Köstlin*: Historiographie, Gedächtnis und Erinnerung. In: Elisabeth Fendl (Hg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdt. Vk., 4.-6. Juli 2001. Freiburg 2002 (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, hg. v. W. Mezger, 6), 11-28, hier 27. – Zum Landlerrmuseum in Bad Gaisern vgl. ders.: Der Dinge neuer Sinn im Museum. In: *ÖZV*, 99 (1996), 227-231.

⁵⁶ Die Bildlichkeit Dantes verwendet in seiner kurzen Auseinandersetzung mit der Kulturtheorie des Museums *Wolfgang Müller-Funk*: Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien u. New York 2002, 99 f.

⁵⁷ *Rolf Bauerdick*: Von wie wenig kann man leben? Die Müllmenschen von Oradea. In: Brigitte, 14 (2002), 90-94, hier 93. Die im Folgenden auf Oradea Bezug nehmenden Zitate sind ebenfalls dieser Reportage entnommen.

⁵⁸ *Aleida Assmann*: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999, 383. – Zu den „zahlreichen Analogiebildungen zwischen Mülldeponie und Museum“ vgl. *Windmüller* (wie Anm. 24), 240 f.

⁵⁹ Einer der, glaube ich, grundsätzlichen Irrtümer meines Beitrags zu *bricolage* 1 (18-38). – Zur volkswundlich-kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen der Grenze vgl. *Andreas Hartmann*: Was ist eine Grenze? Eine kulturwissenschaftliche Vermessung. In: Rhein.-westf. Zs. f. Vk., 45 (2000), 9-19, hier bes. 11 f.



Knochenteller

Anthropologische Miniatur über das Unangenehm-Übriggebliebene bei Tisch

Oliver Haid

Er hat meist die Form eines Halbmondes oder einer Niere, besteht gewöhnlich aus Porzellan, seltener aus Steinzeug oder Glas und zählt zu den Leitfossilien gründerzeitlicher Tafelkultur. Seiner einst wichtigsten Funktion nach nennen ihn einige alte Menschen „Knochenteller“, jüngere Zeitgenossen haben kaum noch einen direkten Zugang. Doch ist gerade im so entstandenen Bedeutungsfreiraum die Tendenz zur Umnutzung und neuerlichen Aneignung dieser eigenwilligen Tellerform feststellbar. In den folgenden drei Abschnitten sei die 150jährige Wanderung des Knochentellers an den Entscheidungsgrenzen zwischen Speise und Speiserest sowie Unrat und Kunstgegenstand veranschaulicht – eine kleine Illustration, keine Rekonstruktion.

I.

Das Verhältnis von Fleisch und Knochen mag sich in den Konsumstilen der europäischen Gegenwart, am Beginn des 21. Jh.s, als vergleichbar mit jenem von Speise und Abfall darstellen. Frühere Jahrhunderte kannten aber, auch in Europa, eine andere Wertigkeit und einen anderen Umgang mit dem tierischen Organismus. Man braucht nicht auf die immer noch mitschwingenden religiösen Konnotationen des Begriffes von Fleischlichkeit zurückzugreifen, um zu verstehen, dass dem Knochen als dauerhafterem Körperteil eine positivere Bedeutung als dem sehr schnell Faulungsprozessen unterworfenem Fleisch zuerkannt werden konnte.¹ Nein, Knochen selbst wurden und werden noch immer als Nahrungsmittel verstanden. Das Knochenmark beispielsweise war gerade in prähistorischer Zeit eine ersehnte Frucht in harter Schale, insbesondere wegen seines hohen Fettgehalts.² Im Alten Testament war Mark eine fette und nährreiche Speise (Hiob 21,25), Teil des Festmahles, das der Herr in der Prophezeiung Jesajas den Menschen auf dem Berge Zion bereiten werde (Jes. 25,6). Homer nannte Knochenmark als die wichtigste Nahrung, mit der der Held Hektor seinen kleinen Sohn Astyanax ernährte (Ilias XXIII, 501).

Doch wurde das Knochenmark auch als Delikatesse geschätzt, und die Art und Weise seiner Gewinnung konnte Schaucharakter annehmen. Das Zedler-Universallexikon aus dem Jahre 1739 berichtet: „Das Marck aus denen gekochten Rind-Fleisch-Beinen giebt nicht nur eine gute schmackhafte Brühe, sondern es wird selbiges auch darinnen zur Tafel gebracht, und entweder auf einen höltzernen Teller ausgestossen, oder mit einem silbernen Instrument, so man einen Marck-Zieher nennet, da herausgezogen“.³ Derartige „Mark-Löffel“ finden sich gelegentlich unter den Garnituren gründerzeitlichen Tafelsilbers. Sie wurden gegen Ende des 17. Jh.s in England entwickelt, wo Rindermark eine hochgeschätzte Speise war. Mit dem Aufstreben der englischen Silberindustrie im 18. Jh. gelangte diese Löffelform auch auf den Kontinent und erfuhr im 18. Jh. weite Verbreitung.⁴ Neben dem Marklöffel mit Griff im Dekor des Silberbestecks, dessen Laffe aber aus einem langen, halbröhrenförmigen Schaft besteht, gab es auch den zwei-laffigen Marklöffel mit zwei sich gegenüberstehenden, unterschiedlich breiten Halbröhren.⁵ Durch den Wegfall des Konsums von Knochenmark und seiner Zurschaustellung am Tisch haben auch diese Objekte ihre Funktion verloren, ein Vorgang, auf den weiter unten noch genauer einzugehen ist.

Wie wurde aber das Rindermark gegessen? Das Universallexikon gibt auch darüber Auskunft: „[...] ingeleichen wird es auf gerösteten Brod-Schnitten über den Tisch, weil es noch warm, herum gegeben, auch zuweilen in Pastetein, Torten, Klösern und Küchlein verbraucht.“⁶ Dieser Satz war zwar fast unverändert aus dem 20 Jahre älteren ‚Frauenzimmer-Lexicon‘ von Amaranthes⁷ in das Universallexikon übernommen worden. Die Tatsache jedoch, dass noch die 63. Auflage der ‚Süddeutschen Küche‘ der Katharina Prato aus dem Jahre 1919 geröstete Semmelschnitten mit Rindsknochenmark⁸ kennt, lässt auf große Beliebtheit und weite Verbreitung dieser Konsumform schließen.

Archäologische Befunde zeigen zeit- und ortsspezifisch erhöhte Bruchstückhaftigkeit von gewissen Tierknochen. Diese lassen sich allerdings nicht nur durch den Verzehr des Markes erklären.⁹ Bein war jahrtausendlang die Materialgrundlage für verschiedene Werkzeuge und Ziergegenstände. Und Knochenmark diente nicht nur als Speise. Das Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens führt verschiedene Salben aus Knochenmark von Pferd¹⁰, Esel¹¹, Reh¹², Schaf¹³, Schwein¹⁴ und Kalb¹⁵ an, die fast immer gegen Geschwülste oder Knochenleiden angewandt wurden.

Da Knochen, wie bereits erwähnt, eine kulturspezifische magisch-religiöse Dimension anhaften kann, sind auch Verbote einer Knochenbeschädigung oder -zerstückelung keine kulturhistorische Seltenheit.¹⁶ Für den mitteleuropäischen Raum sei erwähnt, dass verschiedene germanische Stammesrechte des Frühmittelalters das Zerbrechen von Knochen unter Strafe stellten.¹⁷ Es war aber, um sich den Nährwert des Knochens zunutze zu machen, nicht immer nötig, die Knochenschale zu zerbrechen.

Oft genügte es, die Knochen, insbesondere kleine Knochen, in Wasser als Suppe zu kochen. Der äußerst geringe Fleischverbrauch in Gebirgsregionen Westösterreichs im 19. und frühen 20. Jh.¹⁸ machte Knochen zu einem raren Gut. Die in der Tiroler Region bekannte Volksschriftstellerin Maria Lang-Reitstätter berichtete in den 1930er Jahren über das Osttiroler Villgratental, dass dort ein Knochen ohne Fleisch zur Aufbesserung der Gerstensuppe erhalten musste und dass es vorkam, dass dieses ausgekochte Bein an noch ärmere Talbewohner weitergeschenkt wurde, die es wiederum als „Gerstenbein“ verwendeten.¹⁹

Dennoch brachte das 19. Jh. einschneidende Veränderungen im europäischen Fleischkonsum mit sich. Dazu gehörte einerseits die Einführung von öffentlichen Schlachthäusern für städtische Zentren seit der napoleonischen Zeit. Aus Gründen der Hygiene und Übersichtlichkeit für die Metzgerbetriebe errichtet, trugen sie auch zur Vermassung und Industrialisierung der Fleischverwertung bei, insbesondere die ab etwa 1870 geschaffenen großflächigen Schlachthanlagen der Millionenstädte wie Paris oder Chicago.²⁰ Durch die vom Liebig-Konzern vermarkteten, älteren Erkenntnisse über das Fleischextrakt entstand im letzten Viertel des 19. Jh.s die Möglichkeit einer billigen Bezugsquelle für bisherige Nebenprodukte der Fleischzubereitung: Suppen und Saucen. Der riesige Rinderbestand Südamerikas, bis dahin wegen der mangelnden Konservierbarkeit des Fleisches weltwirtschaftlich uninteressant, wurde nun für die Hersteller zur kostengünstigsten Lösung für ihren enormen, jährlich steigenden Rinderbedarf. Schlachtung und Verarbeitung vollzog sich in der Hafenstadt Fray Bentos (Uruguay).²¹ Erst während des 20. Jh.s, als durch die uneingeschränkte Anwendung fossiler Energieträger in der Landwirtschaft auf tierische Arbeitsleistungen verzichtet werden konnte, wandelten sich in der landwirtschaftlichen Produktion die bisherigen Nutztiere Rind, Schaf und Huhn zu Schlachttieren. Der Fleischkonsum in den westlichen Industrieländern stieg dementsprechend bis Ende der 80er Jahre. Dann setzte allmählich ein neues Körper- und Gesundheitsbewusstsein, bestärkt durch diverse Nahrungsmittelskandale und sinkende Kaufkraft, dem grenzenlosen Wachstum des Fleischverbrauchs ein Ende.²²

Gleichzeitig mit der weitgehenden Verfügbarkeit des geschätzten Muskelfleisches verschwanden die in früheren Jahrhunderten ausgiebig verwerteten tierischen „Reste“ weitgehend aus dem Sichtfeld des Konsumenten: Blut, Innereien und Knochen. Die BSE-Krise und die mit ihr entstandene spezielle Sensibilisierung gegenüber Knochenmark steht aber nur am Schluss einer Entwicklung, die in der französischen Oberschicht im 17. Jh. ihren Ausgang genommen hat.²³ Norbert Elias hat sie als Teilaspekt seines Prozesses der Zivilisation beschrieben: „Von jenem Standard des Empfindens, bei dem der Anblick der erschlagenen Tiere auf der Tafel und ihr Zerlegen unmittelbar als lustvoll, jedenfalls ganz und gar nicht als unangenehm empfunden wird, führt die

Entwicklung zu einem anderen Standard, bei dem man die Erinnerung daran, daß das Fleischgericht etwas mit einem getöteten Tier zu tun hat, möglichst vermeidet.“²⁴. Mit den Knochen verschwindet auch der „tierische Charakter“ der Fleischspeise, der Gebrauch von Messer und Gabel verhindert unter anderem auch eine allzu intensive geruchliche Wahrnehmung des Fleisches. Nicht nur, dass beim Abbeißen des Fleisches vom Knochen dieser immer wieder direkt unter der Nase gehalten werden musste, es gab auch einen weit anhaltenderen Effekt. Der Nahrungsforscher Deutsch-Renner hielt in diesem Zusammenhang die Meinung eines ihm bekannten Philosophieprofessors für maßgeblich, die auch an dieser Stelle wiedergegeben werden soll: „Er pflegte selbst im Restaurant die Knochen abzunagen, war sich zwar nicht bewußt, weshalb er es tat, hatte sich aber eine andere und nicht unberechtigte Erklärung für seine Handlung zurechtgelegt. Er sagte, das Abnagen verlängere ein Vergnügen, denn nachher, zu Hause, konnte er genießerisch das Erlebnis wiedererwecken, indem er ab und zu an seinen Fingern schnupperte.“²⁵

II.

Im Laufe des 19. Jh.s entstand eine neue Tellerform, die alsbald die prächtigen Tafeln des Erb- und Geldadels und schließlich auch die bescheideneren des mittleren und kleinen Bürgertums bereicherte. Es handelte sich um den nieren- oder halbmondförmigen Beilagen- oder Knochen-Teller, der aufgrund seiner Form eng neben den Speiseteller gesetzt werden konnte. Mit der Einführung des „Service à la russe“ an den europäischen Herrscherhöfen um das Jahr 1800 und kurz danach wurden die zahllosen Schüsseln, Platten und Schalen mit den verschiedenen Speisen von der Tafel verbannt. Dadurch entstand Platz für ausladende silberne Tafelaufsätze, Obstschüsseln, Jardinières und Menagerien. Die Speisen wurden nun „vorgelegt“, das heißt dem Gast auf Platten präsentiert, von denen er oder sie selbst auf den Teller legen konnte.²⁶ Die Servierkunst des Vorlegens wurde von der im Laufe des 19. Jh.s entstehenden Restaurationsbranche weitergepflegt und blieb bis in jüngster Vergangenheit ein Kennzeichen gehobener Gastronomie.

Soweit dieser zusätzliche Teller als Beilagenteller, z.B. für Salat, verwendet wurde, fanden auf ihm Teilgerichte Platz, die nicht mehr auf den Speiseteller passten und so nicht dauernd nachgelegt werden mussten. Bestand der Hauptgang aber aus einer Speise, die von der essenden Person selbst zerlegt werden musste, diente der zusätzliche Teller zur Ablage der nicht verzehrbaren Speisenteile: Gräten, Kopf und Schuppenhaut bei Fisch, Panzer und Schalen bei Hummer und Muscheln, Knochen und Knorpel bei Geflügel sowie Rippen und Keulen. Im ersten Fall wurde vom Beilagen-Teller auf den



Gedeck mit Grätenteller. Fischservice von O. & E.G. Royal Austria um 1900. Privatbesitz Aldrans.

Speiseteller geladen, im zweiten Fall vom Speiseteller auf den Knochenteller. Dadurch wanderten die unverzehrbaren Dinge etwas aus dem Blickfeld des Essenden, und am Teller entstand Raum für genussvolles Speisen. Selbst der Tellerrand blieb sauber. In diesem Sinne legte kurz nach 1900 der Benimm-Experte Hans Joachim von Krampen in seinem amüsanten Werk ‚Was ist vornehm?‘ einer Gouvernante jene Worte in den Mund, die dem Leser auch bei Tisch eine weitere Perspektive – sprichwörtlich über den Tellerrand hinaus – eröffnen sollten: „Aber Herzchen, Butter, Mostrich, Schmalz streicht man doch auf den inneren Rand des Tellers, nicht oben auf den Tellerrand, wohin das Mädchen beim Fortsetzen der Teller unwillkürlich fasst und sich dann an deinem Butter- oder Mostrichrest die Finger beschmutzt. [...] Die Gräten vom Fisch und das ‚Fett‘, das du dem Schinken oder Fleisch abtrennst, kommen hier links auf den kleinen Teller.“²⁷ Ganz anders Horst Hanisch in seinem ‚Kulinarischen Knigge‘ von 1998: „Knochenreste, Kerne und so weiter werden auf das Besteck gegeben und unauffällig auf den Tellerrand befördert.“²⁸ Lässt sich daraus ein niedrigeres Verunreinigungs-Bewusstsein in den gegenwärtigen westlichen Industriegesellschaften ablesen? Wohl kaum. Weit eher zollt der deutsche Erfolgsautor in Sachen gehobener Tischkultur den veränderten Ausstattungen heutiger Tafelservice Tribut, die keine Beilagen- oder Knochenteller mehr vorsehen. Dennoch werden auch – oder gerade

– heute „schwierige Speisen“ verzehrt. In seinem kleinen ABC der „Problemspeisen“ schreibt Hanisch für Artischocken, Austern, Bouillabaisse, Forelle, Geflügel, Hummer, Muscheln und Schnecken die Verwendung von „Abfalltellern“ vor, die überdies auch ausreichend groß sein sollten.²⁹ Bei der Frequenz der hier genannten „Abfallteller“ könnte man glauben, es handle sich um eine klar definierte Tellergattung, wenn schon nicht visuell gekennzeichnet, so doch durch ihre Position am Tisch eindeutig zuordenbar. In Hanischs Kapitel über Tischgedecke sucht man den „Abfallteller“ jedoch vergeblich, dafür stößt man auf den „Brotteller“, der „immer links im Gedeck, und zwar links neben der äußeren Gabel, leicht nach oben verschoben“³⁰ positioniert ist. Warum sollte im 19. Jh. eine klarere Funktionstrennung vorgenommen worden sein? Je vielseitiger ein Gegenstand einsetzbar ist, in unserem Fall ein zusätzlicher Teller des Gedeckes, desto niedriger die Gesamtanzahl der benötigten Gegenstände. Selbst die erwähnte Halbmond-Form deutet auf die Notwendigkeit einer Platz sparenden Verwendung zusätzlicher Teller eines Gedeckes hin. Insbesondere die gedrängte Sitzordnung bei herausragenden gesellschaftlichen Anlässen wie Galadiners zwang zu Platzökonomik, zumal die gesamte Besteckgarnitur zu beiden Seiten und am Kopf des Tellers ausgelegt werden und die Riege der Wein-, Wasser-, und Dessertgläser dahinter aufgestellt werden musste.³¹ Weiters spricht auch die durchwegs neutrale Gestaltung der Beilage- oder Knochenteller für ihre vielseitige Verwendung. Trugen sie dasselbe Dekor wie das Speiseservice, gaben sie ein harmonisches Bild ab, ihr Verlust oder ihre Beschädigung musste ebenso schmerzhaft empfunden werden, wie bei anderen Einzelteilen des Services. Hatte man sich für den Kauf rein weißer, halbmondförmiger Teller entschieden, waren sie für verschiedene Service einsetzbar und konnten im Falle eines Unglücks leichter durch gleiche oder ähnliche Teller ersetzt werden. Nur seltenen wurden diese Teller durch Beschriftung, Dekor oder Formgebung in ihrer Funktion



Knochenteller aus Porzellan ohne Marke aus dem US-amerikanischen Antiquitätenhandel (17,5 x 11 cm). Privatbesitz Innsbruck.



Knochenteller aus Porzellan ohne Marke, vielleicht aus dem Gastronomiebereich (18 x 10,7 cm). Privatbesitz Aldrans.



Gränteller aus Porzellan von O. & E.G. Royal Austria um 1900 (17 x 10 cm). Privatbesitz Aldrans.

Teile vom Teller bis zur Sauciere auch mit Fischdarstellungen versehen waren. Handgefertigte Keramiksteller in Hohlform eines Fisches mit Öffnung an der Oberseite oder in Form eines Flügels mit weißen Federn und Hühnerklaue sind spätere Interpretationen, die schon wegen ihrer aufdringlichen Erscheinung kein breites Publikum angesprochen haben dürften. Die Tatsache aber, dass die Teller in Hinblick auf ihre Funktion gekennzeichnet und somit auf diese allein festgelegt wurden, lässt darauf schließen, dass ihre Verwendung doch nicht so allgemein bekannt war, wie die Autoren der Etikette-Ratgeber es uns glauben machen möchten. Aber vielleicht waren die Teller mit Beschriftung und Bild auch nur für Gastbetriebe mit sozial weit gestreutem Publikum bestimmt. An einer herrschaftlichen Tafel waren sie wohl undenkbar. Hier gehörte die Verwendung des Knochentellers zur Tischetikette, und deren Beherrschung wurde von jedem Gast erwartet.



„Knochen-Schalen-Gräten“-Schale von Carl Tielsch, Altwasser um 1910 (14,5 x 10,5 cm). Privatbesitz Innsbruck.

als Knochenteller kenntlich gemacht. Gemeint sind die dann und wann im Antiquitätenhandel, am Flohmarkt oder bei Ebay auftauchenden Porzellanteller mit der Aufschrift „Bitte um die Knochen“, manchmal ergänzt mit der Abbildung eines oder mehrerer Hundeköpfe.³² Eine ähnliche Funktion erfüllte vielleicht auch die Darstellung von Fischen auf Knochentellern, die Verweiskraft des Bildes war jedoch nicht gegeben, wenn diese Knochenteller – oder besser Gränteller – Teil eines Services waren, dessen übrige

Neben den Knochentellern waren und sind auch heute noch eine ganze Reihe anderer Schalen sowie Schüssel- und Becherformen für die Ablegung unangenehmer Speisereste in Gebrauch. Dabei kamen kleine Schalen, wie jene hier dargestellte, in ihrer Verwendung dem Knochenteller sehr nahe. Ihre geringe Dimension (14,5 x 10,5 cm) lässt nämlich nur den Schluss zu, dass sie jeweils zu einem Gedeck gestellt wurde. Es muss also eine ganze Serie gleicher Schalen am Tisch vorhanden gewesen sein. Noch lange bevor Ende

des 20. Jh.s hohe Kunststoffbecher mit der Beschriftung „Für den sauberen Tisch“ die Tische von Frühstückspensionen und Privathaushalten bevölkerten, erledigten Silberschalen deren Aufgabe. Auf Füßchen oder auf einen Silbersockel gestellt, waren die Schalen in ihrer Barock- oder Biedermeier-Form dem Stil des übrigen Tafelgerätes angepasst und fügten sich diskret in die Reihe silberner oder versilberter Gegenstände am Tisch.³³ Auffälliger war sicherlich der „Tischbutler“, ein breites, rechteckiges Silbergefäß auf Füßchen und mit Deckel, rückseitig versehen mit einem Holzgriff. Er war wohl nur zum kurzfristigen Absetzen am Tisch gedacht, der Holzgriff lässt ein Herumreichen des Butlers durch Personal vermuten.³⁴

Fraglich ist aber auch, was hier deponiert wurde und was dies bedeutete. Es waren wohl Gegenstände, die man aus dem Sichtfeld entfernt haben wollte, etwa Zahnstocher, Korken, Törtchenpapier, Eierschalen etc. Dabei handelte es sich sicherlich um „Ab-Fall“, aber war es gleichzeitig auch „Müll“ im Sinne nicht weiter verwertbaren Materials?³⁵ Schon Gerd Henniger hatte die Kategorisierung von Speiseresten als „Müll“ in Frage gestellt: „Wann und wo der Müll beginnt, ist recht zweifelhaft. Die Hühnchenknochen, die Fischgräten auf dem Teller sind einwandfrei Speisereste, doch eine zerknüllte Papierserviette, etwas Zigarrenasche, ein paar tote Streichhölzer verwandeln sie schon in Abfall, und von da ists nicht mehr weit zum Mülleimer. [...] Was eben lecker vor mir dampfte, eckelt jetzt meine Sättigung; was einst rührende Erinnerung hervorrief, stimmt lächerlich.“³⁶

Der Vorgang des Speisens bei Tisch definiert somit Ort und Zeitpunkt, an dem Speisen und Getränke von einem Status in einen anderen überführt werden. Dabei ist aber festzuhalten, dass es sich in beiden Fällen um Sozialkonstrukte handelt. Selbst Verpackung und Dekoration partizipieren am hohen Stellenwert der Kategorie Speise oder Getränk. Die leere Verpackung, der Wein im halb ausgetrunkenen Glas, die Knochen gehören der Kategorie Abfall an, sind sofort eine Provokation für ihren Erzeuger, den essenden Menschen. Noch bevor der soziale Akt des Speisens beendet, die Tafel aufgehoben ist, müssen diese Dinge entfernt oder am Tisch außer Sichtweite der Speisenden gebracht werden.

Diese Kategorisierungen stehen somit in enger Beziehung zu den Reinlichkeitsvorstellungen und den daraus generierten Ekelgefühlen der betreffenden sozialen Schicht. In ihrer berühmten Studie über ‚Reinheit und Gefährdung‘ entwickelte die Ethnologin Mary Douglas die Ansicht, Handlungen zur Herstellung oder Erhaltung von Reinlichkeit seien kreative Akte zur Stabilisierung des Selbstbildes und zur sozialen Abgrenzung. Denn jeder Gruppe in der sozialen Pyramide erscheint es, als täte sich unter ihr ein Abgrund auf von „Strukturlosigkeit, gegen [den] Barrieren errichtet werden müssen.“³⁷

Dass darüber hinaus aber auch sozialpsychologische Aspekte eine große Rolle

spielen, zeigt Winfried Menninghaus, der in seinem Werk über die Philosophie- und Geistesgeschichte des ‚Ekels‘ bemerkt: „Hochabstrakt formuliert, ist die Abwehrhaltung des Ekels ein spontanes und besonders kräftiges Nein-Sagen (Nietzsche). Ekel impliziert aber nicht nur eine Fähigkeit Nein zu sagen, sondern ebenso einen Zwang zum Nein-Sagen, eine Unfähigkeit *nicht* Nein zu sagen. Als diese quasi-automatische („instinktive“) Form des Nein-Sagens ist Ekel auf der Grenze bewußter Handlungsmuster und unbewußter Handlungstriebe angesiedelt.“³⁸

Damit sind einige Erklärungsangebote genannt, die zu einem besseren Verständnis bewusster oder unbewusster Abgrenzungen beitragen können, etwa auf dem Gebiet des Essbaren/nicht Essbaren oder des Brauchbaren/nicht Brauchbaren. Denn was nicht mehr als essbar angesehen wird, tritt in den Status ein, den andere, genießbare aber nicht als essbar bewertete organische Produkte haben. Grenzziehungen sind hier ökonomisch und ernährungswissenschaftlich unsinnig, sie ergeben aber ohne Zweifel gesellschaftlich und psychologisch Sinn.

III.

Der Knochenteller des 19. Jh.s wird in den westlichen Industriegesellschaften heute nur mehr in Situationen „kultureller Fossilisation“³⁹ angetroffen, etwa bei Staatsdinern oder Banketten traditionsbewusster Gruppierungen und Korporationen. Aber wie ist er von den Tischen des Bürgertums, der Mittelschicht und der Gastronomie verschwunden? Hängt dies mit gewandelten Reinlichkeits- und Hygienevorstellungen zusammen? Winfried Menninghaus, der die „Karriere“ des Ekel-Begriffes seit der Aufklärung untersuchte und damit hauptsächlich die Konjunktur des Ekels als ästhetisches Werturteil bildungsbürgerlicher Milieus im 19. und frühen 20. Jh. im Auge hatte, konstatierte für die jüngere Vergangenheit: „Ende des 20. [Jh.s] wird die Erziehung zum Ekel selbst brüchig und gleichzeitig – als seien die (repressiven) Ekelschranken mächtiger denn je – das Terrain des verworfenen geradezu programmatisch zum gelobten Land angestrenzter Entekelung in künstlerischer, politischer und akademischer Arbeit.“⁴⁰ Die damit gemeinte Regression bürgerlicher Tischetikette und die damit einhergehende Reduzierung der als zunehmend beklemmend empfundenen Speisevorschriften kommen aber zu spät, um für das Verschwinden des Knochentellers verantwortlich zu sein. So sehr das gestiegene Reinlichkeitsbedürfnis im 19. Jh. an der Entstehung des Knochentellers und seiner Verwandten beteiligt gewesen sein mag, so wenig hat es mit dessen Verschwinden zu tun. Auch die stilistische Veränderung des Tafelgeschirrs seit den 1920er und -30er Jahren kann nicht eine hinreichende Begründung für das langsame Verschwinden des Knochentellers in jenen Jahrzehnten, besonders aber nach

dem Zweiten Weltkrieg, liefern, denn der Porzellan-Markt war und ist konservativ. Dietrich Müller, der Sprecher des Vorstandes der Rosenthal AG, konstatierte noch 1993: „[...] mehr als ein Drittel des Umsatzes der deutschen Porzellanindustrie wird heute mit historischen Formen erwirtschaftet, bei denen Anlehnungen an Barock und Rokoko auffällig vorherrschen.“⁴¹ Für ihn bleibt es schwer verständlich, „wenn moderne Menschen, die in anderen Bereichen nach dem Aktuellsten und Modernsten, nach dem (oft überflüssigen) letzten technischen Kniff verlangen oder lautstark sozialistischen Gesellschaftsvorstellungen anhängen, ihren Tisch decken, als wären sie Ludwig XV. oder August der Starke. Und doch gibt es nicht nur die eine junge Braut, die sich ihr Geschirr barock wünscht, weil ‚Barock Barock bleibt und zeitgemäßes Design unmodern wird‘“.⁴² Tatsächlich produzierte Rosenthal generationenlang erfolgreich Barock- bzw. Rokokoformen, etwa die Stilservice „Pompadour“ (erste Form 1893-ca.1900, zweite Form 1924-1945), „Sanssouci“ (1892-heute), „Molière“ (ca.1900-ca. 1960), „Monbijou“ (1896-ca. 1900; 1974-heute), Louis XVI. (1899-ca. 1930), Versailles (1894-ca. 1930) und „Chippendale“ (ca. 1920-ca. 1960) sowie die seit 1908 zu Rosenthal gehörige Marke Thomas ihre bekannteste Form „Barock“.⁴³ Zudem lassen sich die Aussagen Müllers auch auf die Silberschmiedeindustrie übertragen, da sich auch gehobenes Tafelgeschirr aus Silber in unterschiedlichen Reinheitsgraden hauptsächlich an historischen Formen und darunter insbesondere an barocken Vorbildern orientiert.

Die Gründe dafür, dass der halbmondförmige Knochenteller zugunsten anderer Teller beiseite gelegt wurde, sind meines Erachtens im ökonomischen Bereich zu suchen. Bettina Günter hat in ihrer Arbeit über die schwierigen Konsum-Entscheidungen der frühen Nachkriegszeit gezeigt, wie sparsam in vielen mittelständischen Haushalten mit Porzellan umgegangen wurde. Die Scheidung in dickwandiges, oft bunt zusammengewürfeltes Gebrauchsgeschirr und dünnwandiges, historisierendes „Gutes Geschirr“ führte in bescheidenerem Maße ältere Konsummuster fort.⁴⁴ Wo diese Prestigegeschirre als Familiengeschenke im Jugendalter zusammengetragen wurden oder in Form von Sammeltassen mit gleicher Form aber unterschiedlichem Dekor stückweise erworben wurden, hatte eine eigene, nur zum Ablegen von Speiseresten bestimmte Tellerform keinen Platz mehr. Diese Aufgabe konnte durch Kuchen- oder Vorspeiseteller ebenso erfüllt werden. Auch in gastronomischen Betrieben bot sich der Austausch halbmondförmiger Teller durch kleinere Brot- oder Frühstücksteller an, denn diese waren multifunktional und mussten ohnehin in großer Zahl vorhanden sein. Selbst eine Überführung älterer Knochenteller auf neue Service war nur im Falle dekorloser Teller möglich.

Und so verloren viele als Restbestände älterer Service in Kredenzen und Schränken verwahrte Knochenteller ihre Funktion und Daseinsberechtigung. Während ältere

Speiseteller, Schüsseln und Tassen noch im täglichen Umgang verbraucht werden konnten, waren Knochenteller nicht einmal dafür zu gebrauchen. Sie wurden zum unbrauchbaren Restbestand, zum „Müll“. Wo sie Jahrzehnte in Schränken überlebten, wuchs ihnen eine neue, wenn auch sehr subtile Eigenschaft zu, nämlich durch Form und Dekor Erinnerungen an längst verlorene Service und an eine versunkene Tafelkultur zu bewahren, sie wurden zum nostalgischen Objekt, vor allem für Frauen. Und so verwundert es nicht, den Knochenteller, obwohl weitgehend vergessen, im Titel zweier literarischer Werke amerikanischer Autorinnen zu finden. Die Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin Hilda Raz veröffentlichte im Jahre 1989 einen Gedichtband mit dem Titel ‚The Bone Dish‘ (dt. Knochenteller).⁴⁵ Zwar kommt der Knochenteller kein zweites Mal im ganzen Band vor, der Umschlag des Bandes, auf dem Töpfe und Pfannen abgebildet sind, suggeriert jedoch, dass der nostalgische Wert des Begriffes Knochenteller hier als Metapher für versunkene weibliche Lebenswelten in Anspruch genommen wurde. 1992 verfasste die Essayistin Mimi Carmen eine Kurzgeschichte, die sie ‚The Bone Dish‘ betitelte.⁴⁶ Darin spielt ein Knochenteller insofern eine tragende Rolle, als er einen Wendepunkt in der Handlung markiert. Eine junge Frau wird nach vielen Jahren endlich von einem Mann umworben. Die Beziehung scheitert aber, weil der junge Mann, als er das erste Mal mit den Eltern seiner Angebeteten zusammentrifft, nicht weiß, was er mit dem Knochenteller am Tisch anfangen soll. Damit erweist er sich als nicht gesellschaftsfähig, der kleine Porzellanteller dient der Markierung weiterhin stillschweigend existierender sozialer Grenzziehungen.

Inzwischen, da sich das Erfolgsrezept der Internet-Auktion auch des Mikro-Bereiches des Antiquitäten-Handels bemächtigt hat, finden Knochenteller einen weltweiten Markt. Plötzlich wird wieder möglich, was mit dem Ende der Knochenteller-Produktion durch die großen Marken um die vorige Jahrhundertmitte abriß: Der Nachkauf verloren gegangener Stücke. Den Angeboten der Händler und Privatanbieter nach zu schließen, bestehen heute eine ganze Reihe weiterer Funktionsoptionen für diese dekorativen halbmondförmigen Gefäße. Von einer Umfunktionierung zur Seifenschale⁴⁷ ist hier ebenso die Rede wie von Salz-⁴⁸, Salat-⁴⁹ oder Oliven-Schalen, aber auch von der Verwendung als Unterlage für Kipferl oder Hörnchen-Rollen⁵⁰. Außerdem ist nicht auszuschließen, dass es spezielle Knochenteller-Sammler gibt, in Netzwerken scheinen sie bislang aber noch nicht organisiert zu sein. Die Möglichkeit einer zukünftigen Renaissance dieser Relikte historischer Tischkultur kann heute weniger denn je ausgeschlossen werden. Eine solche könnte über neu erzeugte Knochenteller erfolgen, aber auch über die Aneignung überlieferter Objekte durch das „gebastelte postmoderne Sammelsurium“⁵¹ gegenwärtiger Wohnstile.

Michael Thompson hat in seiner ‚Theorie des Abfalls‘ die beiden Übergänge, nämlich von „vergänglich“ zu „Abfall“ und von „Abfall“ zu „dauerhaft“, entsprechend

der Möglichkeit der Wiederaneignung des Verworfenen durch ein Beispiel illustriert: Stevenbilder, viktorianische Seidenwebbilder, die als vergängliche Gebrauchsartikel sich heute einer extremen Seltenheit und damit eines hohen Sammlerwertes erfreuen. Durch die genaue Analyse der Wertentwicklung dieser Bilder gelangte Thompson zu dem Schluss: „Der Übergang vom Abfall zum Dauerhaften geschieht, anders als der Übergang vom Vergänglichen zum Abfall, nicht allmählich, sondern abrupt. [...]. In der Versenkung verschwinden können Dinge allmählich, aber sichtbar werden sie mit einem Schlag“.⁵² Dieser Schlag hat im Falle des Knochentellers noch zu erfolgen. Es ist nicht auszuschließen, dass spätere Forschungen den gegenwärtigen Text als einen derartigen Beitrag zu werten versuchen, immerhin hatte selbst Thompson auch Zeitungsartikel und wissenschaftliche Arbeiten in der Entstehungsgeschichte der neuen Wertigkeit seiner Stevenbilder mitberücksichtigt.

Und noch eine Beobachtung Thompsons halte ich für sehr wichtig. Waren es in früheren Tagen vor allem Frauen gewesen, die Stevenbilder gesammelt hatten, so traten bei ihrer neuerlichen Entdeckung vor allem Männer in Erscheinung: „Von Frauen kontrollierte Gegenstände gelangen in die Kategorie des Dauerhaften, indem die Kontrolle auf Männer übertragen wurde, und wenn diese Übertragung der Kontrolle nicht erfolgte, fand auch der Übergang von ‚Abfall‘ zu ‚dauerhaft‘ nicht statt.“⁵³ So sehr sich auch Geschlechterrollen seit dem fernen Jahr 1979 (erste englische Ausgabe) gewandelt haben mögen, eine gesellschaftliche Aufwertung des Knochentellers als Sammelgegenstand und Artikel des Antiquitätenhandels erscheint auch heute noch ohne männliche Beteiligung unwahrscheinlich. Noch immer sind die Kategorien des Dauerhaften, des Öffentlichen und Wertvollen hauptsächlich männlich kodiert. Dem steht die Kategorie des Privaten gegenüber, über die in einem in Geschlechterperspektive geschriebenen Text zur Müllkultur nicht treffender formuliert werden konnte: „In den privaten Haushalten sind es noch immer zum größten Teil Frauen, die für die Müllwerdung der Dinge hauptsächlich zuständig sind und als deren ‚Totengräber‘ agieren.“⁵⁴

- ¹ *Thomas Macho*: Lust auf Fleisch? Kulturhistorische Überlegungen zu einem ambivalenten Genuss. In: Gerhard Neumann, Alois Wierlacher u. Rainer Wild (Hgg.): Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Frankfurt/Main 2001, 157-174, hier 168 f.; *Caroline Walker-Bynum*: Fragmentierung und Erlösung. Geschlecht und Körper im Glauben des Mittelalters. Frankfurt/Main 1996, 226-302.
- ² *Hans Reichstein*: Knochenmark. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 17 (Kleinere Götter-Landschaftsarchäologie). Berlin u. New York 2001, 52.
- ³ Marck. In: *Johann Heinrich Zedler* (Hg.): Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste etc., 19 (Ma). Halle u. Leipzig 1739, 1247-1253, hier 1249.
- ⁴ *Manfred Meinz*: Schönes Silber. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber. München 1964/1977, 49.
- ⁵ Ebd., 151, Abb. 197.
- ⁶ Wie Anm. 3.
- ⁷ *Amaranthes*: Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon, etc. Leipzig 1715, 1210.
- ⁸ *Katharina Prato*: Die Süddeutsche Küche für Anfängerinnen und praktische Köchinnen. 62. und 63. Aufl. Graz u. Wien 1919, 180.
- ⁹ *Patty Jo N. Watson*: Fragmentation analysis of animal bone samples from archaeological sites. In: *Archaeometry*, 14 (1972), 221-228.
- ¹⁰ *Walter Steller*: Pferd. In: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, 6 (Mauer-Pflugbrot). Berlin u. Leipzig 1934/35, 1598-1652, hier 1645.
- ¹¹ *Hanns Bächtold-Stäubli*: Esel. Ebd., 2 (C.M.B.-Frautragen). Berlin u. Leipzig 1927, 1003-1017, hier 1008.
- ¹² *Will-Erich Peuckert*: Reh. Ebd., 7 (Pflügen-Signatur). Berlin u. Leipzig 1935/36, 616-620, hier 619.
- ¹³ *Ludwig Herold*: Schaf. Ebd., 7 (Pflügen-Signatur). Berlin u. Leipzig 1935/36, 974-985, hier 982.
- ¹⁴ Ders.: Schwein. Ebd., 7 (Pflügen-Signatur). Berlin u. Leipzig 1935/36, 1470-1509, hier 1495.
- ¹⁵ *A. Wirth*: Kalb. Ebd., 4 (Hieb- und stichfest-Knistern). Berlin u. Leipzig 1932, 914-921, hier 921.
- ¹⁶ Vgl. *James George Frazer*: Der Goldene Zweig. Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker. Reinbek 1991, 768 ff.
- ¹⁷ *Jacob Grimm*: Deutsche Rechtsalterthümer, Bd. 1. Vierte verm. Aufl. Leipzig 1899, 109 ff. Vgl. *Hanns Bächtold-Stäubli*: Knochen. In: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, 5 (Knoblauch-Matthias). Berlin u. Leipzig 1932/33, 6-14, hier 6.
- ¹⁸ Vgl. *Roman Sandgruber*: Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert. Wien 1982, 153-171.
- ¹⁹ *Maria Lang-Reitsstätter*: Villgrater Bergbauernkost. In: *Wiener Zs. f. Vk.*, 38 (1933), 18-27, hier 27.
- ²⁰ *Macho* (wie Anm. 1), 172 f.
- ²¹ *Hans-Jürgen Teuteberg*: Die Rolle des Fleischextrakts für die Ernährungswissenschaften und den Aufstieg der Suppenindustrie. Kleine Geschichte der Fleischbrühe. Stuttgart 1990, 117 f. (= *Zs. f. Unternehmensgeschichte*, Beiheft 70)
- ²² *Macho* (wie Anm. 1), 171 ff.
- ²³ *Norbert Elias*: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1 (Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes).

Amsterdam 1997, 252.

²⁴ Ebd., 253.

²⁵ *Hans Deutsch-Renner*: Ernährungsgebräuche. Ursprung und Wandel. Wien 1947, 159 f.

²⁶ *Michael B. Andresen*: Barocke Tafelfreuden an Europas Höfen. Stuttgart u. Zürich 1996, 110.

²⁷ *Hans Joachim von Krampen*: Was ist vornehm? Vom herzens- und gesellschaftlichen Takt. 4.-6. Tausend. Berlin/Gross Lichterfelde o.J., 81.

²⁸ *Horst Hanisch*: Kulinarischer Knigge. Umgangsformen rund um Essen und Trinken. Niederhausen/Taunus o.J. [1998], 32.

²⁹ Ebd., 32-46.

³⁰ Ebd., 13.

³¹ Bilder der Verwendung der Speiseservice des 19. Jh.s für Staatsdiners der Republik Österreich, der schweizerischen Eidgenossenschaft oder der englischen Monarchie vermitteln einen Eindruck der Enge dieser mit Meterband positionierten Gedecke. Vgl. *Ilsebill Barta-Friedl, Andreas Gugler u. Peter Parenzan* (Hgg.): Tafeln bei Hofe. Zur Geschichte der fürstlichen Tafelkultur. Hamburg 1998, 30 (Abb. 44-46); *Andreas Morel*: Der gedeckte Tisch. Zur Geschichte der Tafelkultur. Zürich 2001, 168 f. (Abb. 1-3).

³² Da mir derartige Knochenteller auch auf dem amerikanischen Ebay-Markt (ebay.com) – wo Knochenteller viel häufiger zu finden sind als etwa auf dem deutschen Markt (ebay.de) – nur mit deutscher Aufschrift bekannt sind, könnte es sich in diesem Fall um eine deutsche Sonderform handeln.

³³ Meine Ausführungen beziehen sich auf „waste bowls“ der Firmen „International Sterling“, „Goldfeder Silverware Company Inc.“ und „Reed & Barton“ – alle drei zwischen 10 und 12 cm hoch – angeboten bei Ebay.com im Frühjahr 2004 (Artikel 3725078307, 3701838890, 3724592955).

³⁴ Tischbutler (19 x 14 x 4,5 cm, Griff 10 cm) angeboten bei Ebay.de im Februar 2004 (Artikel 2598253129).

³⁵ Zur neueren Semantik beider Begriffe vgl. *Gudrun Silberzahn-Jandt*: Zur subjektiven Wortbedeutung von Müll und Abfall – Narrative Skizzen. In: Gabriele Mentges u.a. (Hgg.): Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen. Münster, New York, München u. Berlin 2000, 111-124.

³⁶ *Gerd Henniger*: Müllkippe. In: *Akzente. Zs. f. Literatur*, 24 (1977), 540-545, hier 540.

³⁷ *Mary Douglas*: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Frankfurt/Main 1988, 163. Vgl. *Hans Voges*: Viel Lärm um Nichts? Abfall, Schmutz und Verunreinigung in der Sicht der Ethnologie. In: Mamoun Fansa u. Sabine Wolfram (Hgg.): Müll. Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack. Begleitheft zur Sonderausstellung vom 06. September bis 30. November 2003 in Oldenburg. Mainz 2003, 175-185.

³⁸ *Winfried Menninghaus*: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt/Main 1999, 8.

³⁹ Vgl. *Martin Scharfe*: Kulturelle Fossilisation. Bräuche, Traditionen, Traditionsversteinerungen. In: Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst (Hg.): Bräuche, Traditionen, Feste – Eine Aufgabe der Heimatpflege heute? Symposium zum 1. Förderpreis für Hessische Heimatgeschichte. Wiesbaden u. a. 1997, 19-26.

⁴⁰ *Menninghaus* (wie Anm. 38), 27.

⁴¹ *Dietrich Müller*: Vom Design des gedeckten Tisches in der Bundesrepublik Deutschland. In: Alois Wierlacher, Gerhard Neumann und Hans Jürgen Teuteberg (Hgg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder. Berlin 1993, 75-82, hier 77.

⁴² Ebd.

- ⁴³ *Hermann Schreiber, Dieter Honisch u. Ferdinand Simoneit*: Die Rosenthal Story. Düsseldorf u. Wien 1980, 172 f.; *Kestner Museum Hannover* (Hg.): Rosenthal. Hundert Jahre Porzellan. Stuttgart 1982, 24 f., 234.
- ⁴⁴ *Bettina Günter*: Blumenbank und Sammelklassen. Wohnalltag im Wirtschaftswunder zwischen Sparsamkeit und ungeahnten Konsummöglichkeiten. Berlin 2002.
- ⁴⁵ *Hilda Raz*: The Bone Dish. Brockport, N.Y. 1989.
- ⁴⁶ *Mimi Carmen*: The Bone Dish. In: Jack's General Clinton Inc. (Bringhamton, N.Y.). Newsletter March 1992, 1-5.
- ⁴⁷ Angebot „Lefton Green Heritage 4 Bone Dishes“ bei ebay.com.; Maitland, Florida am 16. Mai 2004 (Artikel 3724827406).
- ⁴⁸ Angebot „2 Blue and White Fish Bone Dishes“ bei ebay.com.; Aubury; New York am 6. Februar 2004 (Artikel 3270192575).
- ⁴⁹ Angebot „Franciscan Apple China Bone Salad Plate Dish“ bei ebay.com.; Beaverton/Portland am 5. Februar 2004 (Artikel 3701075676).
- ⁵⁰ Angebot „Lefon Bone Dishes“ bei www.rubylane.com (Artikel 2002-0018).
- ⁵¹ *Elisabeth-Katschnig-Fasch*: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien, Köln u. Weimar 1998, 337.
- ⁵² *Michael Thompson*: Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Stuttgart 1981, 46.
- ⁵³ Ebd., 57.
- ⁵⁴ *Gudrun Silberzahn-Jandt*: Frauen, Müll und Geld. Zum Zusammenhang von häuslichem Handeln und Müllkultur. In: Michael Hofmann, Kaspar Maase u. Bernd Jürgen Warneken (Hgg.): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Marburg/Lahn 1999, 145-169, hier 145. (= Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften; Schriften, 6)

Loses II

Problem

Ehepaar vierfache Brandstiftung vorgeworfen

Brennender Streit um Mülltrennung

Die Anklage glaubt, dass zwei Unterländer aus Ärger über die Müllentsorgung eines Nachbarn zu Brandstiftern geworden sind.

INNSBRUCK (wep). Der Biomüll eines Obsthändlers landete angeblich auch im Restmüll. Für ein benachbartes Unterländer Ehepaar untragbare Zustände. Mit der Geruchsbelästigung wollten sie sich nicht abfinden. Der Staatsanwalt ist überzeugt, dass das der eigentliche Hintergrund für mehrere Brände ist.

Begonnen hat die unheimliche Brandserie am 24. August 2003. Im Holzschuppen, wo die Müllcontainer standen, ging der Rauch auf. Der brennende Container wurde rasch gelöscht.

Total abgebrannt

Dass sie das Müllproblem gewaltig gestört hat, gab die 24-jährige Unterländerin am Landesgericht Innsbruck zu. Sie und ihr 31-jähriger Ehemann wohnen im Haus neben dem Schuppen.

Der fiel noch am gleichen Abend einem zweiten Attentat zum Opfer. Die Flammen zerstörten diesmal nicht nur den Holzschuppen, sondern

auch eine Garage samt den dort abgestellten Autos.

Am 3. September brannte der Dachboden des Hauses, in dem auch die Angeklagten wohnen. Eine Woche später wurde dort erneut Feuer gelegt. In beiden Fällen musste die Feuerwehr ausrücken.

Zwei Nachbarn hatten den 31-jährigen Angeklagten nur wenige Minuten vor Ausbrechen des vierten Brandes vom Dachboden heruntersteigen gesehen.

Geständnis widerrufen

„Ich habe ein Geräusch gehört und habe deshalb nachgeschaut“, rechtfertigte sich der Angeklagte. Er bestreitet inzwischen jeden Zusammenhang mit den Bränden. Vor der Gendarmerie hatte er Brandstiftung Nummer vier gestanden, sogar nach Rücksprache mit seinem Verteidiger.

Diese Brandstiftung gab nun seine Frau zu. Sie habe eine Zigarette auf Papier gelegt. Auch Fall Nummer eins hatte sie zugegeben.

Beide Angeklagten stehen unter Sachwalterschaft. Über die Frau wird ein psychiatrisches Gutachten eingeholt, deshalb wurde verurteilt.

In: Tiroler Tageszeitung, Nr. 28, Mittwoch, 4. 2. 2004, 12.

*Wert***Müllabfuhr entsorgte 1,5 Milliarden Schilling!!!**

Von Matthias Neitsch

[...]

Am 23. 10. 1995 führte ich im Zuge meiner Tätigkeit als Abfallberater der Stadtgemeinde Bad Aussee eine Müllanalyse zweier 1100 l Restmüllcontainer bei einer Wohnsiedlung durch und fand dabei etwas Kleingeld im Müll: genau 2,60 Schilling. Ähnliche Beträge fielen mir bei jeder Müllanalyse in die Hände, es dürfte sich daher um repräsentative Beträge handeln. 2,60 Schilling sind an sich völlig uninteressant, es sei denn, man greift zum Taschenrechner

Das frappierende Ergebnis: Hochgerechnet auf das gesamte in Bad Aussee pro Jahr entsorgte Restmüllbehältervolumen ergibt sich eine jährlich entsorgte Summe an Münzen im Wert von von ATS 11.231,-. Bedenkt man, daß die ATS 2,60 bei besagter Müllanalyse eher zufällig gefunden wurden (weil Kleinteile und Staubsaugerbeutel-inhalte nicht extra sortiert wurden), so darf angenommen werden, daß tatsächlich ein weit größerer Betrag im Müll war.

Bad Aussee hat 5.100 EinwohnerInnen. Der entsorgte Geldbetrag würde also hochgerechnet auf ganz Österreich jährlich etwa 17 Millionen Schilling ergeben, die auf Mülldeponien vergraben wurden oder in Verbrennungsschlacken oder Metallabscheidern von Müllverbrennungsanlagen landen. Dazu kommen noch jene Schillingmünzen, die in dieser Rechnung nicht berücksichtigt wurden, weil sie im Staubsaugerbeutel, im Ausguss, im Kanaldeckel, in der Straßenkehrmaschine, im Blumenbeet landeten oder von neugierigen Kindern auf Bahngleisen unter Zuhilfenahme von Zügen plattgewalzt wurden. Also gehen wir mal ganz grob geschätzt von etwas mehr als der doppelten Summe aus, nämlich 40 Millionen Schilling jährlich. Damit ließen sich schon einige kleinere Budgetlöcher stopfen...

In: Der Abfallter. Das Magazin für Umwelt und Nachhaltigkeit (Graz), 3 (März 2004), 50-52, hier 50. Für Hinweise danken wir Alexander Würtenberger.

Daten

Das Streiflicht

(SZ) Alles, was wir haben, wandert irgendwann in den Müll. Für Archäologen und Kriminalisten ist Müll darum eine Datenbank von unschätzbarem Wert; er hilft ihnen, sich das Bild eines Menschen zu machen, der verschwunden ist – der Ahn, der unter der Erde, der Täter, der über alle Berge ist. Der Müll spricht zu ihnen wie Oscar, der Mülltonnenbewohner aus der Sesamstraße, zu den Kindern, oder Nagg und Nell, die Mülltonnenbewohner aus Becketts „Endspiel“, zu den Eltern. Neu ist hingegen, dass Mülltonnen selbst sprechen können wie nun dank eines eingebauten Chips einige öffentliche Abfallkörbe in Berlin. Wie so viele Alltagsgegenstände, die mittlerweile sprachbegabt sind, ist ihre kommunikative Kompetenz beschränkt. Jeder der fünf Typen von Kalle Kiez bis Susi Schlauf beherrscht nur einen einzigen Satz: „Danke, echt knorke“ oder „Verdammt, befüll mich“. Und jeder der fünf biedert sich einer anderen Müllgruppe an, denn sie alle sind ja Animateure im öffentlichen Dienst und sollen die Berliner zur Reinlichkeit ermuntern.

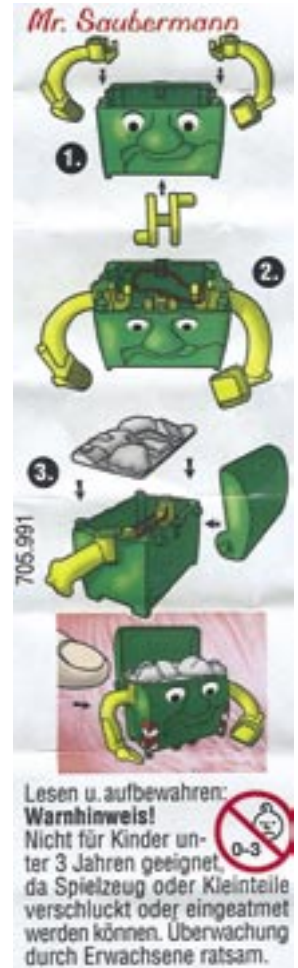
Aber die einsilbige Unterwürfigkeit vieler intelligenter Gegenstände wird in naher Zukunft vor allem ein Trick sein, um ihre Macht zu verschleiern und uns besser zu belauschen. Dann zerreißen sie sich, je mehr sie die Chiptechnologie dazu befähigt, hinter unserem Rücken das Maul und tuscheln, unhörbar für unsere Ohren, unentwegt miteinander. Bald schon wird die Biosphäre erfüllt sein vom Geplapper indiskreter Konsumar-

tikel, die fortwährend ihre Daten abgleichen: Die Fertig Mahlzeit verrät dem Kühlschrank ihre Lagerbedingungen, der Mikrowelle ihre Garzeit, und sie verabschiedet sich von ihren Schwestern, die im gläsernen Schneewittchensarg des Supermarkts schlummern und sofort selbsttätig die Nachbestellung regeln.

Auch über uns werden die Dinge immer mehr wissen. Klatschsüchtig ab Werk tauschen sie dieses Wissen ständig untereinander aus. Sie kennen unsere Konsumgewohnheiten und Kontobewegungen, sodass sie weitergeben können, für welche Werbung wir empfänglich sind und wann wir einen Sofortkredit brauchen. All das Begehren, das wir ihnen zufließen lassen, verwandeln sie in einen Datenstrom, und darum werden sie sich irgendwann mit den Mülltonnen verbünden. Die Mülltonnen werden uns höflich auffordern, immer mehr wegzuworfen, damit wir immer mehr kaufen, bis wir irgendwann entdecken, dass wir selbst die wortkargen Mülltonnen geworden sind, die nur noch einen einzigen Satz kennen: „Verdammt, befüll mich“. Und die Forscher der Zukunft werden nicht mehr Deponien umgraben, um zu erfahren, wer wir waren, sie werden unsere Körper analysieren, um zu erfahren, welches unsere Dinge waren. Denn diese Forscher werden nicht mehr Archäologen, sie werden Marktforscher sein.

In: Süddeutsche Zeitung, 60. Jg., Nr. 94, 23. 4. 2004, 1. Für Hinweise danken wir Herrn Prof. Martin Scharfe.

Disziplinierung



Ferrero Kinder Überraschungsei, gekauft im Juni 2003. Foto: Johann G. Mairhofer. Für Hinweise danken wir Oliver Haid.

*Berg***Unser höchster Berg**

Alles ist so übermäßig verpackt. Viele Dinge werden erzeugt, damit sie eingepackt, ausgepackt und weggeschmissen werden. Der Müllberg wächst.

Auch unsere Bauern, die ich für gescheiter gehalten habe, verpacken das Heu in Plastik, anstatt wie früher es in den Heustadel zu fahren. Es stört mich sehr, wenn ich bei einem Bauernhof vorbeigehe, und dort liegen dann Dosen und Flaschen herum. Die älteren Menschen, mit Eisenöfen im Zimmer, heizen das Verpackungsmaterial ein. Ich habe auch meinem alten Onkel zugeschaut, wie er Schuhe und Gummistiefel in den Ofen hat. Das stinkt fürchterlich. Einmal hat er einen Autoreifen auf dem Hackstock mit der Holzhacke zerhackt und sich gefreut, daß er so billigen Brennstoff bekommt. Es ist gefährlich, alte Menschen ohne Aufsichtspersonen heizen zu lassen.

Bevor wir ersticken im Müll, sollten wir dagegen was unternehmen. Wenn es zu spät ist, können wir nichts mehr dagegen tun. Im Wald liegen Kühlschränke und unbrauchbare Geräte. Ich habe gehört, einen alten Kühlschrank zum Verschrotten zu geben, kostet fünfhundert Schilling. Darum schaut es so aus in den Wäldern und neben den Bächen.

Wie groß ist der Müllberg wirklich? Ich meine, wie groß ist er, wenn wir den ganzen Müll unseres Landes zu einem einzigen Berg aufschütten? Ich kann mir vorstellen, er kann so groß sein, daß wir uns fürchten. Es gibt aber eine Rettung für uns. Wir dürfen nichts erzeugen, was Müll ist oder Müll wird.

Johann Koiseg, 12 Jahre

In: August Koisegg (Hg.): Kinderträume, geschrieben von Kindern mit Illustrationen von Kindern. 2. Kinderliteraturwerkstätte 1994. Buch bei Jenbach (Eigenverlag Kultur am Land) 1994.

Moral

Ja, ich will...
... mit Dir richtig trennen!

VERPACKUNGEN
 KARTONAGEN & KREISTPAPIER

ALTPAPIER

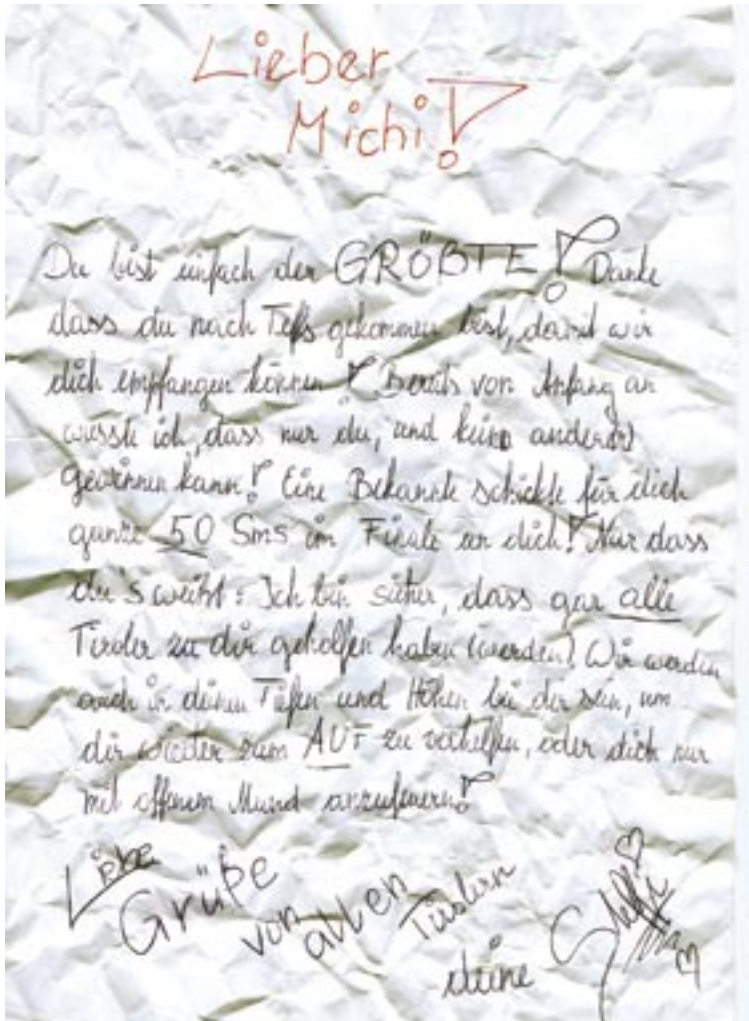
Als einen Hauptteil • deutsche Wertung • Postwurfsort hat bezogen

Eine Aktion Ihrer Gemeinde und der
 Abfallwirtschaft Tirol Mitte GmbH

ATM

Broschüre der Abfallwirtschaft Tirol Mitte, 2002.

Trennung



Aus einem Altpapiercontainer in Telfs, dem Wohnort des ORF-Starmania-Gewinners Michael Tschugnall. Fund im Juni 2003. Für Hinweise danken wir Karin Scherzer.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

VERA BEDIN, geb. 1973; seit 1996 Studium der Pädagogik und Europäischen Ethnologie.

TANJA BEINSTINGL, geb. 1970; seit 2002 Studium der Europäischen Ethnologie (Bakk.) in Innsbruck.

REINHARD BODNER, geb. 1980; seit 1999 Studium der Volkskunde und Germanistik in Innsbruck; seit WS 2000/01 Studienassistent am Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde.

MALTE BORSDORF, geb. 1981; seit 2003 Studium der Europäischen Ethnologie (Bakk.) in Innsbruck.

JOSEF EISENRIEGLER, geb. 1953; seit 1988 Tätigkeit als Umweltberater in Wien; seit 1998 Geschäftsführer des EU-geförderten, sozialökonomischen Betriebes „Reparatur- und Service-Zentrum R.U.S.Z.“; Gründungsmitglied und seit 2000 Österreichdirektor des Europäischen Netzwerkes sozialwirtschaftlicher Betriebe RREUSE; seit 2004 Obmann von RepaNet (Reparaturnetzwerk Österreich).

HELENE GUNSCH, geb. 1972; seit 1999 Studium der Europäischen Ethnologie und Pädagogik in Innsbruck.

OLIVER HAID, geb. 1970; seit 1990 Studium der Volkskunde, Ur- und Frühgeschichte und Psychologie in Innsbruck; 1995 Higher Diploma in Irish Folklore, University College Dublin; 1997 Mag. phil.; seit 1997 Doktoratsstudium der Philosophie (Volkskunde); seit 2000 Vertragsassistent, seit 2001 Universitätsassistent am Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde; seit 2003 Visiting Research Associate des ‚Centre for Tourism and Cultural Change‘ an der Sheffield Hallam University.

BARBARA JOST, geb. 1974; seit 2004 Studium der Europäischen Ethnologie (Bakk.) in Innsbruck.

ALRUN LUNGER, geb. 1979; seit 1998 Studium der Volkskunde und gewählte Fächer in Innsbruck.

JOHANN G. MAIRHOFER, geb. 1956; seit 1989 Studium der Volkskunde in Innsbruck; 1997 Mag. phil.; seit 2001 Lehraufträge am Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde.

LIESELORE MEYER, geb. 1968; Studium der Volkskunde und gewählte Fächer in Graz; 1994 Mag. phil.; 2002 Dr. phil. mit der Arbeit „Alltagsproblem Müll – vom Loswerden der Dinge. Leben mit dem Müll am Beispiel der Landeshauptstadt Graz“; seit Jänner 2001 Bildungsreferentin beim Kärntner Bildungswerk.

WOLFGANG MORSCHER, geb. 1964; Mitarbeiter des Zentralen Informatikdienstes (ZID) der Universität Innsbruck; seit 2000 Studium der Volkskunde; 2003 Bakkalaureat Europäische Ethnologie; seit 2003 Magisterstudium der Europäischen Ethnologie in Innsbruck.

KARIN MOSER, geb. 1978; seit 1997 Studium der Volkskunde und gewählte Fächer in Innsbruck.

GABY PLATTNER, geb. 1964; freischaffende Fotografin.

SIGBERT RICCABONA, geb. 1942; seit 1991 in der Funktion des Landesumweltanwalts von Tirol tätig.

KERSTIN SCHABERREITER, geb. 1977; seit 1999 Studium der Volkskunde (Bakk.) in Innsbruck.

MARTIN SCHARFE, geb. 1936; Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte und Soziologie in Tübingen; von 1965 bis 1968 Wissenschaftlicher Angestellter bei der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart; 1968 Promotion, danach Wissenschaftlicher Assistent und Akademischer Rat am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft in Tübingen; 1980 Habilitation, Privatdozent und apl. Professor; seit 1985 Professor für Europäische Ethnologie und Kulturforschung an der Universität Marburg; seit Wintersemester 2002/03 Gastprofessor am Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Innsbruck.

KATHRIN SOHM, geb. 1980; Studium der Germanistik, Sprachwissenschaft und Volkskunde in Innsbruck seit 1999; Studienassistentin am Institut für Europäische Ethnologie / Volkskunde von WS 2001/02 bis WS 2002/03.

WALBURGA STEMBERGER, geb. 1968; seit 1986 Studium der Geschichte und Sprachwissenschaft; 1992 Mag. phil.; seit 1989 Studium der Psychologie; 1998 Mag. rer. nat.

ANNEGRET WALDNER, geb. 1953; seit 1994 Studium der Volkskunde und Ur- und Frühgeschichte in Innsbruck; 2002 Mag. phil.; seit 2002 Doktoratsstudium der Philosophie (Volkskunde).

SONJA WINDMÜLLER, geb. 1969; seit WS 1989/90 Studium der Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft (Volkskunde) und Germanistik in Marburg und Wien; 1997 Mag. phil.; 2002 Dr. phil. mit der Arbeit „Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem“; zur Zeit Lehrbeauftragte am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Frankfurt/Main.

Alle Rechte sind vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Bewilligung der Verfasserin/des Verfassers. Jede gewerbliche Weiterverwertung ist ohne schriftliche Zustimmung der Redaktion unzulässig.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge trägt die Verfasserin/der Verfasser die Verantwortung. Eine Haftung für die Richtigkeit der Veröffentlichungen kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht übernommen werden.

Die einzelnen Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Bei allen Abbildungen handelt es sich um wissenschaftliche Bildzitate.

Kontakt:

Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

Geisteswissenschaftliche Fakultät

Innrain 52

A-6020 Innsbruck

Tel.: 0043-512 507 4431

Fax.: 0043-512 507 3458

Mail: volkskunde@uibk.ac.at

Internet: <http://www2.uibk.ac.at/volkskunde/strv/bricolage.html>